2649 Bibl. Mont

<366264706300195

<366264706300195

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte

der

Schweizerischen Eidsgenossenschaft.

Von

J. Conrad Vögelin,

Pfarrer zu Benken.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zweyter Band.

Zürich,

in der Geßnerschen Buchhandlung.

1822.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Es wird ohne Zweifel einigem Tadel unterliegen, daß aus den versprochenen zwey Bänden dieser Schweizer-Geschichte nun drey geworden sind, oder richtiger, werden sollen, und man wird zugleich nicht ohne Grund zu finden glauben, daß der gegenwärtige Band mit seinem kurzen Zeitraume von siebzig Jahren in Vergleichung mit dem ersten und dritten Bande, welche Jahrhunderte umfassen, oder umfassen sollen, viel zu voluminös gediehen sey. Dennoch glaubt der Verfasser, diesen Einwendungen Einiges entgegensetzen zu können.

Die Antwort auf den ersten Einwurf scheint im Zwecke der Arbeit selbst zu liegen. Der Verfasser, von der Ansicht ausgehend, daß ein erhöhetes vaterländisches Gefühl im Lande der Eidsgenossen geweckt werden müsse, und daß das Bekanntwerden mit der vaterländischen Geschichte ein hierzu sehr geeignetes Mittel, ja ein unentbehrliches Bedürfniß sey, kann sich von der Ueberzeugung nicht losreißen, daß nicht nur der Städter, sondern auch

der Landmann in den Tempel des Ruhmes und der Tugend unserer Vorfahren eingeführt, und daß vaterländische Geschichte in Landschulen zum Lehrfache gemacht werden sollte. Die einzige gegründete Einwendung gegen diesen Satz kann von der Unwissenheit der Lehrer, und von der Schwierigkeit, ihnen dieses neue Fach beyzubringen, hergenommen werden; das einzige Mittel, dieses Hinderniß ohne Umschweife und große Kosten zu besiegen, schien die Abfassung eines für die Lehrer bestimmten Handbuches der vaterländischen Geschichte nach einem klaren, wohl geordneten Systeme, durch welches der vorhandene Stoff nicht nur in Haupt- und Unterabtheilungen, sondern auch in Capitel und Paragraphen zerfallen, und mit einer deutlichen Uebersicht versehen werde, die jeden mit der vaterländischen Geschichte noch nicht bekannten Lehrer in den Stand stelle, mit einem Blicke das Gebieth zu übersehen, welches er zu durchwandeln habe. Mit dieser Eigenschaft sollte das Buch zugleich eine richtige Schilderung der Art und Natur, der Folgen und Wirkungen aller in ihm enthaltenen Ereignisse, eine anziehende und belebende Darstellung, und eine Sprache verbinden, welche Schönheit mit Popularität, Gedrängtheit mit Verständlichkeit vereinigen würde. Ob ein solches Buch, das zugleich noch zu tausend andern nützlichen Schulübungen Stoff und Gegenstand darbiethen würde, den vorgesetzten Zweck erreichen könnte, ist wohl kaum zu bezweifeln. Dage-

gen dürften die Kosten eingewendet werden, die seine Anschaffung verursachen müßte; doch wird diese Einwendung in einem Lande, wo von Regierungen und Privat-Vereinen so ansehnliche Summen zu gemeinnützigen Zwecken verwendet werden, sich schwerlich mit Nachdruck und Stärke erheben, um so weniger, wenn man bedenkt, daß jede Schule nur Ein Exemplar bedarf, daß die nöthige Summe, selbst in größeren Cantonen, nur wenige hundert Gulden betrüge, daß die Ausgabe für lange Zeit gemacht wäre, und daß sie nicht ein Mahl dem Staate zur Last fallen müßte; sondern ohne Bedenken und Beschwerde jeder einzelnen Gemeinde die Paar Gulden auferlegt werden könnten, die ihre Schule oder ihre Schulen erfordern würden.

Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, ein solches Buch ins Leben zu rufen. Daß der Verfasser damit noch die Absicht verband, für Erwachsene und die gereiftere Jugend ein nützliches Unterhaltungsbuch, vielleicht auch für Collegien ein Handbuch zu liefern, das viel mühselige und Zeit raubende Schreiberey überflüssig machen, und bey dem der vaterländischen Geschichte ohnehin sparsam zugetheilten Zeitmaße mehr Raum zur Vollendung eines Ganzen und zur Dargebung von Betrachtungen vergönnen würde, die sich nicht nur meist bey den äußern Verhältnissen unsers Vaterlandes aufhalten müßten, sondern tief in das Heiligthum seines Geistes und Lebens eindringen könnten; daß der Verfasser mit seinem

Werke noch die Absichten verband, wird ihm wohl niemand zum Vorwurfe machen, so wenig als das, daß es ihm unmöglich geblieben ist, seine Arbeit in eine solche Form zu gießen, daß sie von jedem Lehrer und in jeder Schule, oder auch nur in allen Landschulen ohne einige Abweichung oder Veränderung gebraucht werden könnte. Denkende Männer würden sich in keinem Falle so knechtisch binden lassen, und überhaupt ist es durchaus unmöglich, einen Lehrstoff so genau zuzumessen, wie materiellere Stoffe mit der Elle zugemessen werden können, und selbst das beste Handbuch wird auch dem unerfahrensten Lehrer immer noch bedeutenden Anlaß zur Selbstthätigkeit einräumen müssen. Wenn das Handbuch nur so eingerichtet ist, daß es neben einer gründlichen Darstellung einen schnellen, klaren und vollständigen Ueberblick über das zu behandelnde Gebieth verschafft, und dem Lehrer sogleich zeigt, was von dem vorhandenen Stoffe für ihn brauchbar, was hingegen verwerflich sey, so hat es seinen Zweck erreicht. Deßwegen wird es auch dem vorliegenden Handbuche nicht zum Vorwurfe gemacht werden, wenn selbst dem der Geschichte ganz unkundigen Landschullehrer diese Sonderung überlassen wurde. Jeder verständige Mann wird sogleich einsehen, daß die alte Geschichte vor dem Jahre 1218 für Landschulen nicht viel Taugliches darbiethet, daß für seinen Zweck nur die beyden ersten Capitel derselben brauchbar sind, und daß nach der Erzählung, wie die Römer

das älteste Helvetien unterjocht, die ganze Geschichte bis auf das Jahr 1218 ungefähr in folgende Worte gefaßt werden muß: „Von da an waren unsere „Vorfahren viele Jahrhunderte lang bald diesem, „bald jenem fremden Volke unterthan; erst um das „Jahr 1218 regte sich wieder ihr alter Freyheits„geist. Damahls war nähmlich die Schweiz durch „den Tod des letzten Herzogs von Zähringen ohne „einen eigentlichen Herrscher, und diesen Augenblick „benutzten Städte und Länder zur Wiedererringung „der Freyheit.“ Jeder vernünftige Mann wird sogleich einsehen, daß Capitel oder Paragraphen oder Abschnitte, welche bloße Betrachtungen, Unterhandlungen und verwickelte, politische Verhältnisse beschreiben, für ein noch unreifes Alter abermahls nicht passen, und er wird diese Dinge ohne große Mühe ausscheiden, und allenfalls den gestörten Zusammenhang mit einigen Worten herstellen können, da die ganze Einrichtung des Buches möglichst darauf berechnet ist, ihm diese Arbeit zu erleichtern. Eine noch größere Erleichterung müßte und würde ihm eine von den L. Erziehungsräthen, den Schul-Inspectoren oder andern sachkundigen und einsichtsvollen Männern herrührende Anweisung zum nützlichsten Gebrauche des Buches gewähren. — Bey der Abfassung dieses Handbuches konnte es ferner nicht die Absicht des Verfassers seyn, nur auf seine näheren und nächsten Umgebungen hinzuwirken; sondern er mußte wünschen,

eine für das Gemein-Eidsgenössische Vaterland brauchbare Arbeit zu liefern. Aber hierbey stemmte sich ihm ein mächtiges, früher nicht reiflich genug bedachtes Hinderniß entgegen, die Reformation. Sie ist es, die ihn bewogen hat, von dem Plane seiner Arbeit, nach welchem die Reformation und die spätere Geschichte bis zur Französischen Staatsumwälzung, in wenige Bogen zusammengedrängt, sich an den zweyten Band hätten anschließen sollen, abzugehen, und das Buch statt in zwey Bänden in dreyen erscheinen zu lassen. Erfahrung und Nachdenken haben nähmlich den Verfasser belehrt, daß es unmöglich sey, diese wichtige Begebenheit zu schildern, ohne der einen oder anderen Religionspartey gänzlich zu mißfallen, oder zur Vermeidung dessen in Gefahr zu gerathen, sich fader Oberflächlichkeit hinzugeben. Diese Schwierigkeit steigert sich bey einem Geschichtsbuche, das zum Jugendunterrichte zweyer Religionsparteyen bestimmt ist, ins Unendliche. Eine von einem Reformirten und mehr noch von einem Reformirten Geistlichen verfaßte Reformations-Geschichte müßte für den Katholischen Schulunterricht eben so entschieden verworfen werden, als im umgekehrten Falle für den Reformirten Schulunterricht eine Reformations-Geschichte, die aus der Feder eines Katholischen Clerikers geflossen. Um auch dieses Hinderniß zu besiegen, und sich selbst aller hemmenden Fesseln zu entlasten, ergriff der Verfasser den Ausweg, sein Werk in drey Theilen erscheinen zu

lassen, und die Reformations-Geschichte dem dritten Theile aufzuheben. Dadurch allein konnte der Vortheil erreicht werden, die beyden ersten Bände, die ja ohnehin den Kern der Eidsgenössischen Geschichte enthalten, auch für den Katholischen Schulunterricht brauchbar zu machen, wobey die Hinzufügung der späteren Geschichten der eigenthümlichen Ansicht dieser Kirche überlassen bleiben muß. Rechnet man hier und da einen einzelnen Ausdruck ab, welcher der Feder des Verfassers entschlüpfen konnte, so findet sich in jenen zwey Bänden auch für den strengsten Katholiken durchaus nichts Anstößiges, und selbst die im letzten Capitel des zweyten Bandes vorkommende Darstellung der kirchlichen Verhältnisse in den Jahren gerade vor der Reformation kann dem Werke seine Brauchbarkeit für Katholischen Schulunterricht nicht rauben, da der Katholike mit dem Protestanten darin übereinstimmt, daß damahls in der Kirche große Verbesserungen nothwendig waren, und mit ihm hauptsächlich über die Art streitet, wie dieselben hätten erzielt werden sollen.

Leichter erscheint die Beantwortung des zweyten der im Eingange angeführten Einwürfe, welcher von der Ausdehnung eines Zeitraumes von bloß siebzig Jahren auf einen ganzen Band hergenommen ist. Es darf bloß erinnert werden, daß die Geschichte weder nach Jahren, noch Jahrhunderten, sondern nach folgenreichen Thaten. rechnet, und an den Geschichtschreiber die Forderung macht,

einem einzigen thatenreichen Jahre mehr Raum und Zeit zu widmen, als Jahrhunderten, die thatlos und öde in das Meer der Ewigkeit hinab geflossen, und sich einzig davor zu hüthen, auch in solchen Jahren weder dem Unwichtigen ein zu großes Gewicht, noch dem Wichtigen eine zu große Gedehntheit zu geben. Der Verfasser ist nicht anmaßend genug, behaupten zu wollen, daß er nicht hie und da in diese Fehler verfallen sey; aber wenn von dem in diesem zweiten Bande enthaltenen Zeitraume mit Recht gesagt werden kann, daß er die höchste Blüthe und das höchste Verderben des Vaterlandes darstelle; daß in seinem kurzen Laufe in den Grundzügen des Eidsgenössischen Volkscharakters eine völlige Umwälzung vorgegangen, die auf Jahre und Jahrhunderte hin wirkte, und guten Theils noch jetzt unser ganzes Seyn und Wesen bestimmt; wenn in jenen Jahren die Wurzeln so vieles noch unvertilgten Bösen zu suchen, die kräftigsten Warnungen gegen manche noch herrschende oder neu aufkeimende Verirrung zu finden sind; wenn es erwiesen werden kann, daß ohne jene Jahre die Glaubensverbesserung in der Eidsgenossenschaft kaum einen festen Fuß gefaßt; wenn endlich zu zeigen ist, daß damahls der Same gesäet wurde, dessen Früchte dem uralten ewigen Bunde der Eidsgenossen in unsern Tagen den Untergang gebracht, so wird wohl niemand mehr behaupten wollen, daß diesem Zeitraume zu viel Aufmerksamkeit geschenkt

worden sey. Ein einziger Blick auf das vortreffliche Werk eines Müller und Glutz wird auch lehren, daß dort eben diesen Jahren beynahe so viel Ausdehnung gegönnt worden sey, als der gesammten frühern Geschichte, und es läßt sich wohl ohne Täuschung annehmen, wenn Glutz mit gleichgründlicher Ausführlichkeit, wie Müller, geschrieben hätte und eben so tief in das innerste Heiligthum der vaterländischen Geschichte eingedrungen wäre, so würde der genannte Zeitraum auch in jenem unsterblichen Hauptwerke über die Eidsgenössische Geschichte, eben so viel, ja noch größeren Raum erhalten haben, als alle frühern Jahrhunderte.

Wenn denn endlich getadelt werden sollte, daß sich der Verfasser im Uebermaße an fremde Arbeit gehalten, so erinnert er, daß er nach seinen in der Vorrede des ersten Theiles ausgesprochenen Ansichten sich fast einzig die Form seines Werkes vorbehalten, und es sich übrigens zum Grundsatze gemacht, das Beste der vaterländischen Geschichte mit Geschmack und kluger Auswahl vorzutragen, und sich da, wo frühere, an Geist und Darstellungsgabe unendlich überlegene Schriftsteller für seinen Hauptzweck des Jugend- und Volksunterrichtes passend erzählen, mit gewissenhafter Treue selbst an ihre Worte anzuschließen. Und sollte nicht auch das schon verdienstlich seyn, das Volk bekannt zu machen mit dem, was große Männer in Werken gelehrt, die im Ganzen des Volkes Fassungskraft

übersteigen, der Jugend eine würdige Vorschule für das ernstere Studium der vaterländischen Geschichte zu geben, und vielleicht in Manchem die lebendige Lust zu erwecken, in den reinen Hauptquellen die Nahrung des Geistes zu suchen, die ihm schon im Auszuge Belehrung und Freude gewährt.

Benken, im Februar 1822.

Der Verfasser.

Chronologische Inhalts-Anzeige.

Des zweyten Hauptheiles dritte Unterabtheilung.

Die letzten Freyheitskriege. 1450 — 1510.

Erstes Capitel.

Die Zeiten vor dem Burgundischen Kriege 1450 — 1474.

Jahr. Seite.

Vorwort. 1

Innere Verhältnisse.

1. Der Eidsgenossen selbst.

Die Eidsgenossenschaft im Allgemeinen. 1
Die Waldstätte. 2
Glarus. 2
Zug. 3
Luzern. 3
Bern. 3
Zürich. 5

2. Der Befreundeten und Schutzverwandten.

Bündten. 8
St. Gallen und Appenzell. . . 8
Solothurn. 11
Basel. Stiftung der Universität. 1460. 12
Bisthum Basel. 14
Freyburg im Uechtlande. . . . 15
Wallis. 17
Schlußwort. 17

Aeußere Verhältnisse.

Vorwort. 18

Jahr		Seite.
1447 — 1468	1. Verhältnisse mit Italien. Mailändisches Capitulat. 1467.	19
1450 — 1468	2. Verhältnisse gegen Oesterreich und das Deutsche Reich.	
1450	Nürnberger=Krieg.	21
1452	Pfalz	21
1453	Werdenberg	21
1454	Bund mit Schaffhausen. . . .	21
1458	Der Plappart=Krieg.	23
—	Einnahme von Rapperschwyl. . .	24
1460	Eroberung des Thurgaues. . .	25
—	Belagerung von Winterthur. . .	26
—	Der Kempten=Krieg.	28
1468	Mühlhauser=und Waldshuther=Krieg.	29
1453 — 1473	3. Verhältnisse gegen Frankreich und Burgund.	
1453	Bund mit Frankreich. . . .	32
1467 — 1474	Burgund (Carl der Kühne, Herzog von Burgund. Ludwig XI., König von Frankreich. Die ewige Richtung. 1474.)	33

Zweytes Capitel.

Der Krieg mit Burgund.

Vom vier und zwanzigsten October 1474 bis zum sechsten Januar 1477.

1474	Erster Feldzug.	
—	Schlacht bey Hericourt. . . .	47
—	Tagsatzung zu Luzern. . . .	49
1475	Zweyter Feldzug.	
—	Die Streifzüge des Jahres 1475. .	50
—	Die Treulosigkeit der Fürsten. . .	51
	Carl erobert Lothringen. . . .	52
1476	Dritter Feldzug.	
—	Carls Anmarsch.	54
—	Mordnacht zu Iverdun. . . .	56
—	Belagerung von Granson. . . .	58
—	Schlacht von Granson. . . .	62
—	Die Beute von Granson. . .	66
—	Ludwig XI.	70
—	Neue Kriegsrüstungen. . . .	70
—	Carl zu Lausanne.	72
—	Tagsatzung zu Luzern. . . .	73
	Vierter Feldzug.	
—	Carls Marsch nach Murten. . .	75

Jahr.		Seite
1476	Belagerung von Murten.	75
—	Anmarsch der Eidsgenossen.	77
—	Schlacht bey Murten.	78
1476	Eroberung der Waat.	85
—	Friede mit Savoyen.	86
—	Herzog Carl nach der Schlacht von Murten.	86
—	Eidsgenössische Gesandtschaft nach Frankreich.	88
1476 — 1477	Fünfter Feldzug.	
1476	Carl rückt ins Feld.	90
—	Graf Cola Campobasso.	90
1476 — 1477	Belagerung von Nancy.	91
1477	Schlacht bey Nancy.	94
—	Herzog Carls Tod.	96

Drittes Capitel.

Die Zeiten des Niclaus von der Flüe. 1477 — 1481.

1477	Benehmen gegen Burgund.	98
—	Gesandtschaft nach Frankreich.	101
—	Erbvereinigung mit Oesterreich.	105
1478	Friede mit Burgund.	106
1478 — 1480	Hoch-Burgunds Schicksal.	106
	Eidsgenossen in Französischem Dienste.	107
1477	Das tolle Leben.	108
—	Freyburg frey. Bund mit Savoyen und Genf.	110
1477 und 1478	Verhältnisse mit Mailand.	110
1478	Schlacht bey Giornico.	113
1477 — 1482	Schilderung der Eidsgenossenschaft.	
	Sitten.	114
	Kirchliche Angelegenheiten.	116
	Wissenschaften.	120
	Politik.	121
1481	Tagsatzung zu Stanz.	124
1417 — 1487	Niclaus von der Flüe.	125
1481	Die Stanzer-Verkommniß. Freyburg und Solothurn in den Bund.	128

Viertes Capitel.

Waldmanns Zeiten 1482 — 1489.

	Vorwort.	129
1482 — 1489	Schilderung der Eidsgenossenschaft. Politik. — Innere Verhältnisse.	129

Jahr.		Seite.
	— — — Auswärtige Verhältnisse. .	133
	Kirchliche Angelegenheiten. Courtisanerie.	135
	Sitten.	144
	Wissenschaften.	147
1489	Hans Waldmann, Ritter, Bürgermeister von Zürich.	147
—	Der Waldmannische Spruch. . .	171
—	Der geschworne Brief vom fünf und zwanzigsten May 1489.	173
—	Herstellung der Ruhe.	174

Fünftes Capitel.

Die Unruhen vor dem Schwaben-Kriege. 1489 — 1495.

	Vorwort.	176
1489	Zerstörung des Klosters zu Rorschach. .	176
1490	Der Rorschacher-Krieg. . . .	178
—	Der Friede.	181
1493	Zug nach Burgund.	183
1494 und 1495	Zug nach Neapel.	184

Sechstes Capitel.

Der Schwaben-Krieg. 1495 — 1499.

1495 — 1498	Ursachen des Krieges.	189
1495 — 1497	Constanz verscherzt.	192
1497 und 1498	Bündniß mit Rhätien. . . .	193
1498	Verwirrungen in der Eidsgenossenschaft.	194
1499	**Erster Feldzug.**	
—	Anfang des Krieges. . . .	195
—	Gefechte von Luziensteig und Treisen.	196
—	Schlacht im Hard.	197
—	Erster Zug ins Hegau. . . .	199
—	Die Eidsgenössische Tagsatzung. .	200
—	Bündniß mit Frankreich. . . .	205
—	Friedensunterhandlungen. . .	226
	Zweyter Feldzug.	
—	Treffen beym Bruderholze. . .	207
—	Waffenthat bey Hallau. . . .	207
—	Ueberfall bey Ermatingen. . .	208
—	Zweyter Zug ins Hegau. . . .	211
—	Frauentreue.	212
—	Hans Schuler, genannt Wala. .	212
—	Schlacht bey Frastenz. . . .	213
—	Begnadigung des Wallgaues. . .	215

Jahr.		Seite.
1499	Dritter Feldzug.	
—	Rüstungen.	216
—	Schlacht auf der Malser Heide.	217
—	Dritter Zug ins Hegau.	219
—	Des Kaisers verunglückter Einfall in Bündten.	219
—	Unterhandlungen und Rüstungen.	221
—	Schlacht bey Dornach.	223
—	Friede.	228
1501	Basel und Schaffhausen in den Eidsgenössischen Bund.	233

Des zweyten Hauptttheiles vierte Unterabtheilung.

Die Mailändischen Feldzüge. 1499 — 1519.

Erstes Capitel.

Ueberblick. 236

Zweites Capitel.

Der Kampf der Parteyen. 1499 — 1510.

1499	Anfang der Mailändischen Feldzüge.	239
1500	Belagerung von Novara.	242
—	Verrath an Ludovico Sforza Moro.	244
1500 — 1502	Streitigkeiten mit Frankreich.	246
1503	Erwerbung von Bellenz.	247
1501 — 1507	Umtriebe und Bestechungen.	248
1510	Bündniß mit dem Papste.	253
—	Matthäus Schinner, Cardinal, Bischof zu Sitten.	254
1510	Chiasser-Zug.	256

Drittes Capitel.

Die Eidsgenossen gegen Frankreich 1511 — 1516

1509 — 1511	Politische Verhältnisse.	258
—	Der kalte Winterzug.	259
1512	Politische Bewegungen.	262
—	Der große Pavier-Zug.	264
—	Maximilian Sforza's Einsetzung ins Herzogthum Mailand.	267
1513	Unterhandlungen und Rüstungen.	268

Jahr.			Seite.
	—	Zweyte Belagerung von Novara.	271
	—	Schlacht bey Novara.	273
	—	Zug nach Dijon	276
	—	Friede von Dijon.	278
1514 —	1515	Unterhandlungen und Rüstungen.	278
	1515	Wiederausbruch des Krieges	281
	—	Friede zu Galera.	284
	—	Schlacht von Marignano.	286
	—	Heimkehr der Eidsgenossen.	291
	—	Verwirrung in der Eidsgenossenschaft.	292
	—	Mailand an Frankreich abgetreten.	294
1515 —	1516	Eidsgenössische Unterhandlungen mit Frankreich.	295
	1516	Der Kaiserzug.	297
	—	Der ewige Friede mit Frankreich.	298
		Schlußwort.	299

Viertes Capitel.

Innere Verhältnisse der Eidsgenossenschaft. 1499 — 1519.

1508 und	1511	Furno's Betrug.	300
	1511	Franz von Arsent, Schultheiß zu Freyburg.	303
1513 —	1516	Die Unruhen während der Mailändischen Feldzüge.	305
	1513	Unruhen nach dem Novareser-Zuge.	305
1513 und	1514	Unruhen nach dem Dijoner-Zuge.	311
	1514	Die Unruhen des Jahres 1514.	312
	1515	Unruhen nach der Schlacht von Marignano.	314
1515 —	1518	Daniel von Babenberg.	346
	1515	Cardinal Matthäus Schinner und Georg auf der Fluh, genannt Supersax.	316
1509 —	1519	Vergrößerungen der Eidsgenossenschaft. Appenzell in den Bund 1515.	317
1499 —	1519	Verhältnisse unter den Cantonen.	318

Fünftes Capitel.

Sitten und Cultur-Geschichte der Eidsgenossen. 1400 — 1519.

Verfassung einzelner Cantone	320
Justiz	324
Policey.	325
Bundesverfassung.	326
Gemeine Herrschaften.	327
Kriegswesen.	327
Kirchliche Angelegenheiten.	
Gottesverehrung.	332
Hostien.	337
Heilige.	337

Seite.

Aberglaube. (Verwüstung des Tessins. 1515.) 340
Bildung und Sitten des Clerus. . 345
Die Bisthümer. Der zweyte Pfaffenbrief. 1493. 348
Die Klöster. 349
Uneinigkeit des Clerus Die Ketzerische Geschichte. 350
Verhältnisse mit dem Pabste. . . 355

Wissenschaften.

Rechtskunde. 359
Heilkunde. 359
Theologie. 360
Schulen. Universität und Buchdruckerey zu Basel. 361
Vaterländische Geschichte. . . 364
Litteratur. 364
Dichtkunst. 365

Sitten.

Alte Sitten. (Das Turnen.) . 366
Neue Sitten. (Die Pest, der große Tod genannt.) 369

Des zweyten Hauptttheiles dritte Unterabtheilung.

Die letzten Freyheitskriege.

1450 — 1501.

Erstes Capitel.

Die Zeiten vor dem Burgundischen Kriege.

1450 — 1474.

Vorwort.

Die Zeiten nach dem Zürcher- und vor dem Burgunder-Kriege brachten in den inneren und äußeren Verhältnissen der meisten Eidsgenössischen Cantone oder der ihnen befreundeten Städte und Länder so merkwürdige Veränderungen hervor, daß wir den Gang der Begebenheiten aus diesen zwey Haupt-Standpuncten zu betrachten haben.

Innere Verhältnisse

1. Der Eidsgenossen selbst.

Von der Eidsgenossenschaft im Allgemeinen, zum Theile auch von ihren Verbündeten läßt sich sagen, sie suchten in diesem Zeitpuncte hauptsächlich die Wunden zu heilen, die der lange, unselige, einheimische Krieg ihnen allen

in größerem oder geringerem Grade geschlagen; sie strebten, das alte Glück wieder herzustellen, das Gerettete zu erhalten, wo möglich, zu vergrößern.

Die Waldstätte erlitten die wenigsten Veränderungen. In ihrem Inneren ruhig, gegen Außen hin abgeschlossen, sind sie seit Jahrhunderten unverändert, an Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Wissenschaft und Sitten noch heut zu Tage beynahe eben dieselben, wie damahls. Sie lebten mit ihren Herden und ihren Alpen zufrieden; eifersüchtig auf ihre Freyheiten und Rechte; alle Zeit zur Vertheidigung derselben sogar gegen Eidsgenossen so rüstig, daß Schwyz auch in diesen Jahren wieder, in einen einheimischen Krieg loszubrechen, drohte; erregbar besonders gegen fremde Fürsten; ihrer Freunde Freunde; ihrer Feinde Feinde; fest in Liebe und Haß. Die geistliche Gewalt achteten sie, wenn sie sich in ihren Schranken hielt; nicht aber, wenn sie ins Weltliche eingriff. Vergrößern konnten sie sich nicht leicht, weder durch Kauf, noch durch Krieg; denn nie hatten Herren in ihren Ländern bedeutende Güter und Rechte besessen, und wenn sie Eroberungen machen wollten, mußten sie sich über das Gebirge oder nach andern, von ihren Grenzen entfernten Gegenden wenden, meistens das Eroberte mit den Eidsgenossen theilen.

Glarus, welches seit seinem Beytritte zur Eidsgenossenschaft nur mit den vier Orten Zürich, Uri, Schwyz und Unterwalden einen Bund gehabt, der ihm die Beschränkungen auferlegte, „aus eigenem Willen keinen Krieg anzufangen, „den Eidsgenossen aber stets ohne Widerrede zuzuziehen, und „Jeden, mit dem sie sich verbünden würden, auch als Bundesgenossen anzusehen," wurde nach dem Zürcher-Kriege allen Orten mit gleichen Rechten verbündet. Im Inneren seiner stillen Thäler sorgte es für Sicherheit des Handels und des Eigenthumes. Menschliche Uebermacht wurde nicht gefürchtet; aber wenn die ausbrechenden Gewässer der Hochgebirge dem Lande einen plötzlichen Untergang drohten,

demüthigte man sich vor der furchtbaren Macht des Herren der Natur.

Zug benutzte jede Gelegenheit, das in seinem Gebiethskreise liegende Eigenthum fremder Herren an sich zu kaufen. Die große, wie allenthalben, mit Aberglauben und Finsterniß verflochtene Andacht des Volkes hinderte die Stadt nicht, ihre Unabhängigkeit gegen die Eingriffe berühmter Gotteshäuser zu vertheidigen.

Luzern hatte bey seinem Eintritte in den Eidsgenössischen Bund dem Hause Oesterreich noch einige Rechte vorbehalten, die diesem Hause immerfort einen gewissen, das Emporkommen der Stadt hindernden Einfluß verschafften. Nachdem aber der über Herzog Friederich 1415 geschleuderte Bann und die Reichsacht jene Rechte gelöst hatten, nahm das nun erst ganz befreyte Luzern schneller an Macht und Schönheit zu. Staatsmänner, wie Haßfurter und Hertenstein, förderten das Glück der Stadt.

Bern, in seinem Streben seit Jahrhunderten fest, erfreute sich einer wohl geordneten Verfassung, welche kräftige Leitung der Geschäfte mit nützlicher Freyheit, weiser Volks-Repräsentation und klugen polizeylichen Einrichtungen verband. Viele geistliche und weltliche Herren suchten und fanden Schutz in dem Bürgerrechte mit Bern. Durch dieses Ansehen wußte sich die Stadt mannigfaltige Vortheile zu sichern, welche Andere entbehren mußten. Mit den Eidsgenossen lebte Bern in dem besten Vernehmen. Durch vaterländische Freudentage suchte es häufig, diesen brüderlichen Sinn noch lebendiger zu machen. Seine Herrschaft strebte Bern immerfort auszubreiten und zu befestigen, was nicht so wohl durch die Kraft des Geldes, als durch die Macht der öffentlichen Meinung gelang. Nach den Kriegen mit Freyburg, Zürich, Frankreich, Oesterreich war Bern so arm, daß es das Unter-Aargau um zwanzig tausend Gulden an die Eidsgenossen, (mit Ausschlusse der Zürcher,) verpfänden mußte. Um diese

Schuld zu tilgen, wurde fünf Jahre lang ein Wochenangster gefordert; aber die Sammler dieser schweren Steuer hatten einen hohen Eid auf sich, keinen Pfennig von derselben anders, als zur Tilgung jener Schuld anwenden zu lassen. Dieses Geldmangels ungeachtet war der Credit der Stadt aufs festeste gegründet, und die Zunahme ihres Flores und ihres Nahmens groß. Mit vorzüglichem Fleiße und Glücke suchte Bern, seine Hauptmacht zuerst in den der Stadt zunächst liegenden Landgerichten; dann aber im Oberlande und Emmen=Thale zu gründen, deren muthiges Volk für den Staat ein wahrer Gewinn war. Auch im Aargaue hatte Bern die Oberhand und die Liebe des Volkes. Nur der Adel neigte sich noch Oesterreich zu, was er häufig mit dem Verluste seiner Burgen und Herrschaften büßte. Aller dieser Wachsthum Berns ist dem Gemeingeiste seiner Bürger, der festesten Stütze aller Staaten, der alten und dauernden Zierde der Stadt, zuzuschreiben. Je angesehener und edler ein Bürger zu Bern war, desto mehr Aufopferungen glaubte er dem Vaterlande schuldig zu seyn. Dieser Geist beseelte die Bubenberge, Erlache, Dießbache, die Muhleren, Stein, Ringoltingen, Scharnachthal und andere edle Geschlechter der Stadt. Sie saßen in freundlicher Würde neben Senatoren, welche Verdienst oder Volksgunst aus niederen Ständen erhoben hatte. Dennoch erregte Peter Kistler, seines Handwerkes ein Fleischer, ohne Gelehrsamkeit und Bildung, aber von natürlichem Verstande, hitzig und eigensinnig, ein demokratischer Eiferer, nicht ohne Schlauheit, zuerst Venner, dann Schultheiß, im Jahre 1470 aus unklugem Neide den so genannten Twingherrenstreit. Seine Absicht war, die altverdienten Geschlechter zu demüthigen, und in ihren Rechten, von denen sie selbst freywillig einen bedeutenden Theil der Stadt aufgeopfert hatten, zu kränken. Ein Versuch, der, wenn er gegen weniger edle Männer gerichtet worden wäre, gewiß zum Verderben Berns und zum

Untergange seiner Urheber hätte ausschlagen müssen; weil sich die Volksstimme zu Stadt und Land bald für die Gekränkten erklärte, und nur eine Partey im Rathe gegen sie war, und weil die ganze Schweiz, und nahmentlich auch die Waldstätte leicht bewegt worden wären, diese von ihnen geliebten, um des allgemeinen Vaterlandes Würde und Freyheit seit mehr als hundert Jahren hoch verdienten Geschlechter an ihren Beleidigern empfindlich zu rächen. Mit des hoch fahrenden Kistlers Abtritte vom Schultheißenamte endete diese Verwirrung.

Zürich, wie wir oben sahen, durch Pest und Krieg um die Hälfte seiner Einwohner und seines Vermögens gebracht, durch den gänzlichen Stillstand der alten Handelschaft seiner vorzüglichsten Hülfsquelle beraubt, suchte durch löbliche Anstalten und Ordnungen das Unglück der letzt verflossenen Zeit zu tilgen. Die Regierung war so wohl bestellt, daß es unter dem Volke zum Sprüchworte wurde: „Wer Weisheit sucht, „gehe nach Zürich!“ Mit vorzüglicher Sorgfalt war man darauf bedacht, die durch Kiburgs Rückgabe kaum wieder ergänzte Herrschaft ruhmwürdig auszubreiten. Mehrere bedeutende Besitzungen kamen durch Kauf, Waffen oder Bund, (z. B. Eglisau 1455, Stein 1460,) in die Gewalt der Stadt. Als seine beste Erwerbung betrachtete aber Zürich die Stadt Winterthur, welche Herzog Sigmund, nachdem er, wie unten folgen wird, das Thurgau an die Eidsgenossen verloren, mit Vorbehalt aller Freyheiten und der Wiedereinlösung im Jahre 1467 an Zürich verpfändete, weil er wohl einsah, daß die vom Oesterreichischen Gebiethe entfernte, allenthalben von Zürcherschen Besitzungen umschlossene Stadt ihm in Kurzem ohne Vergütung würde entrissen werden. Um die Kaufsumme aufzubringen, wurde zu Zürich von jedem Hausvater zu Stadt und Lande auf vier Jahre eine Steuer von fünf Plappart, (sieben bis acht Schillinge,) gefordert. Als die Obrigkeit dem Volke gründlich und väterlich vorstellte, „man habe „bisdahin wegen Winterthur viel Kosten, Unruhen und Feld-

„züge gehabt, und das werde fortdauern, so lange die Stadt „in Oesterreichs Händen bleibe; mit ihrer Erwerbung für „Zürich aber sicher und für immer aufhören," ließ sich jedermann, über den Nutzen des Kaufes belehrt, die Steuer gefallen. Nur Wädenschwyl und Richtenschwyl, kühn und freyheitsliebend, aber stolz, auffahrend, unruhig und leicht aufgeregt, vermeinten, als Leute des Johanniter-Ordens, sich ihrer bürgerlichen Pflicht entziehen zu können, und der Stadt nur Heeresfolge, nicht aber Steuern schuldig zu seyn. Eine freundliche Gesandtschaft aus der Stadt, welche die Leute auf andere Gesinnungen bringen, und Zürichs Rechte aus Urkunden beweisen sollte, wurde mit schnöden Worten abgefertigt. Hierauf besetzte Zürich die Burg Wädenschwyl mit vierzig Mann. Die Leute der Herrschaft aber wußten durch das Vorgeben, Zürich wolle die Höfe wieder einnehmen, vielleicht auch durch wohlfeile Versprechungen, das benachbarte Schwyz so aufzureizen, daß es gegen Zürich vier hundert Mann an die Grenzen legte. Sogleich überzogen die Zürcher die unruhige Gegend mit funfzehn hundert Mann. Die Banner von Zürich und Schwyz, bey dem letzteren viele der unruhigen Landleute, lagen, nur durch ein Bachtobel getrennt, streitfertig und streitlustig einander gegenüber. Mit Mühe vermochte eine Gesandtschaft von Zug und Glarus und der Vaterlandsfreund Hans von Meis, Neffe des enthaupteten Heinrich, Blutvergießen unter den erst Versöhnten zu verhüthen. Da trat der Bund der Eidsgenossen ins Mittel, brachte Schwyz zur Ruhe, bewog Zürich, die zweydeutigen Entschuldigungen dieses Cantons auf ihrem Werthe beruhen zu lassen, half der Stadt zum Rechte, bewirkte für die Landleute Schonung; vielleicht weil Mißverstand oder Verführung, die bey allen solchen Gelegenheiten thätig sind, oder ein anderer Umstand die begangenen Fehltritte entschuldigte. Man wollte, daß die Obrigkeit bey rechtmäßiger Macht, das Volk bey gutem Willen bleibe. Es darf nicht unterdrückt werden,

sein Muth ist des Vaterlandes Kraft; aber es darf auch nicht die gesetzlichen Schranken muthwillig zertrümmern, sein Uebermuth ist des Vaterlandes Untergang. — Nach dieser kurzen Störung war neue Kraft und frisches Emporstreben zu Stadt und Land. — Kaiser und Papst wurden, als die höchsten geistlichen und weltlichen Häupter, geehrt; auch der Adel, wenn er die Vorzüge seiner Geburt durch persönliche Leistungen erhöhte. Wissenschaft erwarb Beförderung und Bürgerrecht. Das Lesen guter Bücher mehrte sich. Dieser oder Jener beschrieb die vaterländischen Geschichten. Am meisten vernachlässigt blieb, wie auch in den andern Orten, die Criminal-Gesetzgebung. Oft wurden Unschuldige eingezogen, hart gefoltert, oder für das erzwungene Bekenntniß eines von ihnen nicht begangenen Verbrechens gestraft, während die wahren Thäter lachend den Raub verzehrten. Größere Aufmerksamkeit wurde durch häufige Kampfspiele und Preisaussetzungen auf die Ausbildung körperlicher Geschicklichkeit und Stärke, (durch Armbrustschießen, Laufen, Ringen, Steinstoßen,) verwendet, auf welcher die größte Kunst eines freyen Volkes, die Kunst, sich selbst zu helfen, ohne welche Weisheit und Muth unnütz sind, beruht. Dieß erzeugte in den Gemüthern der kräftigen Jugend einen Frohsinn, der sich oft in den kühnsten Thaten zeigte. So wurden 1456 die jungen Zürcher nach Straßburg zu einem Feste geladen. Mit einem wohl eingehüllten Topfe voll heißgekochten Hirsbreyes und mit warmen Semmeln fuhren sie eines Morgens von Zürich ab, die Limmath, die Aare, den Rhein hinunter, trieben, ohne auf die Gefahr zu achten, das in den Felsbetten dieser reißenden Flüsse pfeilschnell dahin fliegende Schiff unter lautem Jubel und kriegerischem Spiele mit gewaltigen Ruderschlägen noch mehr an, und brachten noch am Abende desselben Tages den Hirsbrey und die Semmeln warm auf die Tafeln ihrer Freunde, um zu zeigen, wie schnell Straßburg in einer Gefahr von Zürich Hülfe erlangen könne. Prangend mit Preisen

im Wettlaufen, Steinstoßen und Springen, zogen nach einigen Tagen die freudigen Gesellen wieder heim; der Topf aber wurde zu Straßburg zum Andenken dieser That im Zeughause aufbewahrt.

2. Innere Verhältnisse der Befreundeten und Schutzverwandten.

Bündten, noch unter viele geistliche und weltliche Herren vertheilt, benutzte mit großem Glücke bald ihre Unvorsichtigkeit und Untreue, bald ihre Armuth, um durch gerechten Krieg oder billigen Kauf seine Freyheiten zu mehren. Der entscheidendste Schritt zur Vollendung derselben geschah, als die drey getrennten Bünde, (Gotteshaus-, Grauer- und Zehn-Gerichten-Bund,) sich 1471 zu Einem Staate vereinigten, dessen gemeinsame Angelegenheiten durch eine Tagsatzung geleitet werden sollten, und dem schon seine Natur eine nähere Anschließung an die Eidsgenossenschaft vorschrieb.

St. Gallen und Appenzell. Das Stift St. Gallen hatte an dem Abte Ulrich Resch, Sohn eines Bäckers aus Wangen im Allgaue, der als Küchenjunge im Kloster aufgenommen, und, da man seine Fähigkeiten bemerkte, zum geistlichen Stande bestimmt worden war, einen Fürsten erhalten, der in den fünf und dreyßig Jahren, in welchen er als Pfleger und Fürst-Abt regierte, durch Unternehmungsgeist und kluge Thätigkeit sein Gotteshaus zur höchsten Macht erhob, die es je errang, und mit Recht der zweyte Stifter desselben genannt zu werden verdient. Er war ein Mann von majestätischer Gestalt, einnehmend oder zurück schreckend, je nachdem es ihm nöthig schien. Seine einzige Leidenschaft war die Vergrößerung seines Stiftes. In der Selbstbeherrschung suchte er seinen Ruhm. Arbeit war seine Lust, so daß er sich bey Tage und bey Nacht wenige Ruhe vergönnte. Beständig lag neben seinem Bette eine Schreibtafel und Kreide, damit kein guter Gedanke, deren der tief denkende Mensch in

nächtlicher Stille viele faßt, verloren gehe. So bald er die Verwaltung angetreten hatte, war seine erste Sorge, alle mit der Stadt St. Gallen bestehenden Streitigkeiten auszugleichen. Denn die Stadt hatte er wegen ihrer Nähe, wegen ihrer fortschreitenden Blüthe und wegen der Stärke zu fürchten, die ihr ein 1450 mit sechs Eidsgenössischen Orten geschlossenes Bündniß verlieh. — Eine ähnliche Ausgleichung geschah mit den Appenzellern, die den funfzehnten November 1452 ihr bisheriges, auf gewisse Jahre beschränktes Bürger = und Landrecht in einen ewigen Bund mit den sieben alten Orten verwandelt hatten. Es war ihnen ferner gelungen, die Herrschaft über das Rhein=Thal, auf welches auch Abt Ulrich ein Auge geworfen hatte, an sich zu bringen. Hierauf regte sich in ihnen die Lust, dem Gotteshause seine bedeutenden Besitzungen und Rechte im Rhein = Thale auf dieselbe Weise zu entziehen, wie einst ganz Appenzell der Herrschaft des Stiftes entzogen worden war. Vielleicht hofften sie, sich bey demselben Anlasse noch überdieß von einer Schuld zu befreyen, die der Abt wegen Loskäufen an sie zu fordern hatte. Der Abt hingegen hoffte, durch Erlassung dieser Schuld und Aufgebung aller Rechte, die er noch in Appenzell besaß, das blühende Rhein = Thal für sich zu erhalten. Diesen Streit vermittelte die Klugheit und Billigkeit der Eidsgenossen also, daß weder Appenzell, noch der Abt ihre Plane erreichten; aber jeder das erhielt, was ihm als Eigenthum gebührte. Besser gelang es dem Abte, seine Macht von einer andern Seite zu stärken. Im Nahmen seines Heiligen, unter dem Ansehen der vier Schirmorte seines Klosters, Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus, (mit denen sein Vorgänger im August 1451 ein Bürgerrecht geschlossen hatte, um auf alle Fälle einen starken Rücken und Beystand zu haben,) und durch mancherley Begünstigungen und Freyheiten, glückte es ihm, in der so genannten alten Landschaft mehrere ehevorige Angehörige des Gotteshauses wieder unter dessen Herrschaft zu bringen. Er

machte vortheilhafte Tauschverträge, oder verkaufte abgelegene Güter im Aargaue, um aus dem Erlöse näher liegende zu erwerben, und sich durch den Verkauf der entfernteren, Berns mächtige Gunst zu verschaffen. Dabey sorgte Ulrich für den Flor und die Sicherheit seines Landes, ordnete billige Gerechtigkeitspflege, und wo er mit seinen Anstalten nicht durchdrang, wußte er jedes Mahl klüglich den Muth zur Widersetzlichkeit durch dieses oder jenes Schirmort zu brechen. Eben so schlau, als der Eidsgenossen, wußte er sich, am schicklichen Orte, des Kaisers zur Erreichung seiner Absichten zu bedienen. Von ihm erwarb er die Bewilligung zur Einlösung des Rhein-Thales, drey erhebliche Herrschaften, Befreyung von auswärtigen Gerichten und die Bestellung des Blutgerichtes. Nach diesem reiste er nach Rom, um dem Papste die Eide zu leisten, und erwarb sich auch von ihm ansehnliche Freyheiten. Nach seiner Rückkehr aber gelang ihm das größte Glück, nach welchem er trachtete, das Gebieth seines Gotteshauses zu verdoppeln. — Peter, der letzte Freyherr von Raron, Graf zu Tockenburg, dessen einzige Tochter nach Savoyen verheirathet war, zeigte sich in seinem hohen Alter geneigt, durch Verkauf seiner Herrschaft seiner Tochter ein ruhigeres Erbtheil zu sichern, als der Besitz des entfernten Tockenburg ihr nicht hätte gewähren können. Der Abt von St. Gallen, damahls schon der größte Gutsbesitzer im Lande, durch das Volk, welches seine Herrschaft der von Schwyz und Glarus oder Zürich vorzog, und gegen das er mit Versprechungen freygebig war, begünstigt, benutzte 1468 die Gelegenheit, dem Stifte St. Gallen diese schöne Herrschaft um vierzehn tausend und fünf hundert Gulden unwiderruflich und so schnell zu sichern, daß die Eidsgenossen, die damahls gegen Oesterreich vor Waldshut im Felde lagen, bis nach Abschluß des Kaufes nichts von der Sache ahndeten. Ihrem zu befürchtenden Unwillen kam Ulrich dadurch zuvor, daß er das Landrecht des Tockenburgischen mit Schwyz und Glarus erneuern

ließ, und den Waarenzug und die Heerstraßen für die Eidsgenossenschaft offen hielt. Dem Lande selbst wurden seine Freyheiten bestätigt und vermehrt.

Obschon Solothurn nicht förmlich im Bunde war, zeigte es sich doch so Schweizerisch, daß es ohne einige Verbindlichkeit den Eidsgenossen in allen Kriegen zuzog. Wenn nicht schon damahls die Eifersucht zwischen Städten und Ländern bestanden hätte, wäre Solothurn ohne Zweifel frühe in den Bund aufgenommen worden. So hatte es nur eine Verbindung mit Bern; allein schon diese gab der Stadt öftere Gelegenheit, ihre Freyheit, Würde und Flor, wenn schon in minderem Maße, als die Bundesfreundinn, zu befördern. Solothurn war auch bey entfernteren Städten und Fürsten in Ansehen; sein Geld, seine Mannschaft, die Verbindung mit ihm wurden gesucht, und es befestigte dieses Ansehen, weil es bey jeder Gelegenheit dienstfertig, zur Unterstützung seiner Freunde willig, bey Unglücksfällen oder Ehrenanlässen freygebig war. Die Regierung ergriff vielfältig die Waffen zur Ehre der Stadt und ihrer Freunde. Aber auch Gesellschaften und einzelne kühne Männer wagten, oft ohne der Obrigkeit Wissen und Willen, Fehden und Waffenthaten, sogar gegen Oesterreich. Die Vergrößerung des Gebiethes war nie das Werk ungerechter Gewalt, sondern geschah meistens durch Kauf; und weil die Einkünfte der Stadt zu geringe waren, als daß die Ausgaben, welche durch Herrschaftskäufe, Geschenke an Befreundete, Fehden, Anschaffung von Waffen und Speisevorräthen oft außerordentlich anwuchsen, aus denselben hätten bestritten werden können: so wurde der Ausfall durch beträchtliche Steuern gedeckt, die von Stadt und Land, von Clerus und Laien ohne Unterschied enthoben wurden. Die Stadt selbst war mühsam befestigt, und weil sie mitten im offenen Lande, von Feinden, die, bald durch rohe Gewalt, bald durch die schändlichsten heimlichen Anschläge ihr zu schaden suchten, umringt lag, alle Zeit kriegerisch geordnet, und

zum Aufbruche rüstig. Die Sorge für Schutz und Vertheidigung verminderte aber nicht die Aufmerksamkeit für die Verbesserung des Landbaues; obgleich schon damahls viele rüstige Jünglinge in fremden Kriegsdiensten, (Burgundische Garde 1465,) eine ihrer Meinung nach reichere und ehrenvollere Hülfsquelle, als in der Bepflanzung ihrer Felder oder in der Betreibung eines bürgerlichen Gewerbes, zu finden glaubten. Wie an allen Orten, war auch in dieser Stadt Frohsinn das Zeichen der Zeit. Nur mit Mühe konnten Religion und Gesetze hindern, daß nicht zu oft ein Uebermaß desselben in Verbrechen ausartete, die grausamen Muthwillen, Sinnlichkeit und Rachsucht oder zügellose Verachtung des Landfriedens und der bestehenden Ordnungen bezweckten. Die Regierung der damahligen Zeit wurde wie Väter verehrt, nach dem Hinschiede lange und aufrichtig betrauert. Oft empfingen die hinterlassenen Unmündigen solcher ehrwürdigen Staatshäupter den Dank des Vaterlandes für die Wohlthaten und Tugenden ihrer Väter.

Basel. Die schonungslosen Räubereyen und die rohe Gewalt, welche adeliche und gemeine Feinde der Ordnung rings um Basel, besonders auf den Gebirgsstraßen des Hauensteins übten; die Anschläge eines mit Bern und Solothurn verburgrechteten Oswald von Thierstein, der durch Errichtung neuer Zölle, durch Gelderpressungen, durch Brandstiftungen und unaufhörliche Neckereyen seinen feindseligen Sinn an den Tag legte, dienten allerdings dazu, Basel unaufhörlich und bis zur Ermüdung zu beschäftigen; hinderten aber nicht das Emporkommen der Ordnung, der Weisheit und Kraft dieser Stadt, und endigten zuletzt mit dem Verderben der Unruhstifter. Nachdem, wie wir oben sahen, viele der Stadt verbürgerte, feindselige Edle vertrieben worden waren, wurde das Stadtwesen mit Plan und Einsicht geleitet, und nach Innen und Außen auf den besten Fuß gebracht. Eroberungen machte Basel in jener Zeit einige, Käufe mehrere; aber höher, als

allen Ländergewinn, achtete es die Stiftung seiner Universität. Aeneas Sylvius Piccolomini von Siena, durch Verstand, Geist, Gelehrsamkeit und Edelsinn einer der größten Männer seiner Zeit, von welchem jedermann die besten Hoffnungen wegen der Kirchenverbesserung faßte, der aber that, wie seine Vorfahren, und noch überdieß seine Aufmerksamkeit mehr auf Krieg und Vergrößerungen, als auf das Kirchliche richtete, hatte schon während des Conciliums zu Basel durch seine vielseitigen Talente allgemeine Aufmerksamkeit erregt, große Beförderungen errungen, und bestieg nun, als Pius II., die letzte Stufe seiner Wünsche, den Päpstlichen Stuhl. Bey der Nachricht von seiner Erhöhung erinnerten sich die Basler, welche dankbare Liebe Aeneas immer gegen ihre Stadt, in der er viel Gutes empfangen, gezeigt hatte, beschlossen, bey ihm eine Gnade zu suchen, und verlangten nicht Reliquien, Gnadenbilder, Jubeljahre, Ablaß, Wallfahrten; sondern ein bleibenderes, geistiges Geschenk, die Stiftung einer hohen Schule, welche, nach der Meinung der damahligen Zeiten, der Papst allein anzuordnen das Recht hatte. Mit Freuden vernahm Aeneas, dieser echte Freund der Wissenschaften, zu Mantua das Begehren der Stadt. Schon früher hatte er den in den Helvetischen Landen allgemeinen Mangel an gelehrter Bildung und Kenntniß der Alten bedauert, und eilte nun, in diesen Gegenden das Reich des Geistes zu gründen, indem er das gesunde, wohlgelegene Basel zum Sitze einer Hochschule erhob: „Nichts größeres, schrieb er in seiner „Freude an die Stadt, nichts größeres ist den Sterblichen „gegeben, als, die Perle der Wissenschaften erarbeiten zu kön„nen. Durch sie wird der Sohn eines Bettlers Königen „unentbehrlich. Sie erhebt den ewigen, unsterblichen Geist „aus dem Staube der Erde. Irdische Güter, die man An„dern mittheilt, verkleinern sich; die Wissenschaft aber wird „durch Mittheilung immer größer. Wie sollte der Apostolische „Stuhl, dessen Endzweck die Beförderung des Guten ist,

„eine solche Bitte unerfüllt lassen? Die Bürgermeister, Räthe „und Bürger der schönen, gesunden, zu Allem wohlgelegenen „Stadt Basel erhalten hiermit im Nahmen Gottes zur Beför„derung des Glaubens, des Rechtes und jeder Geistesbildung „auf ewige Zeiten eine Universität in aller göttlichen und mensch„lichen, erlaubten Wissenschaft, in allen geistlichen und welt„lichen Rechten. Kanzler dieser Universität ist unser ehrwür„dige Bruder, der Bischof von Basel, und alle Bischöfe nach „ihm.“ In demselben Schreiben räumte Pius der Universität bedeutende Einkünfte von nahe gelegenen Stiften ein, und erlaubte stationirten Geistlichen, ohne Abbruch ihres Einkommens oder Verlust ihrer Stellen, diese Universität als Lehrer oder Schüler zu besuchen. Auch die Stadt beeilte sich, derselben schickliche Gebäude anzuweisen, die ökonomischen, bürgerlichen und polizeylichen Verhältnisse zu ordnen, und durch Sorge für wohlfeile Miethe, durch Befreyung von Lasten, Abgaben und Kriegsdiensten, durch eigene Jurisdiction, aber auch durch ernste Statuten die Fortdauer der Hochschule zu sichern. Endlich am vierten April 1460 war im Münster zu Basel die feyerliche Installation einer Universität, die Jahrhunderte lang mit Ruhme geblühet, sich vorzüglich in den Zeiten der Reformation durch gelehrte und muthige Männer, starke Werkzeuge in der Hand des Herren, ausgezeichnet hat; späterhin zu einer leblosen Form herab sank, der man in unsern Tagen den belebenden Geist wieder einzuhauchen bemühet ist.

Die Bischöfe zu Basel, von einem hochadelichen Domstifte umgeben, regierten in ihren schönen Pallästen mit Mühe ein Land, das zum Theile erst kürzlich wieder unter ihre Herrschaft zurück gebracht war, wo sie in einigen Gegenden viel Hoheit in Worten und wenig in der That hatten, in andern Gegenden mit benachbarten Bischöfen die geistliche, und wieder in andern Landstrichen mit Bern, Solothurn, Biel, Neuenburg die weltliche Macht theilen mußten, und allenthalben viele ihrer Rechte ungewiß und schwankend waren.

Freyburg im Uechtlande hatte immer so treu an Oesterreich, durch dessen Macht es gegen das kühn aufstrebende Bern gesichert wurde, gehalten, daß es sich in den Jahren des Zürcher=Krieges nicht scheute, auf mancherley Wegen, selbst durch Versagung des bundesgemäßen Zuzuges gegen die Ar=magnacen, Berns Zorn zu reizen. Alles dieses übersahen die Berner; allein auf Oesterreichs Antrieb und durch das Spiel von Parteyungen wurde Freyburg dennoch in einen Krieg mit Bern und Savoyen verwickelt, dessen schlimme Folgen es um so eher fast ausschließend empfinden mußte, da es von seiner Herrschaft Oesterreich ganz hülflos gelassen wurde. Die Noth, und der Geldmangel und die Auflagen, welche aus jenem Kriege entsprangen, erregten in der Stadt vielfache Gährungen, welche sich der Herzog Albrecht persönlich zu stillen entschloß. Allein, nachdem er und sein Gefolge der Stadt einen großen Aufwand und durch Gewaltthätigkeiten viel Unruhe verursacht, und so wenig bewirkt hatte, daß die Spaltung, wo möglich, noch größer geworden war, machte Albrecht seinen Marschall Thüring von Hallwyl zum Hauptmanne der Stadt; er selbst zog nach Hause. Hallwyl benahm sich so eigenmächtig und unklug, daß Freyburg bey seinen kaum begütigten Gegnern, Bern und Savoyen, Hülfe suchen mußte. Beyde ließen sich hierzu geneigt finden, freylich in der Meinung, Freyburg dem Hause Oesterreich zu entreißen, und für sich selbst zu behalten. Unter sich schlossen sie eine geheime Verkommniß, „bey funfzehn tausend Gulden Strafe in dieser Sache keiner ohne den andern zu handeln.“ Die Bernerschen und Savoyschen Gesandten führten nun eine so drohende Sprache, daß Hallwyl für gut fand, von seinen Gewaltthaten abzustehen, und ihm klar ward, Freyburg werde sich in Kurzem der Oesterreichischen Herrschaft entziehen. Er ahndete Berns und Savoyens Plane; er ahndete aber auch die Plane der Stadt, welche ganz frey zu werden, und ihre Freyheit durch einen ewigen Bund mit Bern zu sichern wünschte,

was sie leicht auszuführen hoffte, wenn sie Geld genug hätte, um Savoyen zu befriedigen, welchem Freyburg mit zwey Mahl hundert tausend Gulden verschuldet war. Hülfsquellen zur Bezahlung dieser Schuld suchte Freyburg in einer Forderung von zwölf tausend Gulden, die es an den Oesterreichischen Hof zu machen hatte, in dem Silbergeschirre großer Häuser, in dem Credite der Stadt. Allein Hallwyl dürstete nach Rache, und löschte seinen Durst durch Vereitelung des Lieblingsplanes der von ihm in ihrer Treue gegen Oesterreich erschütterten Stadt. Unerwartet berichtete er die Regierung, daß Herzog Albrecht noch ein Mahl kommen werde, um Alles zu scheiden und auszusöhnen. Zugleich bereitete er die Feyer des Einzuges, und bath die reichen Bürger, ihm zur Verherrlichung des bevorstehenden Festes ihr Silbergeschirr zu leihen. Das geschah. Der Tag der Ankunft des Herzoges erschien. Hallwyl mit dem Schultheißen und allen Großen Freyburgs ritt ihm entgegen. Eine Stunde von der Stadt stießen sie auf Oesterreichische Reiterey. Als sich Hallwyl durch diese in Sicherheit sah, wendete er sich um, übergab dem Schultheißen eine Urkunde, in der Albrecht seiner Herrschaft über die Stadt entsagte; erklärte aber zugleich, „er habe ihr Silbergeschirr „wegbringen lassen; dasselbe und die Tilgung ihrer Schuld„forderung an den Hof sey der Preis ihrer Freyheit.“ Sie, durch ihre Freyheit erfreut, durch die Abschneidung ihrer Hülfsquellen bestürzt, ritten heim, das jetzt Unmögliche zu versuchen. Denn Savoyen ergriff so gewaltsame Mittel zur Beytreibung seiner Schuld, daß sich ihm die Stadt am zehnten Brachmonath 1452 ergeben mußte. Der Herzog bestätigte alle Freyheiten, ließ die Stadt an ihrer inneren Verfassung ungekränkt, versprach, keine Einkünfte zu erheben, als die alten, dem Hause Oesterreich rechtmäßig angehörigen; keine Beamteten in Freyburg zu halten, als seine Einnehmer; kein Schloß, keinen besondern Eingang in die Stadt zu erbauen. Er schenkte der Stadt alle seine Schuldforderungen, und sen-

dete ihr zur Aushülfe zwanzig Jahre lang alle Jahre zwey tausend zwey hundert Gulden. Als die Savoysche Herrschaft durch Mäßigung befestigt, und nicht mehr zu fürchten war, daß Freyburg unter Bern fallen werde, erneuerten beyde Städte ihr Bürgerrecht, weil beyde wünschen mußten, die Savoysche Macht in gesetzlichen Schranken zu halten. Diesem Bündnisse durfte der Herzog nicht widersprechen, weil er die oben erwähnte Verkommniß mit Bern gebrochen hatte, und überhaupt fürchten mußte, den Zorn dieser gewaltigen Stadt, die ihm leicht die Eidsgenossen zu Feinden machen konnte, durch Widerspruch zu reizen. Die Berner gaben den Freyburgern einige Eroberungen, welche sie im letzten Kriege gemacht hatten, freywillig zurück; eine Weisheit, welche neu versöhnten Eidsgenossen zum ewigen Beyspiele hätte dienen sollen. Freyburg aber fing seit dieser Zeit wieder an, sich zur alten Blüthe empor zu schwingen.

Wallis endlich, nachdem es einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich der wohlthätigen Oberherrschaft seines Bischofes zu entziehen, durch welche oft das schwer zu bändigende Volk väterlich geleitet wurde, ohne daß unmäßige Ausdehnung der oberherrlichen Macht und Unterdrückung der Freyheit möglich war, beruhigte sich, und schloß zu seinem und der Eidsgenossen Vortheile und ihrer Sicherheit gegen Italien, Savoyen und Frankreich den dreyßigsten August 1446 einen neuen Bund mit Bern, der im Jahre 1475 in einen ewigen verwandelt wurde. Dasselbe wichtige und blühende Land erneuerte im Jahre 1473 auf ewige Zeiten das Land- und Bürgerrecht mit Luzern, Uri und Unterwalden.

Schlußwort.

Das war die innere Lage des Eidsgenössischen Volkes, deren Hauptgeist, obschon früheren Schilderungen gleich, nichts desto weniger bemerkenswerth ist, weil das eben die größte

Kunst eines Volkes bleibt, einen guten Geist so wohl zu erhalten, daß er im Laufe der Zeiten sich nicht mindere, oder gar verschwinde.

Aeußere Verhältnisse.

Vorwort.

Nicht weniger wichtig und kräftig, als die inneren Verhältnisse, erscheinen uns die Verhältnisse gegen Außen. Der schwere Kampf, den die Eidsgenossenschaft gegen Zürich und seine Verbündeten mit Glück und Ruhm bestanden, hatte zwar auf der einen Seite höchst verderblich gewirkt, auf der andern aber den Muth und das Selbstvertrauen des Volkes gestählt, das kleine Land in den Augen seiner großen Nachbarn bemerkbar gemacht, und ihm so viel Kraft und Ansehen verliehen, daß die Eidsgenossen und ihre Freunde von niemanden ungestraft beleidigt wurden. Der Geist der Freyheit belebte diesen Staat, der seinen höchsten Ruhm in der Unabhängigkeit von auswärtigen Mächten suchte, und dessen freudiger Muth oft in Trotz und Gewalt ausartete. Häufig war bey den Eidsgenossen nichts schwerer, als das erste Geschäft der Obrigkeit, Ordnung, Ruhe und Recht zu erhalten, und die Leidenschaften zu dämmen. Die streitbare Jugend fragte nicht nach den Ursachen, aber nach dem Orte eines Krieges, lief hin, ohne Wissen der Regierungen, entweder wo ihr der größte Vortheil winkte, oder wo ihr das meiste Recht zu seyn schien. Die Obrigkeiten selbst waren viel zu geneigt, Eroberungen zu machen, als daß der Friede ihnen heilig gewesen wäre. Die ganze Nation war in jenen Zeiten zu reizbar, als daß die kleinste, zuweilen nur scheinbare Beleidigung hätte ungerächet bleiben können. Wir werden sehen, wie ein einziges unbesonnenes Wort das ganze Land zu den Waffen rief. Wenn die

Eidsgenossen immer gegen Andere gerecht, unter sich brüderlich hätten bleiben wollen, sie hätten Alles vermocht; aber wenn Völker ihre Oberhand fühlen, erhalten sie sich selten in reiner Tugend; sie erobern, und verlieren hierdurch den größern Gewinn, die Liebe zur uneigennützigen Gerechtigkeit und das Vertrauen der Völker; und auf die Jahre der Ueberspannung und des kriegerischen Schwindelgeistes, wenn ringsum alle Völker besiegt, alle Hindernisse verschwunden sind, pflegt eine Periode der Selbstversäumniß und Erschlaffung zu folgen, die erst dann wieder endet, wenn ein großes öffentliches Unglück mit unwiderstehlicher Gewalt herein bricht, und die entschlafenen Völker weckt, oder sie zertrümmert. Häufige Beyspiele der alten und neuen Geschichte verkünden uns diese Erfahrung, deren Wahrheit sich auch an unserm Volke beurkundete; aber es gibt Menschen und Völker, für welche der Mund der Geschichte vergebens von ewigen Wahrheiten überströmt. Sie sind der Auflösung geweihet!

Wir gedenken, die mannigfaltigen, meist unter sich nicht zusammen hängenden, bald friedlichen, bald kriegerischen Ereignisse des vor uns liegenden Zeitraumes also zu erzählen, daß wir zuerst die Verhältnisse mit Italien erwähnen, dann in chronologischer Ordnung anführen, was gegen Oesterreich und Deutschland geschah, zuletzt der beginnenden Verwickelungen mit Frankreich und Burgund gedenken.

1. Verhältnisse mit Italien. 1447 — 1468. Capitulat. 1467.

Nach dem Tode des Herzoges Filippo Maria Anglo Visconti, der ohne männliche Leibeserben abgestorben war, entstand in dem verlassenen Reiche Unordnung ohne Maß. Im Inneren bildeten sich Parteyen, von denen die eine die Freyheit, die andere diesen oder jenen Fürsten wünschten. Von Außen fielen die Nachbarn auf allen Seiten über das wehrlose Land her, um sich größere oder kleinere Theile desselben zuzueignen.

Auch die Urner zogen aus, und nahmen das nach der Schlacht von Arbedo verlorene Livenen=Thal wieder zu ihren Handen. Widerstand fanden sie nicht. Das Thal schwor ihnen den Eid der Treue willig, weil es sich, als Theil der Schweiz, mehr Freyheit und Ruhe, als von seinem bisherigen Zustande, versprach. Den Besitz machte ihnen niemand streitig, weil der Kampf in dem verlassenen Herzogthume so heftig war, daß man seine Aufmerksamkeit nicht auf ein so entlegenes Thal richten konnte. Endlich hatte sich im Jahre 1450 Francesco Sforza, Viscontis Schwiegersohn, ein Mann von bäurischer Geburt, aber fürstlichen Eigenschaften, der versuchteste Krieger des damahligen Italiens, der Herrschaft über Mailand bemächtigt, und so wohl die Freunde einer freyen Verfassung, als seine übrigen Mitbewerber um die Herrschaft, geschlagen oder vertrieben. Auch Bellinzona, an der Süd=Grenze Livenens, fiel in seine Hand. Weiter dehnte sich der kluge Fürst nicht aus, denn er mochte mit den Eidsgenossen keine Feindschaft haben, und darum geschah nicht nur keine Erwähnung Livenens, sondern es bildete sich auch zwischen Mailand und den Eidsgenossen ein freundschaftliches Verhältniß, in Folge dessen den letzteren Handelsfreyheiten gestattet wurden. Nach Francesco's Tode rieth seinem Sohne, dem Herzoge Galeazzo Maria, die Klugheit noch mehr, als seinem Vater, sich, um der Selbsterhaltung willen, die gefürchteten Eidsgenossen zu Freunden zu machen. Darum schloß er mit ihnen den sechs und zwanzigsten Januar 1467 einen Grundvertrag, das sogenannte Capitulat. In diesem wurde Livenen auf ewig an Uri überlassen, und allen Eidsgenossen ihre Privilegien bestätigt, wofür sie sich zu nachbarlicher Freundschaft gegen Mailand verpflichteten. Durch diesen Schritt wurden die Verhältnisse gegen Italien für einige Zeit fest gestellt.

2. Die Verhältnisse gegen Oesterreich und das Deutsche Reich. 1450 — 1468.

Nürnberger = Krieg. Im Jahre 1450 sandten die Eidsgenossen acht hundert auserlesene Krieger in den Krieg der freyen Städte in Schwaben und Franken gegen den Adel. Diese tapferen Krieger trugen nicht wenig zum Siege der Städte über den Adel bey.

Pfalz. Im Jahre 1452 unterstützten die Eidsgenossen den Churfürsten Friederich von der Pfalz um der Liebe willen, die er gegen sie zeigte, und aus Dankbarkeit gegen die großen Dienste, die sein verewigter Bruder Ludwig der Schweiz dadurch erwiesen hatte, daß er es vorzüglich gewesen war, der zur Beylegung ihres Bürgerkrieges gerathen und geholfen hatte, und diese Unterstützung war so nachdrücklich, daß Friederich das ganze Gebieth seiner Feinde, der Grafen von Lützelstein, eroberte, und seine Nachkommen dasselbe bis auf die Zeit der neuesten Staatsumwälzungen besaßen.

Werdenberg. Nicht minder kräftig halfen die Eidsgenossen 1453 dem Grafen von Werdenberg, Landmann von Schwyz und Glarus, gegen Schwäbische Reichsstädte, die dem Grafen ein Schloß zerstört hatten, so daß die Angreifer sich bewogen sahen, den Schaden zu ersetzen.

Bund mit Schaffhausen. Den ersten Brachmonath 1354. Wichtiger, als die bisher erzählten Ereignisse, war das folgende. Die Stadt Schaffhausen, welche zur Zeit des Constanzer = Conciliums die früher an Oesterreich verlorene Reichsfreyheit wieder erworben hatte, sah sich immer noch von diesem Hause auf mannigfaltige Weise versucht, wieder unter seine Herrschaft zu treten. Die Stadt empfand dazu eben keine besondere Lust, und Oesterreich wagte es nicht, die wohl erworbene, von Kaiser Sigmund für unveränderlich erklärte Reichsfreyheit gewaltsam anzutasten. Desto elfriger benutzte der umliegende Adel die Spannung zwischen der Stadt

und der Herrschaft, um seiner Raubsucht und seinem Hasse gegen die Freyheit den Lauf zu lassen. Die Fehden und Neckereyen nahmen kein Ende, und gewannen bald eine ernsthafte Gestalt. Der erste Feind der Stadt, Ritter Bilgeri von Hewdorf, sammelte, nachdem ihm eine friedliche Unterhandlung mißlungen war, einen ansehnlichen reisigen Zeug, um durch Ueberraschung und Schrecken zu erhalten, was er seiner diplomatischen Kunst nicht verdanken konnte, legte sich unversehens vor Schaffhausen, und forderte die Stadt gebietherisch und drohend auf, dem Hause Oesterreich unterthänig zu seyn. Die Stadt schwankte. In den Einen war noch viel Liebe für Oesterreichs alte, milde Herrschaft, bey Andern wirkte der Gedanke an die drohende Gefahr, bey Vielen der Wunsch, einmahl mit dem Adel Frieden zu haben. Man hätte sich wahrscheinlich allgemeine anständige Bedingungen gefallen lassen; allein der Hohn, der in den Worten der Aufforderung lag, war so groß, daß der Bürgermeister es kaum wagte, dem Volke solche Vorschläge vorzutragen. Seine Eröffnungen erbitterten die Bürgerschaft, und weckten in ihr Selbstgefühl, Erinnerung an undankbar vergessene Dienste und Besorgniß für die Nachkommen. Sie bath sich einige Bedenkzeit aus, und eilte, während dieser ein Werk zu vollenden, das die Plane des Adels unerwartet zertrümmerte. Schon seit einiger Zeit waren zwischen Zürich und Schaffhausen geheime Unterhandlungen gepflogen worden. Hewdorf mochte etwas davon ahnden, und zur Verhinderung einer solchen Verbindung sein Unternehmen begonnen haben. Die Stadt Schaffhausen hatte bisher noch immer, vermuthlich weil ihr die Eidsgenössischen Bedingungen nicht ganz gefielen, mit dem letzten Worte gezögert. Jetzt aber, in dieser drangvollen Lage, sandte es Eilbothen mit dem Favorte nach Zürich. Ungeduldig, aber mit voller Zuversicht, erwartete Hewdorf vor den Thoren die Unterwerfung der Stadt. Ihm däuchte, sie müsse seinen Willen thun, oder verloren seyn. Plötzlich erscholl von allen Thürmen Glockenklang, in der gan-

zen Stadt Jubel und Freudengeschrey. Als die Feinde verwundert nach der Stadt schauten, sahen sie über die Rheinbrücke den Einzug der Bothschafter von Zürich, Bern, Luzern, Schwyz, Zug und Glarus. Unter Vorwürfen und Flüchen zog nun der trotzige Adel, welcher mit Recht voraus setzte, wo die Gesandten der Eidsgenossen seyen, dürften auch ihre gefürchteten Banner nicht mehr ferne seyn, von Vielen scharf verspottet, in solcher Unordnung von dannen, daß Thätlichkeiten unter den Abziehenden kaum zu vermeiden waren. Freudig beschworen dagegen die Bürger der Stadt den ersten Brachmonath 1454 einen fünf und zwanzigjährigen Bund mit der rettenden Eidsgenossenschaft „zu gegenseitiger Freundschaft und Schutzwehr.“ Die Stadt verpflichtete sich, „so lange dieser „Bund währe, ohne Wissen und Willen der Schweiz weder „mit Auswärtigen Verträge zu schließen, noch Kriege zu füh„ren.“ Bald sah sich die Stadt durch die wohlthätigen Folgen dieser Verbindung beglückt, und jene Bedrückungen kräftig zurück gewiesen, oder beendigt, die so lange die Entwickelung von Schaffhausens Blüthe gehindert hatten.

Der Plappart-Krieg. 1458. In dem genannten Jahre hatte die Stadt Constanz ein großes Freudenschießen für viele Herren und Städte, auch für die Eidsgenossen ausgeschrieben. Neben denjenigen Gewinnsten, welche die Stadt selbst ausgesetzt hatte, wurde noch um viele Gaben geschossen, die von den Theilnehmern des Festes geordnet waren. Da weigerte sich ein Constanzischer Patricier, von einem Luzerner einen Berner-Plappart, den er verächtlich „Kuh-Plappart“ nannte, anzunehmen. Der Luzerner ergrimmte, alle Eidsgenössischen Schützen mit ihm. Es kam zum Zanke, vom Zanke zu Gewaltthätigkeiten, in denen die Eidsgenossen wegen ihrer geringen Zahl unterlagen. Sie alle hielten das Gastrecht verletzt, die Ehre ihres Volkes beleidigt, und verließen Constanz ohne Säumniß. Kaum waren die vorzüglich erbitterten Luzerner nach Hause gekommen, so mahnte Luzern, obschon eigen-

lich Bern zunächst beleidigt war, alle Eidsgenossen, zog mit seinem Banner aus, die übrigen folgten, und überfielen, vier tausend Mann stark, rachedurstig, das Thurgau, um alle Constanzischen Güter zu verderben. Weinfelden, die Herrschaft eines nahen Verwandten jenes unbesonnenen Schmähers, wurde eingenommen. Sogar die Stadt Constanz hatte Alles zu fürchten. Da eilte sie, die Eidsgenossen mit drey tausend Gulden zu versöhnen; um zwey tausend Gulden gaben sie Weinfelden zurück.

Einnahme von Rapperschwyl. 1458. Als ihr Heer heim zog, nahmen die Urner, Schwyzer und Unterwaldner ihr Nachtlager in Rapperschwyl. Die Stadt hatte ihre hundert Jahre lang in wilden Kriegen an Oesterreich bewiesene Treue schwer zu büßen. Keine Stadt hatte so viel gelitten, keine seufzte unter einer verhältnißmäßig so schweren Schuldenlast. Ohne einige Unterstützung von der Herrschaft, war sie ganz umringt von der Schweiz, deren Untergang sie oft gehofft und gesucht, und von der sie also, als Wiedervergeltung, auch ihrerseits alle Zeit Alles zu fürchten hatte. Diese Betrachtungen hatten viele Bürger von Rapperschwyl auf den Gedanken gebracht, sich an die Schweiz anzuschließen. Diese wurden von den standhaft Oesterreichisch Gesinnten, die sich selbst Christen hießen, Türken genannt. Der Erzherzog, von dieser übeln Stimmung unterrichtet, legte eine Besatzung in die Stadt, und ließ die vornehmsten Türken gefangen nehmen. Diese Maßnahme erbitterte auch die Christlichen Rapperschwyler. Die Eidsgenossen erklärten, daß keinem der Gefangenen ein Leid geschehen dürfe, oder sie werden das Rächeramt übernehmen. Da wurde die Besatzung zurück gerufen, und die Gefangenen in Freyheit gesetzt; aber die alte Treue zu Oesterreich kehrte nicht wieder. Rapperschwyl machte den Zürchern, mit denen es in den einheimischen Kriegen viel Lieb und Leid empfunden, und zu denen es daher die meiste Zuneigung nährte, einen geheimen Antrag, unter ihren Schirm

treten zu wollen; obschon aber dieser Antrag große Vortheile verhieß, glaubte doch der rechtliche Vorort, ihn ablehnen zu müssen, weil man mit dem Herzoge im Frieden sey. Allein, als nach dem Plappartkriege die siegreichen Banner von Uri, Schwyz, Unterwalden in Rapperschwyl einzogen, waren sie weniger gewissenhaft, stärkten die Rapperschwyler in der Ueberzeugung, daß nur Trennung von Oesterreich ihnen aufhelfen könne, und noch in derselben Nacht wurden die oft vergebens belagerte Stadt, die oft feindselige Burg, die oft ungangbare Brücke mit Freuden Schweizerisch für immer. Diese Nachricht erfüllte Winterthur mit Schrecken, den Hof mit Erstaunen. In der nämlichen Nacht hatte Winterthur das Banner von Zürich eingelassen. Ein Eilbothe brachte die Nachricht von Rapperschwyl. Da waren viele Winterthurer der Meinung, die Zürcher umzubringen, ehe sie etwas Aehnliches ausführen könnten. Kaum mochten die Klügeren es erhalten, daß zuerst eine Untersuchung vorging. Alle Zürcher wurden schlafend gefunden. Sie bezeigten über die Nachricht ein sichtbar ungeheucheltes Erstaunen, und, da nun am Tage lag, daß sie keine heimlichen Absichten gehabt hatten, ließ man sie ungestört nach Hause ziehen. Doch verschlossen die Winterthurer der umliegenden Zürcherischen Landschaft ihren Markt, bis Zürich einen Markt nach Tös verlegte, und der Stadt alle Zufuhr abschnitt. Herzog Siegmund war zu schwach, den Friedensbruch der drey Orte, den freylich seine eigene Unklugheit verursacht hatte, zu rächen, und wurde zu dem bald in gefährlichere Händel verwickelt, die ihn diesen geringeren Verlust vergessen ließen.

Eroberung des Thurgaues. 1460. Wie einst der Bann, den das Concilium zu Constanz auf den Herzog Friedrich geworfen hatte, den Eidsgenossen das Aargau verschaffte, so wurde dem Herzoge Siegmund, als Papst Pius II. ihn bannte, von eben denselben das Thurgau entrissen. Der Herzog war mit dem listigen, anmaßenden, gewaltthätigen Cardi-

nal Nicolaus Cusanus, Bischof von Briren, in weitläuftige Streitigkeiten gekommen, hatte denselben am Charfreytage 1460 gefangen genommen, und wurde daher mit dem Banne belegt. Der Papst ermahnte neben Andern auch die Eidsgenossen, den Herzog zu überziehen. Diese, von selbst immer streitlustig; durch die alte Feindschaft gegen Oesterreich und einen Bann, den der Herzog vor Kurzem auf sie hatte bringen wollen, gereizt; geneigt, den Segen der Kirche auf eine für sie selbst so angenehme Art zu verdienen, wurden durch die Gebrüder von Gradner noch mehr verhetzt. Die Gradner waren ehemahls des Herzoges Günstlinge gewesen, dann in seine Ungnade gefallen, hatten ihre Besitzungen verloren, sich mit dem Reste ihrer Reichthümer in die Eidsgenossenschaft zurück gezogen, das Bürgerrecht in Zürich angenommen, von der Stadt die Herrschaft Eglisau erkauft, so daß sie im Verkaufsfalle um die gleiche Summe wieder an Zürich fallen müsse, und harreten nun auf eine günstige Gelegenheit, den Herzog ihre Rache fühlen zu lassen. Diese Gelegenheit ward ihnen durch den erwähnten Bann. Als gehorsame Söhne der Kirche fehdeten sie den Herzog. Mit viel kriegerischer Jugend, die ihnen eilends zulief, zogen sie das Land hinauf. Von einer andern Seite folgten die Banner der inneren Cantone, bald darauf die gesammten Eidsgenossen. Zum zweyten Mahle wird von diesen der funfzigjährige Friede gebrochen. In kurzer Zeit war, fast ohne Blut, das ganze Thurgau erobert. Sie trugen ihre siegreichen Waffen bis ins Vorarlbergische.

Belagerung von Winterthur. 1460. Die einzige Stadt Winterthur, ihrer Herrschaft unerschütterlich treu, leistete entschiedenen Widerstand. Zwanzig tausend Mann umlagerten sie. Von dem heiligen Berge wurden achtzig Pfund schwere Steine gegen die Mauer geworfen, die Stadt durch Feuerkugeln an drey Orten angezündet, ein Sturm angeordnet, von dem das Schrecklichste zu fürchten war. Die Bürger blieben unbeweglich. Es beugte sie nicht,

daß die Pfeile der Belagerer diejenigen verscheuchten, welche mitten in der Stadt auf den Gräbern ihrer Entschlafenen bethen wollten. Sie alle waren entschlossen, dem Herzoge die Treue zu bewahren, oder zu sterben. Es schreckte sie nicht, als die große Karthaune von Zürich, die von vier und zwanzig Pferden gezogen wurde, unter deren Last die Töss-Brücke brach, so daß das Stück erst nach drey Tagen mit vieler Mühe wieder aus dem Wasser gehoben werden konnte, vor ihren Mauern erschien. Die Männer waren auf den Mauern und bey den Thoren. Knaben mußten Steine zusammen tragen, um jeden Mauerbruch sogleich wieder auszufüllen. Es wurden, weil die Mühlen in feindlicher Gewalt waren, Pferdemühlen und eine Kornrelle in der Stadt angestellt, in denen je zwanzig Weiber unter einer Hauptmänninn drey Stunden lang in guter Ordnung arbeiten mußten, während andere auf der Mauer neben ihren Männern den Feind mit eisernen Gabeln, die Kinder aber denselben mit heißem Wasser empfangen mußten. So leisteten diese Bürger, Reiche und Arme ohne Unterschied, neun Wochen lang, Tag und Nacht, den entschlossensten Widerstand, unter frohem Gesange und lautem Jubel, bis am zweyten November die Belagerung aufgehoben wurde. Die Eidsgenossen, in Belagerungen höchst selten glücklich, hatten hier zu dem noch keinen rechten Ernst angewendet, denn es war nicht allen, und den Zürchern am allerwenigsten, daran gelegen, daß Winterthur zu Gemein-Eidsgenössischen Handen erobert werde. — Es fiel also in diesem Zuge das ganze Thurgau mit Ausnahme von Winterthur in die Gewalt der Eidsgenossen, und ist ihnen geblieben, bis auf diesen Tag. Winterthur aber verpfändete, wie wir oben gesehen haben, Herzog Siegmund im Jahre 1467 aus leicht begreiflichen Gründen an Zürich, ohne daß die lange vorbehaltene Wiederlösung jemahls geschehen ist. Mit dieser Stadt hatte denn das Haus Oesterreich, welches vor ein hundert fünf und vierzig Jahren ganz Helvetien zu unterjochen ge-

dachte, durch den ununterbrochenen Siegeslauf der Eidsgenossen seine letzte Besitzung innerhalb der Alt-Schweizerischen Grenzen eingebüßt.

Kempten-Krieg. 1460. In diesen Jahren fiel es dem Abte von Kempten ein, einen seiner Kellner der Untreue zu beschuldigen, und, selbst nach erwiesener Unschuld, hart zu bedrücken. Vergebens suchte der Bedrängte beym Papste, beym Kaiser, beym Reichs- und sogar beym Vehmgerichte Gerechtigkeit und Schutz. Sie alle hatten für seine Noth keinen Sinn. Endlich setzte er seine Hoffnung auf den Biedersinn oder die Kriegslust der Eidsgenossen. Sogleich waren drey hundert und funfzig Freywillige bereit, ihm zum Rechte zu verhelfen. Ihnen stellte der Abt dreyzehn hundert Mann mit vielem Geschütze entgegen, und verwarf in stolzer Sicherheit jede Ausgleichung, die von Unparteylichen versucht, von den Eidsgenossen angebothen wurde. „Meiner Leute, sagte er, sind drey gegen „Einen, wollen sie sich nicht wehren, so gebe Gott, daß keiner davon komme!“ Bey Buchenberg, kaum eine Deutsche Meile von Kempten, stieß man auf einander. Die Aebtischen waren müde und hungrig, und als ihr Anführer Speise begehrte, weil er sich mit hungrigen und ermatteten Leuten nicht schlagen könne, ließ der Abt aus Trotz oder Geiz ihnen sagen, „sie sollen sich zuerst das Morgenbrot verdienen, „er habe seinem Amtmanne auf Buchberg befohlen, sie zu „speisen, wenn sie die Schweizer werden abgetrieben haben.“ Man muß sich wundern, daß diese erschöpften, gehöhnten Leute noch einen Angriff versuchten. Der Erfolg ließ sich voraus sehen. Nach vergeblichem Widerstande flohen sie mit großem Verluste, und wurden bis in die Nacht verfolgt. Die Eidsgenossen nahmen fröhlich die den Aebtischen als Siegerlohn bereitete Speise. Der Abt mußte Genugthuung leisten. Nicht lange, so legte er aus Scham seine Würde nieder.

Mühlhauser = und Waldshuter = Krieg. 1468. Keine noch so bittere Erfahrung konnte den Haß und die Unbedachtsamkeit des Adels mindern. Der Ruhe und des Friedens nie froh, erregte er auf der Vorder = Oesterreichischen Grenze einen Krieg, der eine höchst unbedeutende Ursache, aber für die Eidsgenossenschaft, für Oesterreich, Burgund, Frankreich und Europa höchst bedeutende, wo nicht entscheidende Folgen hatte. — In Mühlhausen im Elsaß zog ein Müller seinem Knechte einige Kreuzer vom Lohne ab. Der Knecht klagte, und verließ, weil seine Klage vom Bürgermeister nicht sogleich entsprechend beantwortet wurde, Mühlhausen mit drohenden Worten. Die Stadt, welche wohl wußte, daß in jenen unruhigen Zeiten aus der kleinlichsten Ursache großer Schaden und Nachtheil erwachsen konnte, schickte dem Knechte schnell einen Bothen mit dem von ihm geforderten Gelde nach; er aber wollte aus Rache das Geld nicht annehmen, und verkaufte seine Ansprache an Peter von Regisheim, einen benachbarten Feind des Friedens und der Freyheit. Der adeliche Käufer machte nun in Folge seines Kaufes eine so ungeheure Schuldforderung an die Stadt, daß bald klar wurde, er wolle Feindschaft und Krieg. Die Stadt bezahlte nicht. Er fehdete. Viel umliegender Adel, auch zwey Oesterreichische Landvögte gesellten sich zu ihm, und beschädigten die Stadt mit Raub und Brand, wo sie nur konnten. Bey wem hätte die Bedrängte eher Schutz suchen sollen, als bey den Eidsgenossen, diesen unermüdeten Gegnern des Adels? Sie schloß zu ihrer Sicherheit einen funfzehnjährigen Bund mit Bern, Freyburg und Solothurn. Diese Städte legten eine Besatzung nach Mühlhausen, welche zur Wiedervergeltung die Schlösser, Leute und Güter des Adels auch nicht verschonte. Das reizte denselben nur noch mehr auf, statt ihn zu schrecken. Die Neckereyen gegen die Stadt, welche der Adel mit thörichtem Spotte „der Schweizer Kuhstall“ nannte, dauerten fort. Der schwache Erzherzog wollte zwar den Frieden, aber er wußte den Ueber-

muth des Adels, der nicht bloß Mühlhausen, sondern auch die Eidsgenossen immer heftiger beleidigte, nicht zu zügeln, bis diese den vier und zwanzigsten Brachmonath die Fehde gegen Oesterreich und den Adel ergehen ließen, und mit funfzehn tausend Mann ins Elsaß zogen. Sie zeichneten ihren Marsch durch Feuer und Schwert. Zwey und dreyßig Städte, Schlösser und Dörfer wurden unter Verübung vieler Grausamkeiten zerstört. Nur die Kirchen wurden aus dem allgemeinen Brande errettet, indem man nach den Befehlen der Tagsatzung die Häuser rings um sie her abbrach. Endlich traf das Eidsgenössische Heer auf dem Ochsenfelde ein. Hier, auf einer freyen, offenen Ebene, eine Stunde breit, zwey Stunden lang, standen sie, durch keinen Vortheil des Ortes begünstigt, unbedeckt, ungeschützt, die feindlichen Ritter erwartend. Oft hatten diese die Schuld ihrer früheren Unfälle auf die für sie nachtheiligen Berggegenden geworfen, und sich vermessen, die Eidsgenossen auf freyer Ebene bestreiten zu wollen; dann werde es sich zeigen, wessen Tapferkeit der Sieg gebühre. Herrlich klangen solche Aeußerungen, hinter deren blendendem Scheine auch der Furchtsamste seine Feigheit versteckte, so lange die Eidsgenossen ferne blieben; aber jetzt standen sie in der Nähe, und erwarteten kaltblütig den ruhmredigen Feind. Allein die adeliche Reiterey, mit Worten trotziger, als mit der That, hüthete sich wohl, die Wahrheit ihrer Behauptungen zu bewähren. Kein Spott, keine Reizung vermochte ihren Zorn oder ihre Streitlust zu entflammen, sie weilte sanftmüthig hinter festen Mauern, und vermied die Schlacht. So wurde die Ehre der Eidsgenössischen Waffen ohne Blut behauptet, Mühlhausen durch eine starke Besatzung vor ferneren Beeinträchtigungen gesichert.

Vom Ochsenfelde wendete sich ein Theil des Eidsgenössischen Heeres nach einer anderen Gegend. Zugleich mit Mühlhausen war nähmlich auch Schaffhausen von eben denselben Feinden, die keinen Friedensschluß achteten, angegriffen wor-

den. Der bekannte Hewdorf hielt den Bürgermeister der Stadt gefangen, bis er sein ganzes Vermögen zum Lösegelde gab, und brachte Acht und Bann über einige Bürger von Schaffhausen. Andere Edle verbrannten der Stadt zugehörige Güter. Niemand konnte die Stadt mit Sicherheit verlassen. Jeder Fuß breit Landes außer derselben mußte mit Blut behauptet werden. Auch hier wollten die Eidsgenossen gründlich helfen, und den Hochmuth des Feindes dämpfen, wie im Elsasse. Sie durchstreiften, aller Orten siegreich, den Schwarzwald, dann belagerten sie Waldshut, wo sich Hewdorf, der erste Urheber alles dieses Uebels, befand. Die Feinde hatten den Muth so völlig verloren, daß ein erzherzogliches Heer bey der falschen Nachricht von dem Ausbruche gesammter Eidsgenossenschaft unaufhaltsam aus einander ging. Dagegen war die Kühnheit und Feindesverachtung bey den Eidsgenossen so groß, daß sie nicht selten die gemeinsten Regeln der Vorsicht vergaßen, und zu glauben schienen, der Feind dürfe es aus Furcht vor der Rache nicht einmahl wagen, Hand an einen aus ihnen zu legen. In Folge dieser Kühnheit wagten fünf unbewaffnete Eidsgenossen, vor einer Oesterreichischen Schanze das Korn zu schneiden, und wurden erschlagen. Sechzehn andere, die sich am Fuße einer feindlichen Verschanzung sorglos schlafen gelegt hatten, wurden mit ihren eigenen Waffen getödtet. Waldshut wurde stark beschossen, und ein Heer, das Entsatz oder Verproviantirung versuchte, zurück gewiesen. Die geängstigte Stadt litt noch mehr durch den Hunger, als durch die Waffen, und schien ihrem Falle nahe.

Mit täglich erneuerter Ungeduld erwarteten die Eidsgenössischen Krieger den Sturm, dessen Ausgang kaum zweifelhaft schien. Aber die Eroberung der Stadt wurde vereitelt, weil viele angesehene Eidsgenossen mit Grund für ihre in der Stadt befindlichen Freunde und Verwandten fürchteten, und weil nur Bern allein den ganzen Schwarzwald zur Schweiz zu ziehen gedachte. „Geld, sprachen die Berner, Geld, liebe

„Eidsgenossen wird unser Untergang werden! Lasset Ihr Euch „mit Geld befriedigen, Ihr werdet nicht mehr furchtbar „seyn!“ Selbst der gemeine Krieger murrte, „man sey „nicht ausgezogen, Geld heim zu bringen; sondern Städte und „Schlösser für das gemeine Wesen zu erobern.“ Aber die Mehrheit der Stände gab Friedensvermittlern Gehör. Der Waldshuter Friede wurde geschlossen, welcher den Städten Schaffhausen und Mühlhausen Sicherheit, den Beschädigten Genugthuung gab. Die Eidsgenossen erhielten von Oesterreich zehn tausend Gulden, mit der Bewilligung, daß, wenn diese Summe bis zum vier und zwanzigsten Brachmonathe 1469 nicht bezahlt sey, alsdann Waldshut und der Schwarzwald den Eidsgenossen schwören müssen.

So endeten diese zwey Züge, die aus einer unscheinbaren Ursache entsprungen waren, und wenige unmittelbare Folgen nach sich zogen; die aber von Seite Oesterreichs eine außerordentliche Maßregel bewirkten, welche die wichtigsten, auf ferne Zeiten einflußreichsten Veränderungen in Europa nach sich zog.

3. Die Verhältnisse gegen Frankreich und Burgund. 1453 — 1473.

Bund mit Frankreich. Den vierten Aprill 1453. An diesem Tage wurde unter Carl VIII. der erste Bund der Schweiz mit Frankreich geschlossen, der noch keinen andern Zweck hatte, als, zwischen beyden Staaten freundschaftliche Verhältnisse, Frieden, Handel und Ruhe zu sichern. Diesen Bund erneuerte den sieben und zwanzigsten November 1467 der König Ludwig XI., ein listiger, verschlagener, unternehmender Fürst, der noch als Dauphin bey St. Jakob an der Birs die Tapferkeit der Eidsgenossen erfahren hatte, und, durch diese einzige Erfahrung belehrt, von nun an auf alle Weise, öffentlich und heimlich, mit Schmeichelworten, Bestechungen und Einräumung bedeutender Vorrechte, darnach

strebte, die Tapferen auf seine Seite zu ziehen, und an ihnen eine mächtige Hülfe gegen gefürchtete Feinde, besonders gegen das Haus Burgund, zu finden. Für Ein Mahl begnügte er sich mit der bloßen Erneuerung des von seinem Vater geschlossenen, unschuldigen Freundschaftsbundes; aber nicht lange, so bediente er sich seiner List und seines Geldes, um mit größerem Einflusse die Eidsgenossen für seine verborgenen Zwecke zu gebrauchen.

Burgund. 1467 — 1474. Im Jahre 1467 starb zu Brügges in Flandern in einem Alter von zwey und siebzig Jahren Philipp der Gute, Herzog von Burgund. Sein Reich erbte sein Sohn Carl, genannt der Kühne, der den König Ludwig von Frankreich tödtlich haßte, und von diesem eben so tödtlich wieder gehaßt wurde. In dem Wettstreite, der sich zwischen ihnen erhob, bewies Ludwig die Ueberlegenheit des Verstandes über die ungeregelte Kraft. Er siegte ohne Waffen durch seinen listigen Geist. Mit nicht geringen Erfahrungen und ausgezeichneten Fähigkeiten hatte er den Thron seiner Väter bestiegen, betrachtete sich auf demselben als obersten Beamten, und weihete sein ganzes Leben seiner Pflicht. Seine polizeyliche Regierung im Inneren seines Landes war gerecht, billig, fest, löblich; weniger ist sein Benehmen in anderen Verhältnissen zu rühmen. Er hatte es sich zum Ziele gesetzt, die unbeschränkte Macht des Königthumes in Frankreich zu begründen, und den übermächtigen und unruhigen Lehensadel, an dessen Spitze die Herzoge von Burgund, Bretagne und der Normandie standen, zu demüthigen. Zur Erreichung dieses Zweckes gebrauchte Ludwig ohne Bedenken krumme und gerade Wege. Jedes Mittel, das die Absicht beförderte, war ihm willkommen. Er bediente sich des Ernstes und der Milde, einnehmender Güte und roher Grausamkeit, der Religion und menschlicher Gesetze, der Schmeichelworte und der Bestechungen, häufig der List, selten der Gewalt. Treue in der Beobachtung seines Wortes kannte er nur dann, wenn

sie ihm Vortheil brachte. Schien ihm ihre Verletzung nützlicher, so scheute er sich nicht, den heiligsten Vertrag zu brechen, den er vor Kurzem erst geschlossen hatte. Seinen Feinden war er gewöhnlich dann am gefährlichsten, wenn er ruhig zu seyn schien. Seinen Zweck verfolgte er dann am eifrigsten, wenn alle Welt glaubte, er habe ihn aufgegeben. Man hatte ein Sprichwort von ihm, „daß er im Kriege nur mit „Einem Auge schlafe, im Frieden aber Tag und Nacht beyde „offen halte.“ So war Ludwig gegen alle seine inneren und äußeren Feinde, gegen alle fremden Mächte ohne Ausnahme, so vorzüglich gegen Burgund. Es herrschte zwischen Frankreich und Burgund weder Friede noch Krieg, aber Untreue, Wankelmuth, Gährung, bis zuletzt die Schlauheit einen wohlfeilen Sieg errang, den Andere erfochten, sie benutzte. Dieses Ziel erreichte Ludwig durch besonnene Beharrlichkeit und richtige Anwendung vieler geheimen Mittel.

Der Feind dieses Ludwig war Carl der Kühne, Herzog von Burgund, dem Nahmen nach des Königes Vasall, in der That nicht weniger mächtig, als der König selbst, und nicht geneigt, sich diesem oder einem Anderen unterzuordnen. Die Größe, die Blüthe, Fabrikation, Schifffahrt, der Handel und Reichthum seiner glücklichen Länder, die lange gesparten Schätze seiner Vorfahren, die Liebe seines Volkes, die Vortrefflichkeit seines Heeres gaben ihm allein schon das Uebergewicht über jeden Nebenbuhler, und das, daß er an der Spitze aller Mißvergnügten Frankreichs, zu denen sogar Ludwigs Bruder gehörte, stand, machte ihn dem Könige vollends furchtbar. Carl, geboren den zehnten November 1433, war von mittlerer Größe, starkem Körperbaue, brauner Gesichtsfarbe, an Augen und Haaren schwarz, mit einer Habichtsnase, einem etwas länglichen Gesichte, breiter Stirn, hervor stehendem Kinn. Aus allen seinen Zügen leuchtete kriegerischer Ernst. Von seiner Kindheit an kannte er keine reizendere Freude, als wilde Hochjagd oder ein Heerlager; kein würdi-

geres Ziel menschlichen Strebens, als, ein zweyter Alexander zu werden. Unersättlicher Ehrgeiz war die Grundlage seines ganzen Charakters. Er hatte sich im Stillen ungeheure Entwürfe gebildet, an deren Möglichkeit er nicht zweifelte, nachdem ihn das Glück an einigen Orten begünstigt hatte. Sein stolzer, hoch fahrender Sinn stand vielleicht gar nach der Deutschen Kaiserkrone. Tapferkeit, Muth, Arbeitsamkeit, Offenheit, Frömmigkeit, Freygebigkeit gegen Dürftige, Mäßigkeit waren Eigenschaften, die diesen Fürsten zierten. Glaubte er, jemanden als Freund erprobt zu haben, so schenkte er einem solchen sein unbedingtes Vertrauen, und keine Warnungen, keine Einflüsterungen vermochten, dieses Vertrauen oder Carls Liebe zu erschüttern. Gegen Feinde oder Leute, die ihm gleichgültig waren, oder Wehrlose scheute er sich bey Gelegenheit nicht, sein Wort zu brechen. Er rühmte sich einer unerschütterlichen Festigkeit; aber diese Festigkeit artete durch langes Glück in Uebermuth aus, der Uebermuth wurde zum Starrsinne, und dieser Starrsinn verschloß im Unglücke Carls Herz den Räthen der Klugheit und den Gefühlen der Menschlichkeit, und ließ ihn zuletzt sich blindlings in sein eigenes Verderben stürzen. So waren die beyden Fürsten geartet, deren Feindschaft hauptsächlich den schwersten Krieg entzündete, den die Eidsgenossen je bestanden haben.

Durch den Abschluß des Waldshuter-Friedens war der den Eidsgenossen feindselige Adel eher schmerzlich verletzt, als beruhigt. Obschon dieser Friede allen Streit hätte heben sollen, wurde doch bald klar, daß man nur Zeit und Mittel zu einem noch größeren Kriege suche. Weil Siegmund zu schwach war, den Eingebungen und Verhetzungen seiner Räthe zu widerstehen, und zu schwach, aus eigenen Kräften einen neuen Angriff auf die Eidsgenossenschaft zu wagen, so ließ er sich bereden, auswärtige Hülfe zu suchen. Zuerst bewarb er sich um den Beystand der Deutschen. Als das keinen Erfolg hatte, wendete er sich nach Frankreich, das einst die Armagnaken an

die Eidsgenössischen Grenzen gesendet hatte; aber der kluge Ludwig hatte St. Jakob an der Birs noch nicht vergessen, auch sah er zu gut ein, wie wichtig ihm die Schweiz werden könne, als daß er sie hätte verderben wollen, wenn er wirklich stark genug dazu gewesen wäre. Daher wurde dem Herzoge mit Freuden ein Jahrgeld bewilligt; sein zweyter Antrag aber, das an die Eidsgenossenschaft grenzende Vorder-Oesterreichische Gebieth als Pfandschaft zu übernehmen, und es vor den Eidsgenossen zu schirmen, unter mancherley Vorwänden von der Hand gewiesen. Von Frankreich wendete sich Siegmund, wie Einige erzählen, auf Ludwigs Rath, nach Burgund. Leicht wäre ein solcher Rath dem Fernblicke und der Schlauheit Ludwigs zuzuschreiben. Er, der die Art des Herzoges und der Eidsgenossen kannte, und wohl wußte, daß der Herzog eine so günstige Gelegenheit, sein Gebieth zu vergrößern, begierig ergreifen werde, konnte leicht ermessen, unter so reizbaren Leuten werde, wenn sie ein Mahl Nachbarn geworden seyen, der Ausbruch eines Vertilgungskrieges nicht lange fern seyn, und es zeige sich ihm dann eine herrliche Gelegenheit, seinen Haß gegen den Herzog ohne eigene Anstrengung oder Gefahr höchstens durch einige Geldspendungen und hinterlistiges Zusammenhetzen zu befriedigen. Wurde der Herzog in dem unfehlbar ausbrechenden Kriege vernichtet, so war Ludwig gerächt, und durch seine List hoffte er, sich den besten Theil der Beute zuzueignen. Siegte der Herzog, so war doch nach den Erfahrungen, die Ludwig selbst gemacht hatte, gewiß, daß die Eidsgenossen, bevor sie sich besiegen ließen, Carln so sehr schwächen würden, daß der Entkräftete dem Könige fast wehrlos in die Hände fallen müsse. Der Ausgang schien dem Könige auf beyden Wegen erwünscht, auf dem letzteren vielleicht am erwünschtesten; denn wohl war es möglich, daß er ihm Burgund sammt der Eidsgenossenschaft überlieferte.

Bey Carl von Burgund gelang es Siegmunds Räthen

ohne einige Mühe, zu bewirken, daß das Oesterreichische Elsaß, die Waldstätte und der Schwarzwald um eine bedeutende Summe als Pfandschaft angenommen wurden. Wie hätte auch der ehrgeizige Fürst, dessen Vater sich schon mit großen Planen gewiegt hatte, dessen eigener Lieblingsgedanke Ausrundung seines unzusammenhängenden Gebiethes, und, wo möglich, die Errichtung eines Königreiches von der Ostsee bis nach Italien und dem Mittelmeere hin seyn mochte, eine so vortreffliche Erwerbung zurück weisen können, die ihm ein Schlüssel zu dem Herzen Deutschlands, der Eidsgenossenschaft und Hoch-Burgunds wurde, und mit diesem letzteren, welches schon sein Eigenthum war, zusammen hing. Eine freywillige Abtretung von Ländern, die ihm so köstlich waren, achtete er als das höchste Glück. Der Vorbehalt der Wiederlösung schien ihm unbedenklich; denn Siegmunds Wirthschaft eröffnete dazu keine Aussicht, und der Vorbehalt der herkömmlichen Verfassung, der Freyheiten und Rechte wurde als ein diplomatischer Abschiedsgruß an das treue Volk Alt-Habsburgischer Stammherrschaften, als eine todte Formel angesehen, und darum auch nicht beobachtet. Somit hatte der Oesterreichische Adel seinen Zweck erreicht, den Eidsgenossen einen mächtigen und gefährlichen Nachbar zu geben; aber das hatte dieser Adel nicht bedacht, daß er über die Kaiserlichen Erblande ein großes Unglück herbey gezogen, und sich selbst, sagt Bullinger, „einen Stecken und eine Ruthe gemacht hatte.“

Die Verwaltung der neu erworbenen Lande wurde dem Ritter Peter von Hagenbach, einem durch lange Treue erprobten Diener Carls, der sich an des Herzoges Hofe aus dem niedrigsten Stande empor geschwungen hatte, übergeben. Dieser Mann, der, gleich andern Emporkömmlingen, den Flecken seiner Geburt durch Hoffart zu verwischen glaubte, war mehr Tyrann, als Regent. Da er sich unbedingt auf Carln stützte, von ihm Alles hoffte, jeden Anderen verachtete, so verdrängte er ungescheut den Adel und das Volk von ihren

Freyheiten und Gerechtigkeiten, erschwerte das Harte durch Uebermuth, und dehnte die ihm übertragene Gewalt so widerrechtlich und unziemlich aus, daß man ihn wegen seines tyrannischen Verfahrens nur eine Ruthe und Peitsche Gottes zu nennen pflegte. Das erste Geschäft dieses Vogtes war, daß er, dem Pfandvertrage zuwider, Alles auf Burgundischen Fuß einrichtete. Keine Klagen noch Einwendungen wurden hierbey geachtet. Man mußte sich gedulden, denn Carl hatte mächtigeren Gegenden den Freyheitssinn zu brechen gewußt. Die Eidsgenossen betrachteten diese ganze Sache, die ihnen selbst nichts Gutes weissagte, mit einem auf Alles gefaßten Muthe, doch nicht ohne Unruhe. Es herrschte zwischen ihnen und Burgund äußerlich ein gutes Vernehmen, bis Hagenbach auf der Bernerschen Herrschaft Schenkenberg Burgundische Fahnen aufpflanzen ließ. Diesen Vorfall benutzte König Ludwig zu seinem Vortheile. Die Eidsgenossenschaft hatte nähmlich Bern, dessen Regenten der Französischen Sprache kundig, und in Unterhandlungen gewandter waren, als alle andern Eidsgenossen, ermächtigt, im Nahmen des ganzen Bundes, wenn es die Noth erfordere, mit Frankreich einen den Umständen angemessenen Vertrag zu schließen. Dieses geschah. Der König gab und empfing die Zusage, „dem Herzoge von Burgund gegenseitig nicht beyzustehen.“ Dieser Verein beraubte den Herzog der Hoffnung, Schweizerische Hülfe zur Vollendung seiner zunächst gegen Frankreich gerichteten Plane zu haben. Der König hingegen hatte schon sehr viel gewonnen. Carl, der die Eidsgenossen dem Könige nicht näher bringen wollte, als sie ihm bereits gekommen waren, befahl seinem Vogte, seine Anmaßungen zurück zu nehmen. Der Zwiespalt zwischen Carl und Ludwig stieg. Ohne Berns entschlossene Klugheit wären die Eidsgenossen vielleicht jetzt schon in einen Krieg verwickelt worden. Viele waren bereits durch des Königes Geld gewonnen, Andere wollten dem Herzoge dienen, die Verhältnisse wurden immer schwieriger. Die Hewdorf, die Eptingen und andere

Feinde der Eidsgenossenschaft sahen es ungern, daß Carl die verpfändeten Länder schon ins dritte Jahr besaß, und doch gegen die Eidsgenossen den erwarteten Krieg nicht erhob. Daher suchten sie unter Burgundischem Schutze durch gewaltsame Thaten, Verletzung des Friedensschlusses und des Völkerrechtes die Schweizer zu erbittern. Somit hatten die Eidsgenossen schon von zwey Seiten her Anregung zum Kriege. Bald kam ihnen die dritte; denn das verpfändete Land, vormahls milde regiert, jetzt durch einen unverständigen und stolzen Vogt hart behandelt, fing an, sehnsuchtsvolle Blicke auf den Schweizer-Bund zu werfen. Peter von Hagenbach war bald so verhaßt geworden, wie einst die Geßler und Landenberge in der Schweiz. Die Feldzüge, die Abgaben, die er fordern, die Gerichtsordnung, die er einführen mußte, schienen dem Volke unerträglich. Die grausame Härte, der hoch fahrende Stolz, die unbegrenzte Sittenlosigkeit, die Erpressungen, die Landesverweisungen und Justiz-Morde des Vogtes vollendeten den Haß, der ihm auch das aufbürdete, was eine Folge herzoglicher Verfügungen war. — Carl, der gegen die Eidsgenossen keine Feindschaft hegte, ließ sie der alten Zuneigung versichern, und sorgte, daß durch Siegmund die Hewdorfische Sache beygelegt wurde. Aber Ludwigs Umtriebe, Oesterreichs Versuche, einen Bund mit den Eidsgenossen zu erhalten, und Hagenbachs Unvorsichtigkeiten und schlecht verhehlter Schweizer-Haß schwächten den günstigen Eindruck der Bemühungen des Herzoges, und bald darauf erbitterte Carl persönlich eine ansehnliche Eidsgenössische Gesandtschaft, die zu ihm gesendet wurde, um über Hagenbach zu klagen.

Hagenbach, den Eidsgenossen äußerst abgeneigt, schmähte nämlich bey jeder Gelegenheit das ganze Volk oder einzelne Häupter. Er steigerte die Zölle, beschränkte das Eigenthumsrecht Eidsgenössischer Gutsbesitzer, deren Ländereyen in dem Neu-Burgundischen Gebiethe lagen, und unterstützte je den Feind der Schweiz. Eidsgenössische Kaufleute wurden mit seinem Wis-

sen und Willen von dem unruhigen Adel beraubt, und auf Lösegeld gefangen gesetzt. Hagenbach selbst suchte Mühlhausen auf allen Wegen in Carls Gewalt zu bringen, und als sich die bedrängte Stadt auf ihren Bund mit den Schweizern stützte, versprach ihr der Vogt höhnisch, „sie aus einem Kuhstalle zu einem Rosengarten machen zu wollen.“

Um diese Zeit hatte sich das hart bedrängte Land mit den dringendsten Bitten um Wiederlösung an Siegmund gewendet. Herzlich bereute der gute, aber schwache Fürst, sein Land einem Mächtigeren anvertraut zu haben, von dem es nicht so leicht wieder zu erhalten war. Die Niedere Vereinigung, ein Bund der vorzüglichsten Elsassischen Reichsstädte, hatte Siegmund das Lösegeld zu erlegen versprochen; allein es bedurfte, um die Lösung durchzusetzen, der Hülfe der kriegerischen Eidsgenossen, weil leicht voraus zu sehen war, Carl werde kein Lösegeld mehr annehmen, sondern die Länder als Eigenthum ansprechen wollen, und ohne Krieg aus seinem Besitzstande nicht weichen; darum machte Siegmund Versuche, mit der Schweiz einen Vertrag zu schließen.

Nach diesem kam Herzog Carl selbst mit fünf tausend Pferden und großem Hofstaate in die Elsassischen Lande. Der Schrecken ging vor ihm her. Viele entflohen mit ihrer Habe. Der Landmann hoffte von den Städten seine Rettung, diese von den Eidsgenossen. Einige Städte schlossen ihre Thore, andere wurden von der fürstlichen Gegenwart hart bedrückt. Basel machte aus Furcht vor einem plötzlichen Ueberfalle ein Schutzbündniß mit der Schweiz. Gegen zureichenden Sold erhielt es acht hundert Mann Besatzung; wenn es aber belagert werde, sollen die Eidsgenossen mit allen ihren Bannern auf seyn, die Stadt zu entschütten. — Die Eidsgenossen selbst benahmen sich als solche, die nichts zu fürchten haben. Eine Gesandtschaft schickten sie dem Herzoge entgegen, um ihn zu beehren, und über Hagenbach Klage zu führen. Sie wurde sehr frostig aufgenommen. In besseren Stunden hätte Carl

durch zuvor kommende Abhülfe der Beschwerden die drohende Gefahr von seinem Haupte gewendet; jetzt aber, wo er von den Feinden der Eidsgenossen umringt war, zeigte er beleidigende Kälte und hochfahrenden Stolz. Der demüthigende Hofgebrauch, sich vor Carl auf ein Knie niederzulassen, mußte von den freyen Männern beobachtet werden, wenn sie das herzogliche Angesicht schauen wollten. Dann hieß es, „sie sollen ihm nachreisen.“ Nachdem sie seinem Hoflager einige Zeit gefolgt, wurden sie von Dijon ohne Antwort unfreundlich entlassen.

Von diesem Tage an näherten sich die Eidsgenossen entschieden Carls Feinden, während Hagenbach zu Carls Schaden in seinem verkehrten Treiben bestärkt wurde. Bern schloß den zehnten Januar 1474 mit Ludwig von Frankreich im Nahmen aller Eidsgenossen auf lebenslang ein Bündniß zu Schutz und Trutz, das nur auf Burgundische Kriege hinzielen konnte. In diesem Bündnisse wurden den Eidsgenossen durch große Geldvortheile die Augen über ihren wahren Nutzen geblendet. Ihre Politik hätte es eigentlich nicht mit sich gebracht, die Macht zu zertrümmern, die allein Frankreichs furchtbar steigender Kraft das Gegengewicht halten konnte; aber sie rechneten damahls noch nicht staatsklug. Ihre Handlungen waren Wirkungen des augenblicklichen Eindruckes, nicht eines systematischen Planes. Von diesem Zeitpunkte an haben wir den verderblichen Einfluß Französischer Sitten und Thaler auf unser Vaterland, als eine Folge der unseligen Werbungen und Pensionen, zu rechnen. Viele Redliche seufzten schon damahls über dieses Verderbniß. Vergebens. Meist sahen sie sich von den Verblendeten oder weniger Gewissenhaften gehaßt und verlacht. Die Nachricht von diesem Bündnisse überraschte den Herzog. Er mußte die Schweiz wieder gewinnen, ihre Unterstützung war ihm wesentlich. Eine Burgundische Gesandtschaft kam zu den Eidsgenossen, um durch ihre Höflichkeit den schlimmen Eindruck zu mildern, den Carls barsches Betragen hervor ge-

bracht hatte. Ihre Arbeit blieb nicht ohne Erfolg, denn mit zuvor kommendem Betragen wurde von jeher den Schweizern das Herz abgewonnen, und zu dem waren noch viele der Eidsgenössischen Häupter, besonders viele Große zu Bern, welche die Verhältnisse richtig würdigten, mehr Burgundisch, als Französisch gesinnt. Aber auch der Kaiser und der König, überzeugt, daß Burgund beschränkt werden müsse, wenn sie nicht selbst Gefahr laufen sollten, und daß die Eidsgenossen dazu am geschicktesten seyen, bearbeiteten diese so eifrig, daß bald wieder feindselige Schritte geschahen. Das Bündniß, welches, wie wir oben sahen, Oesterreich mit den Eidsgenossen suchte, wurde abgeschlossen. Lange konnten sich die letzteren nicht von der Aufrichtigkeit der Oesterreichischen Gesinnungen überzeugen. Die ewige Feindschaft dieses Hauses gegen die Eidsgenössische Freyheit lag ihnen noch zu lebendig im Gedächtnisse; allein Jost von Sillinen, Propst zu Beronmünster, Gubernator zu Grenoble, ein angesehener Eidsgenosse, Ludwigs vertrautester und vorzüglichster Geschäftsträger in den Burgundischen Händeln, wußte seine Landsleute von Oesterreichs redlichen Absichten zu überzeugen. Ludwig selbst verbürgte sich für dieses Haus, und Erzherzog Siegmund und Kaiser Friederich gaben die besten Worte und die schönsten Versprechungen.

Im hundert und neun und funfzigsten Jahre nach der Schlacht am Morgarten, acht und achtzig Jahre nachdem Siegmunds Großvater bey Sempach gefallen war, den dritten Aprill 1474 schworen Siegmund und alle Eidsgenossen unter Frankreichs Gewährleistung die ewige Richtung, einen unschuldigen, beyden Theilen nützlichen Vertrag, der fast ohne Unterbruch bis auf unsere Zeiten fortdauerte, und nie einen schädlichen, oder gar verderblichen Einfluß geäußert hat. — „Jeder Krieg und Groll, sagt dieser Vertrag, ist abgethan. „Oesterreich verzichtet für ewige Zeiten auf alles früher oder „später an die Schweiz Verlorene. Freyer Handel und Wan„del ist hergestellt. Bey vorkommenden Streitigkeiten steht

„man sich wechselsweise zu Rechte. Die Waldstätte und der „Schwarzwald werden nach der Einlösung der Eidsgenossen „offene Häuser. Kein Theil unterstützt und begünstigt die „Feinde des andern; wohl aber hilft man sich gegenseitig. Alles „dieses wird von zehn zu zehn Jahren öffentlich verkündigt.“ Kaum war dieser Vertrag geschlossen, so eilte Siegmund, dem Herzoge die Pfandschaft aufzukündigen. Die Städte der Niederen Vereinigung schossen das Geld, das in wenigen Tagen zu Basel bereit lag. Siegmund aber, der früher die Eidsgenossen durch die Burgunder hatte züchtigen wollen, kam persönlich in die Schweiz, erfreut, daß das kräftige Volk ihm nunmehr gegen Burgund beyzustehen, willig war; und als die Schweizer sich von seiner Aufrichtigkeit überzeugten, erwarb er sich aller Herzen, und jedes Andenken an die alte Feindschaft verschwand so völlig, daß Alle sich beeiferten, den Herzog aufs Festlichste zu empfangen, und daß in der nächsten Schlacht Eidsgenössische Landleute und Oesterreichische Ritter sich brüderlich die Hand zum gemeinsamen Siege bothen.

Als Hagenbach von der ewigen Richtung Nachricht erhielt, wollte er jede Maßregel ergreifen, um seinem Herren den Besitz der Pfandschaft zu sichern, weil er wohl wußte, Carl behaupte, diese Länder gekauft zu haben, und sey nicht gesonnen, sie jemahls wieder zurück zu geben. Deßwegen wollte sich Hagenbach des festen Platzes Breisach versichern, kam am Charfreytage mit einigen hundert Lombarden in die Stadt, störte den Gottesdienst, erlaubte sich Gewaltthaten, fröhnte seinen Lüsten, und trieb es mit den ohnehin schon schwierigen Leuten so arg, daß ein Aufruhr entstand, in welchem die Lombarden vertrieben, er selbst von Friederich Vögelin, einem sehr beherzten Manne, in Siegmunds Nahmen gefangen genommen, und kaum sein Leben vor der Wuth des Volkes errettet wurde. Hagenbach ward in den Kerker geworfen, und Siegmund sendete einen andern Vogt in sein ohne Schwertstreich wieder gewonnenes, fröhliches Land. Carl von Bur-

gund beschwerte sich, und eine seiner Heeresabtheilungen näherte sich den Grenzen. Mittlerweile häufte Hagenbach vergebens die schönsten Versprechungen, um loszukommen. Noch hoffte er auf seinen Herren; aber Carl war nicht so großmüthig, durch Entsagung einen treuen Diener zu retten, dessen Tod den herrlichsten Vorwand zur Rache geben konnte. Vier Wochen nach Hagenbachs Einkerkerung saß über ihn ein Gericht. Die erzherzoglichen Räthe, die Bothen der verpfändeten Länder, die Städte der Niederen Vereinigung und Eidsgenössische Abgesandte, nebst einer unzähligen Volksmenge, die Haß oder Neugierde herbey führte, versammelten sich. Oft wurde der Gefangene durch das Geräusch der unter seinem Thurme einreitenden Bothschafter aus tiefen Gedanken oder einem unruhigen Schlummer erweckt. Wie erschrak er aber, als der Wächter ihm meldete, es seyen unbekannte, hoch gewachsene, starke, ergraute, übel bekleidete Männer auf unansehnlichen Pferden angekommen: „Das sind die Schweizer, „rief Hagenbach laut, Gott helfe mir, dann sie gar viel wi„der mich haben!“ Denn er gedachte mit Schrecken der unrechtlichen Thaten, die er sich gegen die ganze Eidsgenossenschaft und der beißenden Spottreden, die er sich gegen Alle oder gegen einzelne ausgezeichnete Männer hatte zu Schulden kommen lassen. Seine Ahndung betrog ihn nicht. Er ward zum Schwerte verurtheilt. Acht Scharfrichter stritten sich um die Ehre, den verhaßten Mann abzuthun. So fiel Hagenbach, ein Opfer der Treue an seinem Fürsten, aber auch ein Opfer des Stolzes, des Mißbrauches der Gewalt und der wilden Leidenschaft. Es läßt sich nicht läugnen, daß das Gericht, welches über ihn saß, kein Recht hatte, ihn zu verdammen, und daß es weiser und edler gewesen wäre, ihn unbeschädigt zu entlassen, wie einst die Oesterreichischen Vögte aus den Waldstätten entlassen worden waren. Sein Tod war mehr kleinliche Rache, als Sache der Nothwendigkeit. Der Hauptzweck war ohne diesen Tod erreicht. Weitere

Schritte konnten nur größere Erbitterung erzeugen. Hagenbachs Hinrichtung wurde die Losung zum Kriege.

Als Carl den Hinschied seines treuen Dieners, Ludwigs Fortschritte bey den Schweizern, die ewige Richtung und Siegmunds Wiedereinnahme der verpfändeten Länder erfuhr, zeigte ihm Ein Blick die Größe der Gefahr. Bestürzung und Ingrimm brachten ihn außer sich. Er schwur, eher sein Leben, als die Rache zu lassen. Am unerträglichsten schien ihm, daß er diese Rache noch verschieben mußte, weil er anderwärts in einen wichtigen Krieg verwickelt war. Diesen Zeitpunct benutzten die Eidsgenossen, um sich von allen Seiten sicher zu stellen. Mit Mailand und Savoyen wurden freundschaftliche Verhältnisse eingeleitet, und der Herzog Renat von Lothringen, nach dessen Gebiethe Carl gelüstete, weil es seine südlichen und nördlichen Besitzungen sehr unbequem trennte, wurde in die Vereinigung gegen Burgund aufgenommen. Im August begannen im Sundgaue durch eine Truppenabtheilung unter Hagenbachs Bruder die Feindseligkeiten mit vieler Wuth und Grausamkeit. Bern setzte allen Eidsgenossen eine Tagleistung nach Luzern. Man sah den größten Krieg, den die Eidsgenossen jemahls bestanden hatten, sicher und schnell sich nahen, und die Klugheit rieth, sich zu rechter Zeit vorzusehen. Auf die fremden Höfe war nicht genug zu trauen; weil diese die Schweiz schon oft überlistet hatten. Um davor möglichst gesichert zu seyn, gaben die Eidsgenossen den Bernern die Vollmacht, für das ganze Land nach Gutfinden zu handeln. Zu Bern war durch den Einfluß des munteren Greises Niklaus von Dießbach, der durch seine Popularität, hinreißenden Rednerkünste und kluge Verwendung der königlichen Gelder fast jedermann für sich einzunehmen wußte, die Burgundische Partey, an ihrer Spitze der redliche, kluge Adrian von Bubenberg, der nie auf Frankreich traute, mit ihren Bedenklichkeiten bald überwogen, und jedes Einflusses so völlig beraubt, daß Bubenberg selbst auf seine

Güter verwiesen wurde, und seine Freunde kaum noch zu einiger Kenntniß der Geschäfte gelangten. Fruchtlos waren alle Vorstellungen der wohl denkenden, welche es gut einsahen, und laut aussprachen, die Eidsgenossen seyen nur Werkzeuge in der Hand des Königes zur Erreichung seiner Plane, und wenn sie die Arbeit würden gethan, und die Gefahr bestanden haben, so werde der listige Ludwig kommen, und sie der Vortheile berauben. Den zweyten October 1474 wurde zu Bern im Nahmen aller Eidsgenossen mit Frankreich ein Bündniß abgeschlossen. Die Schweiz versprach dem Könige, „ihm, wenn er Hülfe bedürfe, jeder Zeit mit sechs tausend „Mann zuzuziehen; er selbst werde nur im höchsten Nothfalle „gemahnt werden, und könne in allfälligen Kriegen gegen „Burgund seine Bundespflicht mit Geld erfüllen.“ Durch dieses Bündniß brachte der schlaue Ludwig die Eidsgenossen für seinen Nutzen gegen Burgund in die Waffen, während der verheerende Krieg von seinen eigenen, bedrohten Staaten abgewendet wurde. — Freyburg, das zur Theilnahme an diesem Bündnisse aufgefordert worden war, beschloß, „es „wolle mit niemanden, als mit den Eidsgenossen Bünd„nisse haben, sein Land sey klein, und seines Volkes zu we„nig, als daß es dasselbe um Geld Fremden liefern sollte.“ — „Wenn gemeine Eidsgenossen“, bemerkt bey Erzählung dieses ehrenwerthen Entschlusses der Geschichtschreiber Heinrich Rahn, „noch dieser Zeit eines so resolvirten Sinnes wären, „und der Eigennutz in so wichtigen Geschäften nicht immerhin „den Fortgang hätte, so würde es ohne Zweifel besser um „unsere Freyheit, Souverainetät und Ansehen stehen.“ — Den neunten October mahnte eine Kaiserliche Gesandtschaft die Eidsgenossen „bey ihren Reichspflichten,“ den Herzog von Burgund zu überziehen, mit dem Versprechen, der Kaiser selbst wolle, während die Eidsgenossen im Süd-Osten der Burgundischen Staaten den Krieg erheben, dieselben von Seite der Niederlande anfallen. Die Eidsgenossen eilten nach Lu-

zern, um abzuschließen; ehe sie aber geendigt hatten, erklärte den vier und zwanzigsten October das von ihnen bevollmächtigte Bern den Krieg an den Herzog von Burgund. Zwar schien es Vielen, Berns Vollmacht habe nicht den Sinn und die Ausdehnung gehabt, an Burgund Krieg zu erklären, sondern diese Vollmacht sey nur für den Abschluß der nöthigen Verträge mit Frankreich gegeben worden; allein das Mißvergnügen derjenigen, welche noch nicht durch den Zauber der Französischen Jahrgelder verblendet waren, wurde durch die nachherigen Siege bedeckt.

Vor Nuys, welche Festung Carl gerade damahls mit aller Macht und ungeheuerm Verluste hoffnungslos belagerte, erhielt er die Eidsgenössische Fehde. Von Zorn und Grimm übermannt, blaß, sprachlos, knirschend kämpfte er eine Weile in seinem Inneren, dann rief er, als die Wuth ihn wieder zu Worten kommen ließ, sey es, daß ihn eine schwere Ahndung ergriffen hatte, oder weil er in seinem Herzen den Untergang der Stadt schwor: „O, Bern, Bern!“

Zweytes Capitel.

Der Krieg mit Burgund.

Vom vier und zwanzigsten October 1474 bis zum sechsten Januar 1477.

Erster Feldzug. 1474.

Schlacht bey Hericourt. Den dreyzehnten Wintermonath 1474.

Bereits am fünf und zwanzigsten October, mitten in der härtesten Winterkälte, zogen die Eidsgenossen mit ihren Ver-

bündeten, funfzehn tausend Mann stark, ins Feld. Sie waren mit freudigem Muthe besser, als mit allem Anderen gerüstet. Ihren Marsch richteten sie gegen Hericourt, einem befestigten Städtchen in der Freygrafschaft Burgund, (Franche-Comté.) Eine künstliche Belagerung versuchten sie, wie meistens, vergebens. Den Sturm wollte man ihnen nicht gestatten. Plötzlich bemerkten sie Zeichen eines in möglichster Stille heran ziehenden feindlichen Heeres. Jakob von Savoyen, Graf zu Romont, wollte mit zwanzig tausend Mann die Eidsgenossen angreifen, und während dieser Zeit sollte Graf Diebold von Neuenburg, Marschall von Burgund, mit einer Abtheilung von fünf tausend Mann die belagerte Stadt verproviantiren, oder entsetzen. — Sonntags den dreyzehnten Wintermonath um Mittag griff Romont die Vorposten der Zürcher an. Die Eidsgenossen, auf alle Kriegsfälle wohl gefaßt, überließen der Niederen Vereinigung die Bewachung des Lagers und der Stadt. Sie selbst ordneten sich schnell in zwey Treffen. Mit dem einen stellte sich Felix Keller von Zürich den Feinden so klüglich entgegen, daß er, durch Teiche und Wald gedeckt, nicht mit Vortheil angegriffen werden konnte. Mit dem anderen sollte der Bernersche Schultheiß Niklaus von Scharnachthal durch die unwegsamen Waldpfade den unbedeckten linken Flügel des Feindes anfallen, der in Kellers Heere alle Eidsgenossen vor sich zu sehen meinte. Nach dem Augenblicke furchtbarer Stille, in welchem die Eidsgenossen knieend ihr Gebeth verrichteten, fielen sie so heftig in den Feind, daß keine Ordnung beobachtet, kein Commando-Wort mehr gehört wurde, sondern nur ein himmelhohes Geschrey des Angriffes, des Sieges und der Flucht. Denn die Niederländer und Lombarden wurden durch das Schreckliche eines solchen Anfalles mit Angst, Entsetzen und Verzweifelung erfüllt. Vergebens warf sich die Reiterey zur Bedeckung des Fußvolkes noch einige Mahle den Eidsgenossen entgegen. Dieser schienen immer mehrere zu werden. Nach

fruchtlosen Versuchen flohen auch die Reiter. Die Eidsgenossen konnten sie nicht mehr ereilen. Da brach die Reiterey Oesterreichs und der Niederen Vereinigung, zum ersten Mahle durch den Muth der Schweizer erfreut, hoch begeistert hervor. Ihnen rief das Fußvolk jubelnd zu: „Hauet ein, liebe Herren, „wir wollen Euch nicht verlassen!“ Die Nacht endete die Verfolgung. Die Eidsgenossen hatten nur einen höchst unbedeutenden Verlust erlitten. Hericourt, aller Hoffnung beraubt, ergab sich, und wurde von dem Erzherzoge besetzt. Die Eidsgenossen wichen den Beschwerlichkeiten des Winters, und zogen, mit rühmlichen Siegeszeichen und reicher Beute geschmückt, nach Hause. — So endete sich der erste Burgundische Feldzug, der, statt den Herzog zu warnen, seinen Grimm, wo möglich, noch erhöhte.

Tagsatzung zu Luzern. 1474.

Die Schlacht von Hericourt hatte die Eidsgenossen und ihre Verbündeten gelehrt, daß eine strengere Kriegsordnung nöthig sey. Die Eidsgenossen hatten zwar 1393 den Sempacher-Brief aufgerichtet; allein dieser war in Vergessenheit gerathen, und nur noch im Heere der Berner üblich. Um sich nun den Sieg zu sichern, und der Zweytracht vorzubiegen, machten die Schweizer und ihre Freunde folgende Kriegsordnung: „Die Nachhuth soll diejenigen erstechen, die sich „vor Ende einer Schlacht auf das Beutemachen legen. Die „Beute soll gemeinsam vertheilt werden.. Die Freyparteyen, „welche meist nur nach Zügellosigkeit und Raub lüstern sind, „sollen nicht geduldet werden.“ Auf dieser Tagsatzung ließ König Ludwig die Eidsgenossen seiner unwandelbaren Freundschaft versichern, mit der Bitte, daß sie, wenn Herzog Carl nach der Belagerung von Nuys gegen Frankreich ziehen sollte, dem Könige, ihrem treuen Freunde, zu Hülfe eilen möchten. Ludwig hatte Ursache, einen vereinten Angriff von England und Burgund zu besorgen, darum stellte er sich so freund-

schaftlich gegen die Schweiz. Die Gelder, welche er den Cantonen versprochen hatte, wurden sehr unregelmäßig ausbezahlt. Desto regelmäßiger und reichlicher flossen die Pensionen, welche einzelnen Häuptern zufielen. Diese Pensionen betrachtete man anfänglich als eine Erkenntlichkeit für geleistete Dienste, oder als eine rühmliche Ehrenbezeugung, die von jemanden angenommen werden könne, ohne ihn zu verpflichten, dem Geber auf des Vaterlandes Kosten gefällig zu seyn. So nahmen Bubenberg und Andere Pensionen von Frankreich, ohne je einen Schritt zur Beförderung der königlichen Absichten zu thun, oder von dem zu weichen, was sie als Recht erkannt hatten. Hätte man diese Pensionen schon damahls, wie in späteren Zeiten, als Handgelder für noch zu leistende Dienste angesehen, hätte man um ihretwillen damahls schon heilige Pflichten verletzt, so würden sich die traurigen Folgen einers Verderbnisses, welches wir jetzt noch beweinen, um Vieles früher eingestellt haben. Aber immer erwarb sich König Ludwig durch solche Pensionen die Gunst der Vornehmen .Die Geringeren waren durch die Beute von Hericourt lüstern geworden. Man rüstete sich aufs eifrigste zur Fortsetzung des Krieges.

Zweyter Feldzug. 1475.

Die Streifzüge des Jahres 1475.

Mit den ersten Tagen des Januars waren die Eidsgenossen wieder auf, und das Jahr 1475 verfloß unter zahlreichen Kriegsthaten, die in vier schnell auf einander folgenden Zügen vollbracht wurden. Siegreich durchstreiften die Eidsgenossen einen Theil der Freygrafschaft Burgund. Siegreich unterwarfen sie sich die Waat, größten Theils ein Besitzthum des Grafen von Romont. Kein Feind war ihnen

gewachsen, keine Burg ihnen zu fest. Die, welche Widerstand versuchten, nahmen sie mit Sturm. Von Genf und Lausanne ließen sie sich mit Geld begütigen. Sie bedeckten sich mit dem Ruhme unüberwindlicher Helden, aber sie schändeten sich auch durch Mord und Brand und die wildeste Grausamkeit. Nach jeder einzelnen Streifreise zogen die Eidsgenossen wieder in ihre Heimath, ohne ihre Eroberungen gesichert zu haben. Kaum wurden einige der festesten oder an wichtigen Päßen gelegenen Schlösser besetzt. Nur die Walliser errangen einen bleibenden Vortheil durch die Eroberung des Unter-Wallis.

Die Treulosigkeit der Fürsten. 1475.

Den neunzehnten Juni 1475 brach der Kaiser Friederich III. von Oesterreich an der Spitze eines Heeres von achtzig tausend Mann seinen Bund mit Frankreich und sein Wort an den Eidsgenossen, ohne deren Muth er gegen Carl einen harten Stand hätte bekommen mögen. Er opferte den Herzog Renat von Lothringen, den Erzherzog Siegmund, seinen nächsten Verwandten, und seine Pflicht gegen das Reich auf, und schloß einen Separat-Frieden mit Carl, in der Hoffnung, für seinen Sohn, den Erzherzog Maximilian, die reiche Burgundische Erbtochter zu erhalten. — Kaum hatte König Ludwig von Frankreich dieß erfahren, so schloß auch er mit Carl einen neunjährigen Waffenstillstand, in welchem er die Niedere Vereinigung Preis gab. „Der Herzog „von Burgund", heißt es in dem Vertrage, „wird diese Länder, „von Frankreich ungehindert, mit Gewalt der Waffen unter „seinen Gehorsam zurück bringen können." Selbst Bern und die Eidsgenossen wurden nicht vorbehalten, oder in den Stillstand eingeschlossen; sondern Ludwig gab dem Herzoge Durchpaß gegen sie. Freylich hatte Ludwig in dem Bundesvertrage vom Jahre 1474 verheißen: „Wenn unsere guten Freunde, „die Eidsgenossen, gegenwärtig mit dem Herzoge von Bur-

„gund in Krieg verwickelt würden, so müssen und wollen wir „ohne Ausflucht, Trug und List gegen den genannten Herzog „sogleich die Waffen ergreifen.“ Freylich war im Vertrauen auf diesen Vertrag die Eidsgenössische Kriegserklärung an Burgund ergangen; freylich hatte der König erst noch auf der Tagsatzung zu Luzern die Eidsgenossen durch eine außerordentliche Gesandtschaft seiner unwandelbaren Treue versichern lassen. Das Alles hinderte ihn aber nicht, sich den dreyzehnten Herbstmonath 1475 in dem Waffenstillstande mit Burgund also auszudrücken: „Im Falle, daß die von Bern „und ihre Eidsgenossen der Niederen Vereinigung Hülfe lei„sten sollten, wird der Herzog von Burgund gegen sie nach „seinem Gefallen Krieg führen können, und der König wird „ihnen nicht die geringste Hülfe leisten.“ Aber freylich begehrte Ludwig ebenfalls für seinen Sohn, den Dauphin, die reiche Burgundische Erbtochter. — Auch Savoyen und Mailand brachen an den Eidsgenossen ihre Versprechungen, schlossen Bündnisse mit Carl, und unterstützten ihn mit Truppen, Geld und Vorräthen. — So wenig haben freye Länder auf das Wort und die Treue gewöhnlicher Fürsten zu bauen, denen meistens der Eigennutz ihr Augenmerk, Hinterlist und Treulosigkeit aber Staatsklugheit ist. Fürst und Republik stehen in so entschiedenem Gegensatze, daß ihr Verhältniß nur in höchst seltenen Fällen aufrichtig und innig werden kann.

Carl erobert Lothringen. December 1475.

In Folge des Friedens mit dem Kaiser mußte Herzog Carl gegen das Ende des Jahres 1475 die unnütze Belagerung von Nuys aufheben. Er hatte durch Großsprecherey seine Ehre an die mißlungene Eroberung dieser Stadt gehängt. Der Ruhm seiner Unüberwindlichkeit war verloren, der Kern seines Heeres vernichtet, die Uebriggebliebenen im elendesten Zustande, ihr Selbstvertrauen geschwächt. Vergebens suchten ihn seine treuesten Freunde zum Frieden mit den Eids-

genossen zu bewegen. Er horchte lieber auf die Einflüsterungen verrätherischer Italiäner, die seiner Hitze und seinen Leidenschaften schmeichelten. „Bern und Freyburg zu verbren„nen, und auf den Trümmern ein Denkmahl zu errichten," war damahls beliebte Hofsprache. So brach denn Carl verwirrt und ergrimmt von Nuys auf. Er verschmähte, mit Hülfe von zwanzig tausend Engländern Frankreich anzugreifen. Die Schweiz, der alte Hauptsitz des Burgundischen Reiches, war sein Ziel, ihre Unterjochung und Rache an ihr sein Verlangen. Alle Länder, die er durchzog, füllte er mit Verwüstungen. Er kannte weder Barmherzigkeit, noch Gerechtigkeit mehr. In seine Banner ließ er Flammen und Feuer fangende oder erregende Stoffe mahlen, um zu verkündigen, was er in seinem Zorne mit den Eidsgenossen vorhabe. „Dann," sagt der ehrliche Bullinger, „er sich solches mit sei„ner großen Macht wohl zu thun getraute. Er hätt aber in „seinem Hochmuthe Gott nit darum gefragt." — Lothringen, welches seine südlichen und nördlichen Besitzungen sehr unbequem trennte, und nach dem er schon lange gelüstet hatte, nahm Carl im Durchmarsche weg. Eine Anzahl Eidsgenossen, die sich ihm zu Brie an der Orne, auf Bedingung freyen Abzuges, ergeben hatten, ließ er aufhängen, mit der Bemerkung, „das werde fortan das Schicksal aller Eidsgenössischen „Gefangenen seyn." Wenn aber die Gewaltigen dem Völkerrechte Hohn sprechen, so sollten sie bedenken, daß von dem an auch sie kein Recht mehr schützt. Der Furchtbarste muß zittern, wenn er einen verachteten Gegner zur Verzweifelung reizt. Nachdem die Lothringischen Stände dem Burgundischen Carl den Eid der Treue geleistet, erließ er sogleich, ohne Ansehung des Winters, an alle seine Länder und Vasallen ein Geboth, den sechsten Januar 1476 mit ihm gegen die Eidsgenossenschaft aufzubrechen. Schon sah er im Geiste ein mächtiges Reich gegründet, sich selbst zum Gebiether über die Europäischen Völker erhoben. Fruchtlos ver-

klang jede Warnung: „Seine Augen waren verblendet, zu „sehen, und sein Herz, daß er es nicht merkte!“

Dritter Feldzug. 1476.

Carls Anmarsch. Januar 1476.

In den ersten Tagen des Jahres 1476 musterte Carl bey Nancy ein auserlesenes, wohl gerüstetes, bis zur Pracht und zum Ueberflusse versehenes Heer von dreyßig tausend Mann. Er beschloß, über den Jura einen Angriff auf die Schweiz zu thun. Sein Gemüth verachtete die kluge Meinung treuer Räthe, die ihn bereden wollten, die verlorenen Pfandschaften wieder einzunehmen, und sich mit den Eidsgenossen auszusöhnen. Er wollte den Hauptschlag gegen die Schweiz führen, in der richtigen Voraussetzung, wenn sie besiegt wäre, alles Uebrige, was er wünschte, als leichte Beute zu erhalten. Aber er hatte die Kräfte nicht gehörig berechnet, welche in Bewegung gesetzt werden mußten, um diesen Hauptschlag gegen ein freyes, kriegerisches, sieggewohntes, durch seine Armuth, seine Ströme, seine Berge geschütztes, durch seinen Gott vertrauenden Muth und heilige Erinnerungen begeistertes Volk mit Glück zu führen. Am vierzehnten Januar brach Carl von Nancy auf. Zu Besançon stießen seine furchtbare Artillerie, seine Burgundischen und Italiänischen Verstärkungen zu ihm, und brachten sein Heer auf die Stärke von sechzig tausend Mann. Dieses Heer, bedeutender durch seine Zahl, als durch seinen Geist, großen Theils aus ungeübtem, schnell zusammen gerafftem Volke bestehend, zog einher, wie wenn es auf die Feyer eines lange ersehnten Freudentages, und nicht auf einen entscheidenden Kampf mit den Söhnen der Helden von Morgarten, Sempach und Laupen abgesehen wäre. Neben einer zum Kriege gehörigen, zahlreichen, zu jener Zeit ungeheuern Rüstung und allen nothwendigen Vorräthen brachte Carl den größten Theil seines Ho-

fes, seine ganze Dienerschaft in ihrem höchsten Glanze, die alte, berühmte, durch ihn selbst noch vermehrte Pracht seines Vaters, alle seine Schätze und Kostbarkeiten, sehr viele Kaufleute, Köche, große Waarenlager und eine Menge leichten und lustigen Gesindels mit sich, so daß sein Heer sammt dem unnützen Trosse vielleicht auf hundert tausend Mann anschwoll. Die Eitelkeit hatte Carls Sinne bethört. Er glaubte, des Sieges sicher zu seyn. Diese Ueberzeugung theilte sein ganzes Heer. Vergessend, daß in der ernsten Feldschlacht die Schärfe des Schwertes den Glanz des Goldes überwiegt, überließ es sich einer zuversichtlichen Freude, die nach gewonnener Schlacht dem Ueberwinder geziemt, vor dem Kampfe aber mehr Unverstand und thörichte Feindesverachtung, als wahren Muth beweißt, und meist ein sicherer Vorbothe einer nahen Niederlage ist. — Einheimische und ausländische Schriftsteller haben aufgezeichnet, die erschrockenen Eidsgenossen hätten durch zwey Gesandtschaften um Frieden, ja selbst um Bund gefleht, und dem Herzoge vorstellen lassen, er werde durch ihre Freundschaft Viel, durch einen Sieg Nichts gewinnen, weil an den Spornen und Gebissen seiner Pferde mehr Gold und Silber, als in der ganzen armen Schweiz zu finden sey. Nichts bestätigt uns diese unverbürgte Nachricht. Im Gegentheile ist klar, die Eidsgenossen kannten keine Furcht. Die Berner schrieben der Niederen Vereinigung, sich besonders mit Reisigen gerüstet zu halten. „Wir hoffen“, äußern sie sich freudig, „der Sache ein kurzes Ende zu machen!“ Das ist doch gewiß nicht die Sprache erschrockener Leute. — Schon drangen einzelne feindliche Scharen über den Jura in die Waat. Es erging Berns Mahnung an alle Eidsgenossen. Zugleich wurde den Reichsstädten geschrieben, Reisige, Schützen, Pulver und Büchsen zu senden, „und wir“, äußerte das Schreiben, „gedenken Deutsch„land des Mannes zu entladen, dem die Begierde sein Herz „nicht ruhen läßt!“ — Jeder Tag konnte den Ausbruch des wüthenden Krieges bringen. Deutschland, Frankreich, Italien

erwarteten mit gespannter Unruhe, ob die Schweiz Burgunds Gewalt brechen, oder ob der Herzog durch seine Uebermacht siegen, und hierauf alle Nachbarn unter sein Joch biegen werde.

Mordnacht zu Iverdun. Den dreyzehnten Januar 1476.

Die Eidsgenossen hatten aus Mangel an Vorsicht oder aus unzeitiger Sparsamkeit die wichtigen Vorposten von Joigne und Orbe, durch deren Besetzung dem Feinde das Eindringen ins Land sehr hätte erschwert werden können, wieder verlassen. Iverdun hingegen und Granson, beyde am Neuenburger-See, hielten sie besetzt. Iverdun war bey seiner Eroberung von den Eidsgenossen ganz gegen ihre Gewohnheit so schonend behandelt worden, daß diese hoffen konnten, die Bürger werden sich aus Dankbarkeit während des Krieges ruhig halten. Als aber Herzog Carl anrückte, schien den Bürgern der Entscheid schon so gewiß, daß sie mit ihrem alten Herren, dem Grafen von Romont, heimlich verabredeten, ihn des Nachts mit funfzehn hundert Mann in die Stadt zu lassen. Um dieß zu bewerkstelligen, gaben die Bürger zu Iverdun der siebenzig Mann starken Eidsgenössischen Besatzung einen Ehrentrunk, und obschon diese gewarnt worden waren, überließen sie sich doch der Freude und der Ruhe so sicher, als ob sie mitten unter Freunden wären. Um Mitternacht, als der Wein oder der Schlaf die Besatzung gefesselt hielt, brach Romont in die Stadt. Viele Eidsgenossen wurden in den Häusern schlafend getödtet, die übrigen ergriffen die Waffen, rannten halb bekleidet auf den Straßen zusammen, und schlugen sich, obschon von allen Seiten angegriffen, selbst aus den Häusern und von den Dächern mit Steinen und Ziegeln begrüßt, nach zweystündigem Gefechte zum Schlosse durch. Als sie sich hinein warfen, wurden sechs Mann abgeschnitten. Diese zu befreyen, thaten die anderen mit günstigem Erfolge einen Ausfall. Welch' eine unbeschreibliche Tapferkeit, die Eidsgenossen jener

Zeiten zu beweisen pflegten, mag ein einziges Beyspiel aus dieser Schreckensnacht erzeigen. Es war unter den Eidsgenossen ein großer, starker Mann von Luzern, nur mit einem langen Schwerte, einem Bogen und einem einzigen Pfeile bewaffnet. Ueberall machte er mit seinem Schwerte Weg und Lücken, dann wandte er sich, schoß einen Verfolgenden durch den Kopf, drang zu dem Leichname vor, seinen Pfeil wieder zu nehmen. Zum zweyten Mahle that er also. Zum dritten Mahle ließ er noch am Schloßthore seinen Pfeil nicht vergeblich fliegen. — Romont forderte die Burg unter den heftigsten Drohungen auf. Die Eidsgenossen, auf Alles gefaßt, zerbrachen die Oefen und die Zinnen der Mauer, und warfen, weil ihnen Geschütz mangelte, statt der Antwort mit Steinen. Die Feinde eilten, vereint mit den Bürgern, den Schloßgraben mit Stroh anzufüllen, um das Holzwerk der Burg in Flammen zu setzen. Da thaten die Eidsgenossen einen zweyten Ausfall. Der Graf wurde verwundet, seine Leute flohen. Diesen günstigen Augenblick benutzten die Eidsgenossen, um sich mit Lebensmitteln zu versehen, leerten alle benachbarten Keller und Speisekammern, und nahmen eine Feldschlange weg, die bey der Kirche stand. Jetzt berichteten sie nach Bern, „sie getrauen sich, einige Zeit zu halten, wenn man ihnen zu „Hülfe komme.“ Sogleich eilten achtzig Mann von der Besatzung von Peterlingen, sie zu verstärken. Der Feind hielt diese für die Vorhuth einer größern Schaar, und zog sich zurück. Die Iverduner beluden sich, ihre Weiber und Kinder, ihr Vieh und ihre Wagen mit ihrer besten Habe, und flohen mit Romont; denn schon verkündeten die brennenden Vorstädte die beginnende Rache der Eidsgenossen, und die Bürger würde das Härteste betroffen haben, hätten sie nicht ihr Leben durch die Flucht gerettet. Nach einiger Zeit durften die Bürger, welche an dieser Sache unschuldig waren, mit Erlaubniß von Bern und Freyburg, wieder in ihre Heimath zurückkehren. Die Obrigkeiten mochten den Vorfall für eine nütz-

liche Warnung gegen den Mangel an Mannszucht ansehen, ihn deßwegen milder beurtheilen, und im Ganzen Etterlins Meinung seyn, der da sagt: „Wären die Unsern im Schlosse „geblieben, (wie sie gesollt hätten), und nit in der Stadt ge= „legen, (wohin sie nicht gehörten), so wär ihnen nützid be= „schechen.“

Belagerung von Granson. Vom neunzehnten bis zum neun und zwanzigsten Februar 1476.

In derselben Nacht des dreyzehnten Februars wurde Brandolf von Stein, Befehlshaber von Granson, durch eine mit dem Ueberfalle von Iverdun zusammen hängende Ver= rätherey gefangen. Man drohte, ihn zu tödten, wenn die Burg nicht übergeben werde; allein die Besatzung antwortete, „ihr Hauptmann werde sein Leben nicht mit seiner Ehre er= „kaufen wollen, und sie selbst seyen ihren Obrigkeiten mehr „Rücksichten schuldig, als ihrem gefangenen Anführer. Werde „er getödtet, so werde sein Tod nicht ungerächet bleiben.“ Brandolf selbst ermahnte zur Festigkeit, und versicherte, „lieber „sterben, als um seines Lebens willen die Burg verlieren zu „wollen.“ Hierauf wurde er hart behandelt, und als Gefan= gener nach Burgund abgeliefert. Sofort übernahm in der Burg sein Bruder Georg den Oberbefehl. Mittlerweile nahete sich der Feind immer stärker. Er besetzte die Dörfer rings um= her. Die Besatzung von Iverdun zündete auf Berns Befehl Stadt und Schloß an, und schlug sich nach Granson durch. Vor diesen letzteren Ort legte sich den neunzehnten Februar die Burgundische Macht.

Carls Volk überschwemmte die ganze Gegend, wie ein verheerendes Waldwasser. Der Herzog schlug ein Lager auf, das an Glanz und Ueberfluß mehr einer reichen Handelsstadt oder einer üppigen Residenz, als einem ernsten Waffenplatze glich. Es war regelmäßig in weite Gassen eingetheilt. In

zahllosen Zelten und Buden wurden die reichsten und mannigfaltigsten Vorräthe des Bedarfes oder der Pracht und Bequemlichkeit zur Schau gelegt. Ohne den immer währenden Donner des Geschützes hätte man hier eine Messe und nicht ein Lager vermuthet. In der Mitte des Lagers erhob sich ein Hügel. Auf ihm standen des Fürsten kostbare Gezelte. Hier wohnte Carl in Morgenländischer Pracht. Von hieraus überschaute er mit wonnevollem Stolze seine zahllosen Schaaren, nicht ahndend, daß diese Tage die Abendröthe seiner Herrlichkeit wären, daß er zum letzten Mahle dieses Glanzes genösse.

Kaum war das Lager geordnet, so wurde mehrere Mahle mit großem Verluste gestürmt. Carl liebte, wie er bey Nuys gezeigt, diese Menschen fressende Wagniß. Vor Granson gewann er nichts, als die unhaltbare Stadt. Die acht hundert Eidsgenossen unter Georg von Stein warfen sich in das feste Schloß. Dieses wurde Tag und Nacht beschossen. Stein erkrankte gefährlich. Der oberste Büchsenmeister fand den Tod. Auffliegendes Pulver that an Menschen und Werken vielen Schaden. Der Mundvorrath nahm ab. Man hatte nur noch etwas Hafermuß, Pulver fast keines mehr. Zwey Soldaten, die über den See entrannen, eilten nach Bern, die gefährliche Lage der von einem übermächtigen Feinde bedrängten, aus fünf hundert Stücken unaufhörlich beschossenen, ihrer ersten Anführer und der nöthigsten Bedürfnisse beraubten Burg kräftig zu schildern. Sogleich rückten Bern, Freyburg, Solothurn, Biel mit beynahe zehn tausend Mann ins Feld. Die anderen Eidsgenossen wurden immer dringender gemahnt. Man sendete ihnen Mundvorrath entgegen, um ihren Marsch zu beschleunigen. Gern hätte das im Felde stehende Heer Granson gerettet, da es aber ausdrücklichen Befehl hatte, vor Ankunft aller Eidsgenossen das Vaterland durch kein Wagestück in Gefahr zu setzen, so versuchte es wenigstens, der Besatzung von Granson in vier Schiffen Vorrath und Verstärkung zu bringen; allein die Gegenanstalten des Feindes hin-

derten, sein Geschütz verscheuchte diese Schiffe. Sie konnten der Besatzung ihren guten Willen einzig durch Trommeln zu erkennen geben, welche Begrüßung diese durch einen Tanz auf den Zinnen erwiederte. Traurig betrachteten jene die zerschossenen Brustwehren, die zerlöcherte Mauer, den zerfallenen Thurm, den sicheren Untergang. Der Herzog aber, unwillig, vor einem so elenden Schlosse zehn kostbare Tage verloren zu haben, geboth den aller angestrengtesten Sturm.

Vielen in der Burg entfiel beym Anblicke seiner Anstalten der Muth. Andere bewahrten in treuer Brust die Tapferkeit und die Ehrliebe ihrer Väter. Der Herzog ließ sie auffordern, „wenn sie ihn länger hier aufhalten, werde der Gal„gen ihr Lohn seyn;“ sonst aber war ihnen Gnade anerbothen; allein sie wußten von Brie, und trauten der Gnade nicht, darum wurde nach dem Sinne der Mehrheit geantwortet, „nur dann werde Carl die Burg betreten, wenn die Eidsge„nossen befehlen, sie zu öffnen.“ Da kam ein Burgundischer Edler, Herr von Ronchant, welcher der Deutschen Sprache mächtig war, vor die Burg, lobte die Tapferkeit der Besazung, welche auch dem Herzoge und seinem ganzen Heere recht wohl gefalle; behauptete, „Freyburg sey in Flammen „untergegangen, Bern und Solothurn haben sich ergeben wollen; „allein der Herzog habe ihren Untergang verschworen. Jetzt seyen „diese Städte in wehrloser Trauer und schreckenvoller Erwar„tung ihres Schicksales versunken. Die Eidsgenossen seyen aus „einander, weil die meisten sich wegen der von Bern neu gewon„nenen Lande keiner augenscheinlichen Gefahr aussetzen wollen. „Ganz Deutschland warte der Winke des großen Carls. Unter „solchen Umständen wäre es unsinnig, sich länger zu halten, „weil dabey nur unnützes Blut vergossen werde. Man solle „lieber Carls gute Laune benutzen, er habe Gnade versprochen. „Vielleicht in einer Stunde sey es zu spät.“ — Denen im Schlosse schienen diese Reden um so wahrscheinlicher, da sie aus der Unthätigkeit der im Felde stehenden Eidsgenossen

schließen mußten, dieselben seyen aus einander gegangen. Dennoch erinnerte die Besatzung den Redner an die zu Brie verübte Treulosigkeit. „Dort, hieß es, war ein anderer Fall. Jetzt „aber gebe ich, ein Edelmann, mein Ehrenwort. Ich werde „nicht euer Blut auf meine Seele, noch die ewige Schande „eines Verräthers auf mein Geschlecht laden wollen! Bedenkt, „was ihr thut!“ Die Besatzung wankte. Die Kühneren wurden überstimmt. Man belohnte, um sich einer desto kräftigeren Fürbitte zu erfreuen, den Vermittler mit hundert Gulden, und zog aus der Burg. So bald die Eidsgenossen ins Lager kamen, wurden sie zu zehn und zwanzig an Stricke gebunden, und als die dummen, überlisteten Schweizer mit vielem Spotte vor Carl geführt. Er fragte bey ihrem Anblicke: „Was sind „das für Leute?“ Von Ronchant und einem Versprechen wollte er nichts wissen. Da kamen die Geschädigten aus der Waat, Romont, Ronchant selbst, um den Herzog zu dem falschen Grundsatze zu bereden, ein schreckenvolles Beyspiel werde ihm alle Städte und Schlösser öffnen, Krieg ohne Schonung sey der schnellste und siegreichste. Noch immer hat die Erfahrung das Gegentheil gelehrt; aber Carl, einzig diesen Eingebungen und seinem gekränkten Stolze folgend, übergab die Besatzung von Granson den Henkern. Die Meisten wurden noch an demselben Tage, ganz entkleidet, an Bäume gehangen. Die Uebrigen des folgenden Morgens an langen Stricken durch den See geschwemmt, bis ihr Leben entfloh. Ronchant meinte, seine Schande durch die Erinnerung an einen Proceß zu bedecken, den er zu seinem Aerger einst in der Schweiz verloren hatte. Die Eidsgenossen schwiegen. Keiner warf dem andern das Unglück vor. Sie starben so geduldig und männlich, daß es dem Feinde schreckbar schien. Ihr Todestag war der letzte Tag der Ehre Carls und seines Glückes.

Schlacht von Granson. Den dritten März 1476.

Am gleichen Tage, an welchem der Herzog diese Unthat verübte, war die Hauptmacht der Eidsgenossen, achtzehn bis zwanzig tausend Mann stark, bey Neuenburg zusammen gekommen. Hier vernahmen sie mit Ingrimm den Mord und dursteten nach Rache, während der Herzog sich süßen Träumen von Ehre, Ruhm und Eroberungen hingab. Er vernahm die Nähe der Eidsgenossen, und rüstete sich auf die nächsten Tage zur Schlacht. Sein Heer stand hinterwärts Granson in der vortrefflichsten Stellung, in einem durch Natur und Kunst wohl verschanzten Lager, das sich rechts an den See, links an den Jura lehnte, wo es durch Waldung, Sümpfe, Gräben und Schanzen gedeckt war. Im Rücken dieses Lagers befand sich eine Wagenburg, vor sich hatte es den Arnou, dessen Ufer und Zugänge durch eine furchtbare Artillerie vertheidigt wurden. Es leuchtete ein, daß die Eidsgenossen, kaum ein Drittheil so stark, als der Herzog, ihn in dieser vorzüglichen Stellung mit weniger Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges angreifen könnten. Daher beschlossen sie, ihn durch List heraus zu locken, und ordneten einen Angriff auf die von den Burgundern besetzte, zwischen Neuenburg und Granson liegende Burg Vaurmarcus, in welcher sich, nach der Angabe mehrerer Schriftsteller, einige Räthe und Lieblinge Carls ihrer Bequemlichkeit wegen aufhielten. Die Eidsgenossen hofften, der Stolz des Herzoges werde es ihm nicht erlauben, bey diesem Angriffe ein ruhiger Zuschauer zu bleiben. Sie hatten auch richtig gerechnet. Früher, als sie vermutheten, noch ehe sie einen Angriff auf Vaurmarcus gebildet, verließ Carl aus Zorn und Stolz, gegen den Rath seiner besten Anführer, eine höchst vortheilhafte Stellung, und zog, um eine durchaus unwichtige Burg mit wenigen, fast gleichgültigen Leuten zu schirmen, den Eidsgenossen in eine Gegend entgegen, wo er weder seine große Macht entwickeln, noch sein Geschütz oder seine Reiterey mit besonderem Nachdrucke anwenden konnte.

Den dritten März brach der Vortrab der Eidsgenossen, die Banner von Schwyz und Thun, durch viele Freywillige verstärkt, aus der Gegend von Neuenburg auf. Es war frühe am Morgen, der Tag trübe und nebelig. Das Land war noch im Winterkleide, auch schneyte es stark. Bey Vaurmarcus stieß der Eidsgenössische Vortrab auf eine kleine feindliche Heeresabtheilung, und warf sie zurück. Als die Eidsgenossen, siegend die Höhe unfern des Schlosses erstiegen hatten, erblickten sie zu ihrer Verwunderung im Thale die ganze Macht des Feindes. Herzog Carl war an seinem Orte nicht weniger überrascht; das hatte er nicht erwartet, daß die Eidsgenossen ihm entgegen ziehen werden, er glaubte, sie suchen zu müssen, und ordnete, von seinen geworfenen Truppen gewarnt, seine Schlachtreihen, weil sein Heer bis dahin nur in Marschordnung gezogen war. Als das Eidsgenössische Vordertreffen, die Scharen der Berner, Solothurner, Freyburger und Bieler, die Vorhuth im Gefechte erblickten, eilten sie, dieselbe zu verstärken, und es standen nun etwa neun tausend Eidsgenossen den Burgundern gegen über. Der Feind rückte an. Die Eidsgenossen schickten ihrem langsam nachrückenden Gewalthaufen eine Mahnung zu, dann fielen sie, nach der Väter Sitte, auf die Kniee zum Gebethe. Der Feind, mit diesem frommen Gebrauche unbekannt, in dem Wahne, das ganze Eidsgenössische Heer vor sich zu haben, welches aber vor seiner Uebermacht erschrocken, auf die Kniee falle, um Barmherzigkeit zu erflehen, erhob ein grimmiges Hohngelächter, denn zur Schonung war er nicht geneigt. Ein Keil von Küraſſieren sprengte heran, um einzuhauen und niederzureiten, wurde aber durch die langen Lanzen der Eidsgenossen übel empfangen, und durch ihr wohl geschlossenes Viereck, das mit Macht vordrang, zurückgeworfen. Nachdem das zu hoch gestellte Burgundische Geschütz mit geringem Erfolge gefeuert, versuchte Carl, mit seinem Gewalthaufen die Eidsgenössische Linie von vorn zu durchbrechen, während Graf Ludwig von Chateauguyon, ein persönlicher Feind der Eidsgenos-

sen, welche ihm und seinem Bruder Orbe und Granson weggenommen hatten, an der Spitze von sechs tausend Pferden, mit äußerster Anstrengung zu den Bannern durchzudringen strebte. Jetzt entbrannte der heftigste Kampf. Die Eidsgenossen wurden hart gedrängt. Zwey Mahl hatte Chateauguyon mit eigener Hand das Landbanner von Schwyz gefaßt. Der Ausgang der Schlacht schien zweifelhaft, ja für die Eidsgenossen gefährlich zu werden; da fand Chateauguyon mit mehreren ausgezeichneten Führern den Tod. Seine Scharen, durch dieses Unglück betäubt, wankten. In diesem Augenblicke zog ein fürchterliches Getöse auf den im Rücken der Eidsgenossen liegenden Höhen die Augen der Burgunder auf sich. Ein neues Kriegsvolk bedeckte die Berge. Es war um die dritte Stunde des Mittags. Der Himmel hatte sich aufgeklärt. Die Sonne beleuchtete die schimmernden Waffen. „Was ist das für ein „Volk", rief, nicht ohne Schrecken, der Herzog von Burgund zu Brandolf von Stein, den er gefangen mit sich führte, „was ist das für ein wildes Volk, sind das auch Eidsgenossen?" „Das erst", sprach der von Stein, „das erst, gnädiger Herr, „sind die wahren alten Eidsgenossen vom hohen Gebirge, die „Männer, welche Oesterreich schlugen. Dort sind die Bürger„meister von Zürich und Schaffhausen, dort führt Tschudi „sein Volk!" — Drey Mahl erschallte bey diesen Worten der Uri-Stier, Tod verkündigend, und wunderbar erklang das Unterwaldner Landhorn.

Der unerhörte, das Gebirg durchfahrende Hall, der Anblick der gewaltigen Männer bewirkte Erstaunen. Carl rief: „Was wird aus uns werden; schon diese Wenigen haben uns ermüdet!" Er fühlte die Wichtigkeit des Augenblickes, und durchritt das Heer, um es mit Wort und Beyspiel anzufeuern. Aber als der vereinigte Schweizerische Schlachthaufe, nachdem er sein Geschütz mit vortrefflicher Geschicklichkeit losgebrannt, Mann an Mann kam, und aus den Hohlwegen und hinter dem Buschwerke immer neue Scha-

ren hervor stiegen, da verbreitete sich über die ganze Burgundische Armee jenes unerklärbare Entsetzen, das oft die Beherztesten ergreift. Sie gab die Schlacht verloren. Eine verstellte rückgängige Bewegung der Reiterey, welche die Eidsgenossen in eine nachtheilige Stellung locken wollte, schien dem Fußvolke das Zeichen zur Flucht. Vergebens warf sich Carl, heute zum ersten Mahle unglücklich, an der Spitze seiner Reiterey mit entblößtem Schwerte dem Schwarme der Fliehenden wüthend entgegen. Wie mußte ihm seyn, da er bey einem Verluste von kaum tausend Mann den Ruhm seiner Unüberwindlichkeit verloren, und unaufhaltbar sein ganzes Heer nicht in das befestigte Lager, wo es sich hätte sammeln können, nein, die Einen nach Granson, die Andern in die Gefilde und Wälder, Andere über den Arnou oder das Gebirge, noch Andere in Schiffe flüchten sah! Wie ward ihm, als hier die Condottieri, dort die Scharen von Burgund sich auflös'ten, und ihn selbst so eilig und gewaltsam mit in die Flucht rissen, daß die Sieger zuerst in Ordnung, hierauf in vollem, strengem, ungeregeltem Laufe die Feinde weit über das Schlachtfeld hinaus verfolgten! Er, der unglückliche, trostlose Fürst, warf noch einen letzten Blick auf die vier hundert Büchsen, auf den alten Reichthum, auf die untergehende Pracht seines Hauses; dann sprengte er, seinem Schicksale fluchend, mit nur fünf Gefährten durch den nächsten Jura-Paß. Nicht von den Eidsgenossen, aber von seinem Unmuthe verfolgt, fand er erst mitten in Hoch-Burgund wieder einige Ruhe und einigen Trost. Müdigkeit und Nacht endigten die Verfolgung. Carls Reiterey hatte den völligen Untergang des Fußvolkes verhindert.

Nach Beendigung der Schlacht fielen alle Eidsgenossen nieder zum Dankgebethe für den leichten, wohlfeilen Sieg. Die von Bern, durch den Anblick ihrer aufgehängten Freunde und Brüder wüthend, begehrten noch an demselben Tage den Sturm auf Granson. Zitternd ergab sich die Burgun-

dische Besatzung ohne Widerstand. Vergebens suchte man, sie zu retten. Die junge Mannschaft von Bern und Freyburg riß sie zum Tode. Nur einige junge Edelknaben und ein vornehmer Anführer, den man gegen Brandolf von Stein auswechseln wollte, fanden Gnade. Auch dieser mußte von den Hauptleuten der Berner unter die Luzerner versteckt werden. — Die Besatzung von Vaurmarcus, durch dieses Beyspiel geschreckt, stahl sich des Nachts mit List aus ihrer Burg. — Ehe sich das Heer der Nachtruhe überließ, gab Niclaus von Scharnachthal, Schultheiß von Bern, der älteste Ritter des Eidsgenössischen Heeres, den Helden des Tages zum Gedächtnisse ihrer Thaten den Ritterschlag. Unter ihnen jenem Waldmann, der nachher so groß und berühmt ward, und am Ende eine glänzende Laufbahn auf der Blutbühne beschloß.

Die Beute von Granson.

Schon seit dem Anfange der Flucht hatten die vom Trosse und Freywillige hin und wieder in großen Zelten die Kostbarkeiten und Cassen der Fürsten und Herren geplündert, so daß Mancher unerwartet in bedeutenden, Einige in dauernden Reichthum kamen. Als aber die Schlacht geendet hatte, wurden von den Siegern Beutemeister verordnet, und dem Heere ein Eid abgenommen, Alles zu gemeinsamer Vertheilung redlich abzuliefern. An alle Wirthe der umliegenden Gegend erging ein scharfer Befehl, niemanden etwas abzukaufen. — Carls eigenthümliche Schätze in dem eroberten Lager mochten, nach seiner eigenen Schätzung, am Werthe mehr, als eine Million Gulden betragen. Sechs Fürsten, die Blüthe des Niederländischen und Burgundischen Adels, die ganze Generalität, welche alle in Pracht und Glanz wetteiferten, mochten eben so viel haben. Die Magazine, die Artillerie, Waffen, Pferde und Wagen hatten ungefähr den Werth einer dritten Million, welches Alles nach dem Geld=

werthe unserer Zeiten wenigstens zehn Mahl so hoch anzuschlagen ist. — Nebst Korn, Wein, Hafer, gesalzenem Fleische und Fischen war durch köstliche Süd-Früchte und Spezereyen auch für die Lust gesorgt. Aller dieser Ueberfluß wurde in etwa tausend Buden durch zahlreiche Krämer und Diener zum Verkaufe ausgesetzt. Man fand über vier hundert große Hauptbüchsen, Batterie-Stücke, Feldschlangen, acht hundert Hakenbüchsen, drey hundert Tonnen Pulver, bey zehn tausend Zugpferde. Alsbald wurden hundert und achtzig der vortrefflichsten Stücke zu Wasser und zu Lande nach Nidau und in die Grenzplätze abgeführt, und kein Heerhaufe zog nachher ab, ohne einen Theil dieser Siegeszeichen mit sich zu führen. Getheilt wurde eine ungezählte Menge der Spieße, Mordärte und, zum Theile vergifteter, Pfeile von Englischer Fabrik, nebst Carls zierlich mit Elfenbein eingelegten Handrohren und mehreren tausend bleyernen, mit eisernen Stacheln versehenen Kolben, ferner Handbogen, Armbrüste, Sehnen, zuletzt sieben und zwanzig Hauptbanner und über sechsthalbhundert Fahnen. — Wie ward den Siegern aber, als sie auf jenen Hügel mitten im Lager, wo Carl sich aufgehalten hatte, hinauf zogen, wo mehr als vier hundert mit Seide behängte, prächtige Zelte standen, unter ihnen sieben vorzüglich kostbare, wo die Capelle, die Hofkanzley gewesen, wo Anton, Carls Bruder, und die ersten Heerführer gewohnt hatten; über alle aber emporragend Carls Haupt-Quartier, ein Zelt, das nach dem des Osmanischen Sultans für das herrlichste in Europa galt. Von Außen glänzten Wapenschilde mit Gold geziert, mit Perlen gestickt, inwendig war es mit Sammet ausgeschlagen. Da stand sein goldener Stuhl, auf dem er Gesandte empfing, (damahls zu eilf tausend Gulden gerechnet.) Da lag der reich und geschmackvoll verzierte, herzogliche Hut, leuchtete unter vielen auserlesenen Waffen Carls Prachtschwert hervor, dessen Handgriff mit sieben großen Diamanten, eben so vielen Rubinen, funfzehn ungemeinen Perlen und einer

Menge Sapphiren und Hyacinthen geschmückt war. Nicht weniger zog das kostbare Ordenszeichen des goldenen Vließes Aller Blicke auf sich. — In der Capelle fand man den goldenen Rosenkranz Philipps des Guten, mit Edelsteinen statt Kugeln, viele Heiligthümer des katholischen Glaubens mit reichen Einfassungen oder in den köstlichsten Kästchen. Hier wurde das in rothen Sammet gebundene, mit Gold und Mahlereyen herrlich gezierte Gebethbuch gefunden. Damahls verschmähten auch die Fürsten nicht, sich vor dem Herren zu demüthigen, eine Pflicht, die jetzt manchem gemeinen Manne überflüssig, oder zu sauer scheint. Dann hob man vom Altare die große, von Gold schwere Monstranz. — Die Sieger kamen in die Staatskanzelley. Hier wurde das Hauptsiegel des Hauses Burgund, an Gold ein Pfund schwer, gefunden, ferner das silberne und vergoldete Siegel Antons, und von den Urbarien der Zinse und Rechte und den Catastern wurde Feuer gemacht. — Alsdann traten sie ins Speisezelt, und leerten die mit silbernen und goldenen Pokalen, Schüsseln und Tellern, welche Könige und Fürsten bewundert hatten, hoch aufgethürmten Staffeleyen. Endlich wurden vier hundert Reisekisten geöffnet, welche noch nie so herrlich gesehene Leinwand und einen unerhörten Ueberfluß an Seide enthielten. Die Krieger achteten diese letztere wie Landtuch, trugen sie als Kleidung, so lange sie hielt, und legten sie dann gleichgültig wieder ab. Um wenige Groschen gaben sie silberne Teller, die sie für Zinn hielten. Die Cassen und Geldvorräthe wurden mit Hüten getheilt, und die kunstvoll gestickten Stoffe der unvergleichlichen Zelte, wie in einem Kramladen, ausgemessen und zerschnitten. — Drey Diamanten, durch ihre Schicksale und ihre Größe ausgezeichnet, waren das merkwürdigste Stück der Beute. Der erste, einer halben Baumnuß gleich, wurde lange für den größten in der Welt geachtet, von Carl so hoch, als eine Provinz gehalten, und im Schrecken der Flucht auf der Landstraße verloren. Ein

Schweizer fand ihn in einem Kästchen, worin er neben einer eben so ungemein großen Perle ohne Einfassung oder Verzierung lag. Der Mann hielt ihn für ein Stück Glas, und warf ihn verächtlich weg, doch hob er ihn wieder auf, und verkaufte ihn an einen Priester um einen Gulden. Diesem gaben die Berner drey Franken. Sie verkauften ihn einem ihrer Bürger um fünf tausend Gulden und vier hundert Gulden Geschenk dem Schultheißen. Genueser gaben dem Käufer sieben tausend Gulden, und verkauften den Diamanten um eilf tausend Ducaten an den Mailändischen Herzog Ludovico Sforza Moro. Von Mailand kam der Edelstein um zwanzig tausend Ducaten in die Krone des Papstes. — Ein zweyter, auch im Lager gefundener Diamant, der mit dem ersten an Pracht wetteiferte, und zwischen drey großen Rubinen, die drey Brüder genannt, und vier der herrlichsten Perlen auf einer Halszierde des Herzoges angebracht war, wurde nebst Carls Prachthute, rund und hoch, von gelbem Sammet, mit einem Kranze von Sardonychen, Rubinen, Perlen und geschnittenen Diamanten, zu oberst mit einer Zierath von Edelsteinen in goldener Einfassung, um sieben und vierzig tausend Gulden an den reichen Jakob Fugger von Augsburg verkauft. Von ihm kam der Diamant an einen König von England, später an Philipp II. von Spanien, jetzt soll er in der Schatzkammer zu Wien befindlich seyn. Der Hut hingegen wurde zerstückt, und die meisten einzelnen Steine an den Erzherzog Maximilian von Oesterreich, Carls nachherigen Schwiegersohn, verkauft. — Ein dritter Diamant, den eben erwähnten keines Weges gleich, und doch in den neueren Zeiten auf acht Mahl hundert fünf und zwanzig tausend Reichsgulden gewerthet, wurde von einer Tagsatzung zu Luzern um fünf tausend Gulden veräußert; hierauf kam er in die Hände der Könige von Portugal; als ihr Haus erloschen war, in die Krone der Könige von Frankreich.

Ludwig XI.

Eine vielleicht noch größere Freude über Carls Niederlage, als die Sieger selbst, empfand Ludwig XI., Carls böser Dämon. Freylich war der Sieg eben so gut für ihn, als für die Eidsgenossen erfochten, ohne daß er ihn mehr, als Geld und List gekostet hätte. Schon beym Ausbruche des Krieges war Ludwig nach Lyon geeilt, um dem Schauplatze der Begebenheiten näher zu seyn. Von dort sendete er unter den mannigfaltigsten Verkleidungen Kundschafter in die Schweiz, und erwartete mit großer Ungeduld entscheidende Nachrichten; denn die Schweizer, mit seinem treulosen Betragen unzufrieden, ließen ihn befürchten, sie werden einen Frieden, wo nicht gar einen Bund mit Carl schließen, dessen Folgen für Ludwig verderblich geworden wären. Endlich kam die Nachricht von Granson. Der König konnte sich dieselbe nie genug wiederhohlen lassen. Nur das kränkte ihn, daß nicht mehr Burgunder geblieben waren. Seine Freude verbarg er. Dem Herzoge bezeugte er sein Bedauern. An die Eidsgenossen verschwendete er die reichsten Geschenke und die stärksten Zusagen, um sie zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen; denn der Tag von Granson hatte weder seine Furcht gestillt, noch seiner Rache ein Genüge gethan.

Neue Kriegsrüstungen. März 1476.

Carl, in tiefem Schmerze, nicht niedergeschlagen, aber desto wüthender, je weniger er bisher an Mißgeschick gewöhnt war, ergab sich dem Unmuthe so sehr, daß er an Leib und Seele erkrankte, und man den Verlust seines Lebens oder seines Verstandes besorgte. Sein Blick war verwirrt, seine Wangen blaß, seine Stimme kaum hörbar aus beklommener Brust. Sein Inneres war von Zorn, Haß, Selbstverachtung und Scham zerfleischt. Er ließ einige Tage niemanden vor sich, genoß keine Speise, stampfte, knirschte, schäumte, biß sich vor Wuth in die Finger, und scheute sich nicht, Flüche

und Gotteslästerungen auszustoßen. Sein Ehrgeiz war zu sehr gedemüthigt worden, als daß er nicht Alles hätte anstrengen sollen, mit möglichstem Nachdrucke und aller Geschwindigkeit einen Krieg zu erneuern, in dem er seine Feinde zu verderben hoffte. Der sechste Mann wurde aufgebothen. Alle Besatzungen aus Burgund und den Niederlanden mußten sich mit ihrer Artillerie zum Heere begeben. In Italien wurde eifrig geworben. Als Kriegssteuer forderte Carl von allen seinen Unterthanen den sechsten Pfennig alles Einkommens. Wo eine Kirchenglocke tauglich oder entbehrlich schien, wo in einem Hause mehr, als Ein eherner Kessel oder anderes entbehrliches Erz war, mußte das in die Stückgießereyen abgeliefert werden. Selbst die geschmeidigsten Hofleute erklärten für Eigensinn, was Carl allein für männliche Festigkeit hielt. Er ließ sich durch kein Murren seines Volkes, durch keine Vermittelung kluger Fürsten, welche Carls Fall und nach diesem Frankreichs Uebermacht und den Schweizerischen Trotz fürchteten, durch keinen Rath treuer Freunde bestimmen, anders zu handeln. Dagegen fand er Gefallen an der schmeichlerischen Großsprecherey der Welschen, und suchte Wahrsager, die ihm den Blick in eine Zukunft öffnen sollten, vor der er sich doch scheute. Er glich einem verzweifelnden Spieler, der, um einen bedeutenden Verlust wieder zu erhalten, kühn den Rest seines Besitzes an ein ungewisses, vielleicht trügerisches Spiel wagt. Nach drey Monathen schon stand Herzog Carl, voll wüthender Streitbegierde, an der Spitze eines Heeres von sechzig tausend Mann, welches hundert und funfzig Stücke Geschütz führte. Bereits war die Waat wieder in den Händen Romonts, der den Vortrab von Carls Heere befehligte.

Auch Bern blieb nicht müßig; denn ihm drohte durch einen Angriff auf Murten die erste und größte Gefahr. Daher eilte es, diese seine Vormauer zu besetzen. Wie einst in der Noth von Laupen, wurde geordnet, daß, wo in einem Hause ein Vater mit einem erwachsenen Sohne, oder zwey

waffenfähige Brüder seyen, der eine nach Murten ziehen solle. An die gesammten Unterthanen erging der Befehl, sich zu einer fest gesetzten Zeit mit Waffen, Geschütz und auf einen Monath Mundvorrath in Bern einzufinden. Der Alt=Schultheiß Hadrian von Bubenberg, Ritter, der als Burgundisch Gesinnter auf seine Herrschaft Spiez verwiesen worden war, wurde zurück berufen, und, als erfahrener Kriegsheld, zum Anführer nach Murten bestimmt. Er, als ein Mann, der nicht nur sich selbst und seiner Meinung, sondern dem Vaterlande lebte, vergaß das erlittene Unrecht, folgte dem Rufe, und besetzte mit funfzehn hundert und achtzig Mann das zunächst bedrohte Murten. Freyburg wurde durch tausend Eidsgenossen unter Hans Waldmann von Zürich gesichert. Dieser stärkte sein Volk auf den entscheidenden Tag durch Religion und Ordnung, und hielt es durch Streifzüge in ununterbrochener Uebung. Die Reisigen von Oesterreich unter Eptingen und die gutwilligen Straßburger, die zu spät gekommen waren, um den Ruhm von Granson zu theilen, wichen nicht mehr von den Eidsgenossen, sondern wollten mit ihnen das Ende abwarten. Straßburg sendete noch freywillig seine Büchsen. Die Hülfe der übrigen Reichsstädte wurde durch ein Kaiserliches Verboth gelähmt.

Carl zu Lausanne. März, Aprill und May 1476.

Herzog Carl zog seine Macht nach Lausanne. Hierher strömte alles Volk, das von Gent bis nach Neapel zu seinen Heeren eilte. Sieben Wochen lang lag der Herzog daselbst. Die Anwesenheit seines Heeres war für das Land so drückend, daß den unglücklichen Bewohnern nach den grausamsten Mißhandlungen nichts übrig blieb, als nach den Alpen zu entweichen, oder zwischen Hungertod und Bettelstab zu wählen. Nachdem der Herzog hinreichende Verstärkungen erhalten hatte, um selbst gegen Frankreich wieder einen höheren Ton anzustimmen, ließ er sein Heer auf einer flachen Höhe bey Lau=

sanne zusammen treten. Von einer Bühne herab redete er dasselbe an, ermuthigte es, die erlittene Schande an dem Bauernstolze der Eidsgenossen, welche ihm, dem Herzoge, durch die ungerechtesten Angriffe den Krieg aufgezwungen hätten, blutig zu rächen. Er versprach, von den Eroberungen nichts für sich zu behalten. Das Land, die gewonnenen Schätze sollen seine Freunde haben. In den Häusern und Schlössern derer von Bern und Freyburg sollen seine edlen und tapfern Krieger wohnen. Das ganze Heer rief begeistert: „Hoch lebe Burgund!“ Das Heer schien herrlicher, als je. Es wird erzählt, daß es in seinem Uebermuthe das Loos über die Häuser zu Bern und Freyburg geworfen habe; aber die wahre innere Zuversicht des Sieges war nicht mehr in dem Volke.

Tagsatzung von Luzern. März 1476.

Auf dieses Beginnen schauten die Eidsgenossen ohne Furcht. Während Carls blinde Wuth seine Anstalten überstürmte, suchte der zu Luzern versammelte Tag der Eidsgenossen und der Niederen Vereinigung, durch weise Umsicht, Eintracht und Ordnung zu erhalten, bestimmte, wie viel und was für Volk ein jeder Ort ins Feld zu stellen habe, und bändigte den wilden Muth der voreiligen, zum Streite alle Zeit rüstigen Jugend. Mit äußerster Vorsicht aber wurde eine neue, sehr zweckmäßige Kriegs-Ordonnanz zur Abstellung des Freybeutens und Hinterhalten des gewonnenen Gutes entworfen; denn man war allgemein mißmuthig über die bey Granson in Absicht auf diese Puncte vorgefallenen Unordnungen. Mit großer Behuthsamkeit, damit ihm kein allzu freymüthiges Wort Schaden bringe, redet hierüber der Geschichtschreiber Etterlin: „Es wurden zu Granson Beutemeister gesetzt, daß jeder sollt „in die Beut legen, was er erübriget oder gewonnen hätte, „damit es gleichmäßig zugehe, und männiglichem, Einem als „dem Andern werden möchte. Wie gleich aber dasselbe zu-

„ging, und jedermann das, so ihm worden war, wiederum „darthäte, das mag ich nüt wissen, wiewohl ich selbst dar„bey und mit gewesen bin. Ich weiß aber das wohl, daß „etliche Leute fast arm waren, die demnach reich und mäch„tig wurden, und ihre Geschlechter noch heut zu Tage reich „sind. Ich rede darum nicht, daß jemand Unrecht gethan „habe. Es ward aber damahls und seit her solchen Dingen „wenig nachgefragt, daß zu besorgen ist, es möchte der Ta„gen einst den Eidsgenossen merklichen Schaden bringen, „dann, wann sie wähnten, man sollte nach den Feinden ja„gen, so jagete man vielleicht nach dem Gute.“ — Mit Hinsicht auf diese schreyenden Bedürfnisse und Mängel ward also ein Kriegsgesetz folgenden Inhaltes aufgestellt: „Jedem „Hauptmanne sind zwey Räthe, jedem Banner vier Mann „zugeordnet, das Banner, wenn der Bannerherr sinkt, em„por zuhalten. Hundert Mann vor und hundert Mann hin„ter dem Banner dienen zu seinem Schirme. Das Raubge„sindel, Freywillige genannt, wird nicht mehr geduldet. Je„der zieht aus mit Harnisch und Waffen, die er, so lange „er im Felde steht, weder des Tags, noch des Nachts von „sich legt. Unordentliche Wagestücke, Zweytracht oder Spiel, „wovon Zank entsteht, böse Schwüre, eigenmächtige Ent„fernung und das rohe Geschrey im Anfange einer Schlacht „sind verbothen. Der Mann rückt in seiner Ordnung an, „bethet zu Gott, und dann soll er die Augen auf, und die „Hände hart dazu thun, wacker und mannlich einhauen. „Im Gefechte soll niemand gefangen genommen, sondern „Alles, so viel möglich, umgebracht werden. Will einer die „Flucht nehmen, so darf ihn sein Nachbar tödten. Wer auf „der Flucht ergriffen wird, ist als ein Meineidiger des To„des schuldig. Niemand beleidige das hülflose Alter oder Ge„schlecht, oder vergesse, die Kirchen und die Priester zu ehren. „Keine Mühle soll zerstört werden. Der Vortrab soll keinen „Ort verbrennen, die Nachhuth mag daselbst noch Speise

„finden. Kein Proviant wird aus dem Felde gefahren, kein „Stück der Beute angerührt; es hält auf, macht Mißmuth, „gebiert Streit, lähmt den Sieg, und bringt Unglück. Die „Austheilung der Beute soll obrigkeitlich mit Gerechtigkeit „und Billigkeit geschehen.“

Vierter Feldzug. 1476.

Carls Marsch nach Murten. Maymonath 1476.

Am sieben und zwanzigsten May brach Carl von Lausanne auf. Er beschloß, wie man voraus gesehen hatte, seinen Marsch über Murten gegen Bern und Freyburg zu richten. Graf Romont zog mit neun tausend Mann auf der West=Seite des Murter=Sees, während Carl mit dem Hauptheere auf der Ost=Seite vordrang. Adrian von Bubenberg meldete sogleich die Annäherung des feindlichen Heeres nach Bern, mit der Bitte, sich nicht zu fürchten, noch zu übereilen; er werde Murten bis zur Ankunft der Eidsgenossen behaupten. Hierauf versammelte er die ganze Besatzung und die Einwohner des Städtchens, und verpflichtete alle eidlich, Jeden, der ein kleinmüthiges Wort von Gefahr und Uebergabe hören lasse, sogleich umzubringen, er selbst, der Hauptmann, wolle davon nicht ausgenommen seyn. „Kriegsgesellen,“ sprach er, „wachet! Von Murtens Rettung hängt die Rettung des Vaterlandes ab. Unsere Tapferkeit wird die Vormauer aller Eidsgenossen seyn!“

Belagerung von Murten. Vom eilften bis zum zwey und zwanzigsten Brachmonath 1476.

Ein allgemeiner Landsturm erging durch das Gebieth von Freyburg, Bern und Solothurn, und von allen Enden strömte Tag und Nacht Volk nach Bern zusammen. Die Päße über

die Sane bey Laupen und Günmenen wurden besetzt. Die Brücken abzuwerfen, verschmähte der Eidsgenössische Muth. Der Rath zu Bern war beständig versammelt; überall standen Bothen und Spähwachen. Gesandte eilten, um die Eidsgenossen bey den ewigen Bünden, so hoch und theuer, als Bern könne und möge, aufzumahnen. Dem Könige Ludwig XI. schickte man keine Mahnung zu; sein treuloser Sinn war schon bekannt. Die Eidsgenossen waren bis dahin über die Fortsetzung des Krieges verschiedener Meinung gewesen. In einer Zeit, wo das Vieh auf die Alpen ging, schien es Vielen unkommlich, ins Feld zu ziehen; Andere meinten, Murten liege außer den Bundeskreisen; wieder Anderen schien es überflüssig, für Berns erobernden Ehrgeiz beständige Züge zu thun. Während der Tag zu Luzern mit solchen Streitigkeiten viel kostbare Zeit verschwendete, hatte Carl Muße bekommen, sich neu zu rüsten. Jetzt aber, als er in der Größe seiner furchtbaren Macht abermahls vor ihnen stand, und Berns Gesandte in allen Orten bey aller Freundschaft und Treue unverzagt, aber dringend Hülfe begehrten, verloren sich alle Einwendungen. Die Eidsgenossen brachen auf, auch die Niedere Vereinigung, auch ein dreyfaches Aufgeboth von Vorder-Oesterreich, auch Herzog Renat von Lothringen mit einigen hundert Pferden. Während sich diese Alle zum Aufbruche rüsten, belagerte Carl Murten.

Die Stadt war mit Mauern, Thürmen, doppelten Gräben, Schanzen und Bollwerken wohl befestigt, von der einen Seite durch den See, von einer anderen durch Moräste gedeckt. Carl lagerte sich auf den Höhen im Osten der Stadt, im Norden mit zwölf tausend Mann Romont, an dem See mit dreyßig tausenden Anton, Carls Bruder. Die Stadt konnte nur noch des Nachts über den See in kleinen Kähnen mit großer Gefahr einige Verbindung mit den Eisgenossen unterhalten. Carls Aufforderung ward abgeschlagen. In der Stadt herrschte die schönste Ordnung. Die Thore wurden während der gan-

zen Belagerung nie geschlossen, um die Wachsamkeit und Zuversicht der Besatzung zu mehren. Jedermann war willig und gehorsam. Jeder wußte, wohin er gehöre, und was er zu thun habe. Es herrschte kein Getümmel, kein wilder Lärm, keine höhnische Feindesverachtung, aber freudige Zuversicht. Drohende und verführerische Zettel, die Carl an Pfeilen in die Stadt werfen ließ, thaten keine Wirkung. Hierauf ward die Stadt beschossen. Durch das Feuer stürzte ein großes Stück Mauer ein. Mit Siegsgeschrey versuchte Romonts Volk einen Sturm, verlor sieben hundert Mann, ward abgewiesen, und nach achtstündiger Arbeit wurde das Eingestürzte von den Belagerten des Nachts wieder hergestellt. Nun versuchte Carl die Besatzung zu schrecken, indem er eines Tages sein ganzes gewaltiges Heer in kriegerischem Pompe an den Mauern vorüber führte. Als auch dieß keinen Eindruck machte, ward ein neuer, angestrengterer Sturm angelegt. Er kostete tausend Mann, und brachte nicht ans Ziel. Der Herzog wüthete. Er schmähte bitter auf die Feigheit seines Heeres. Dieses rächte sich dafür an dem Landvolke, schonte weder Alter, noch Geschlecht, und bewirkte dadurch, daß sich das Landvolk in einigen Gegenden mit Verzweifelung und Glück widersetzte. Nachdem sich Bubenberg mit zwey tausend Mann zehn Tage lang gegen sechzig tausend gehalten, schrieb er nach Bern: „So lange in uns eine Ader lebt, gibt keiner nach!“

Anmarsch der Eidsgenossen. Brachmonath 1476.

Die Berner sandten den anrückenden Eidsgenossen auf allen Straßen Eilbothen entgegen, um ihren Marsch zu beschleunigen. Sie kamen. Auch der größte Theil der Besatzungen von Freyburg und Neuenburg begab sich zum Heere. Nur Zürich, das sich zu Luzern zuerst und eifrigst erklärt hatte, Bern aus alter Bundestreue und um des allgemeinen Besten willen nicht verlassen zu wollen, säumte mit thätiger Hülfe, und ward mit banger Ungeduld erwartet. Waldmann

sendete aus dem Lager einen Bothen um den anderen an seine Stadt. Er schilderte, wie weit schon die Schanzgräber in den Bollwerken gekommen, wie die Schwerter unter der Erde zusammen getroffen, wie viele Thürme niedergeworfen, wie Alles übel zerschossen, und wie Murtens Untergang nahe sey; wie die Berner die brennendste Begierde nach der Schlacht empfänden, wie unaufhaltbar nach einem Unglücke das allgemeine Verderben sey; endlich, welche Schande es bringe, die Letzten im Felde zu seyn. „Gnädige Herren," hieß es in seinem Schreiben, „fördert Euch, daß wir nicht die Letzten „seyen, habet keinen Zweifel, die Leute sind alle unser eigen, „wir wollen sie mit Gottes Hülfe alle ertödten! Gott gebe „Glück zu Euerm Auszuge!" — Endlich den achtzehnten Juni brach Zürich mit Thurgau, Sargans, Baden, Bremgarten, Mellingen und dem Freyenamte, fünf tausend Mann stark, auf. Am dritten Tage langten sie zu Bern an. Schlechte Wege hatten den Marsch verzögert. Einige hundert Mann fielen vor Bern aus Mattigkeit nieder. Ganz Bern bethete um diese Zeit in den Kirchen. Man erwartete täglich, ja stündlich die Schlacht. Waldmann meldete sogleich ins Lager die Ankunft der Zürcher. Man wollte, daß sie dahin aufbrechen, ohne zu ruhen; allein Waldmann ließ sie durch Nahrung und einige Stunden Schlaf sich erquicken. Nachts um zehn Uhr wurde zum Abmarsche geblasen. Die ganze Stadt war erleuchtet. Vor allen Häusern standen Tische, mit Speisen und Weinen zur Erquickung für die Abmarschierenden belastet. Bitten, Umarmungen, Wünsche begleiteten sie. Sie erhoben laut einen freudigen Kriegsgesang. Die Nacht des Abmarsches war sehr finster. Es regnete heftig.

Schlacht bey Murten. Den zwey und zwanzigsten Brachmonath 1476.

Der Morgen des zwey und zwanzigsten Brachmonathes 1476 dämmerte. Das Gewölk schien sich zu verziehen. In

Günmenen hielten die Zürcher Morgengottesdienst. Nachdem sie sich durch ein Frühstück gelabt hatten, rückten sie ins Lager ein. Bey dem Anblicke dieser zahlreichen, vortrefflich geordneten Hülfe riefen Viele freudig: „Es war des Wartens wohl werth!“ und in den Herzen aller vier und dreyßig tausend Eidsgenossen erwachte die Begierde nach der Schlacht mit solchem Ungestüme, daß die meisten das Morgenbrot verschmäh'ten. Die Hauptleute, diesem Ungestüme nachgebend, bildeten ihre Ordnung. Durch einige Truppen und die zuströmenden Landleute, beschlossen sie, den Grafen von Romont, der Nordwärts von Murten bey Montillier stand, in Unthätigkeit zu erhalten. Mit ihrer Hauptmacht gedachten sie auf den Herzog loszugehen. Die Vorhuth übernahm Hans von Hallwyl von Bern. Unter ihm befehligten von Fegelin und von Wippingen von Freyburg und Herzog Renat. Hans Waldmann von Zürich und Wilhem Herter von Straßburg folgten mit dem Gewalthaufen. Caspar von Hertenstein von Luzern, ein kraftvoller, Ehrfurchtgebiethender Greis, führte die Nachhuth. Tausend Mann recognoscirten, und beunruhigten die Burgundischen Vorposten. — Auch Herzog Carl gab mit großer Freude seinem Heere Befehl, die Schlachtordnung zu bilden. Ein entscheidender Kampf lag in seinen Wünschen, und sein einziger Kummer war der, die Eidsgenossen möchten einen solchen ausweichen. Sein Fußvolk stellte der Herzog in tiefen Säulen auf ein Ackerfeld, die Reiterey auf die Flügel. Vor seiner Fronte war ein durch einen Graben gedeckter, dichter Grünhag, der nur einen Zugang für vier Pferde hatte. Hinter diesem Zaune stand das Geschütz. Der Herzog selbst mit seiner Leibwache und den übrigen Kerntruppen stellte sich auf den waldigen Anhöhen von Courlevon und Bec-le-Greng. Am See stand sein Bruder Anton mit den Lombardischen Küraſſieren. Romont beobachrete Murten, und drohte, den Eidsgenossen im Rücken gefährlich zu werden. — Der Himmel hatte sich neuerdings mit schweren Wolken umzogen. Es regnete wieder

sehr stark. Den Eidsgenossen schien die Zeit zur Schlacht noch nicht gekommen, denn sie hofften, der Herzog werde seine gute Stellung verlassen und angreifen. Obschon die Führer den wilden Muth der ungestümen Menge kaum zu bändigen vermochten, zögerten sie doch, und hielten durch das Schlagen vieler Ritter den Anfang der Schlacht auf.

Allein der Herzog zeigte keine Lust, durch eine ähnliche Unvorsichtigkeit, wie bey Granson, die Vortheile seiner Stellung zu verlieren. Sechs Stunden lang standen seine Krieger im heftigsten Regen, ohne auch nur Einen Feind zu erblicken; denn die Schlachtordnung der Eidsgenossen wurde den Burgundern durch den Murter-Wald, in welchem jene standen, verborgen. Da zuletzt die Burgundischen Pulverwagen und die Bogen der Englischen Schützen durch die Nässe sehr gelitten hatten, so wollte Carl sein Lager wieder beziehen. Den Augenblick dieser wahrscheinlich nicht allzu wohl geordneten Bewegung benutzten die Eidsgenossen zum Angriffe. — Als sie aus dem Walde auf das freye Feld kamen, erblickten die Eidsgenössischen Hunde die Hunde der Burgunder, (diese Thiere hielt man damahls in den Lägern ihrer Wachsamkeit wegen,) stürzten auf sie los, überwältigten sie, daß sie mit großem Geheule zu ihren Herren entflohen. Beyden Heeren ein nachdenkliches Spiel!

Beym Anblicke der großen Macht Burgunds ließ Hallwyl seine Abtheilung halten, und redete sie an: „Biderbe „Männer, Eids- und Bundsgenossen! Hier stehen sie vor „Euch, die Mörder Euerer Brüder zu Granson und Brie, „welche über Euer Vaterland, Euere Weiber und Kinder zu „Lausanne das Loos warfen. Ihr habt gewünscht, Euch zu „rächen. Heute stehen die Feinde vor Euch! Ihrer sind viele, „das schrecke Euch nicht; sondern bedenket, daß heute vor „hundert und sieben und dreyßig Jahren Euere Vorväter in „der Schlacht bey Laupen ein nicht minder übermächtiges Heer „danieder geworfen. Derselbe Gott, der Euere Väter schutzte,

„lebt noch, und derselbe Muth, der Eure Väter zierte, „flammt noch in Euerer Brust. Heute soll ein jeder streiten, „als wenn das Wohl des Vaterlandes, das Heil aller Eids„genossen, seiner Brüder, das Glück und Leben aller derer, „die er am liebsten hat, von seiner Tapferkeit abhinge. Brü„der, heute lasset uns der Väter würdig werden, und damit „der, der einst den Vätern half, heute auch mit uns sey, so „sammelt Euere Gedanken zum andächtigen Gebethe!“ Die Schar kniete nieder, und hob die gefalteten Hände zum Himmel empor. Indem sie betheten, drang die Sonne in ihrer vollen Pracht durch die finsteren Wolken. Da sprang der Feldherr begeistert auf, schwang freudig sein gewaltiges Schwert, rufend: „Auf, Brüder, Gott leuchtet uns zum Siege!“ und der Angriff begann.

Schnell, aber besonnen, drang Hallwyl vorwärts, und bedrohte durch eine plötzliche Wendung die eine Seite des Grünhages, während Waldmann mit dem Gewalthaufen die Fronte angriff. Das Burgundische Geschütz spielte mit bedeutendem Erfolge. Die Burgundischen Reisigen brachten einen Theil der Eidsgenössischen Schlachtordnung, besonders die Lothringische Reiterey, in große Noth; aber die Reisigen wurden zurück gedrängt, das Geschütz unterlaufen. Hallwyl umging den Grünhag. Der leitende Büchsenmeister der Burgunder wurde erschossen. Sein Tod verursachte Schrecken und Unordnung. Das Geschütz fiel den Eidsgenossen in die Hände; denn sie alle sprangen entflammt in den Graben, rissen und traten den Grünhag nieder. Die Entlibucher, die Oberländer trugen mit ihren starken Armen die Schweizerischen Büchsen hinüber, wendeten die Burgundischen, und nöthigten den hinter dem Hage stehenden Theil von Carls Heere, sich eiligst auf seinen Herren zurück zu ziehen. Aber die Eidsgenossen ließen dem Herzoge keine Zeit, diese Flüchtlinge zu sammeln, oder den wankenden Muth seiner Krieger zu stärken. Hallwyl, der sich mit Hertenstein vereinigt hatte, griff den Fürsten von

Courgevaux her an. Waldmann ging auf seine Fronte los. Bubenberg brachte durch einen Ausfall aus Murten die unter Anton am See stehenden Lombardischen Kürassiere in Verwirrung. — Carl hatte ein großes und scheinbar wohl geordnetes Heer; aber in demselben befanden sich viele seiner Unterthanen, die des Krieges müde waren, viele ausländische Miethtruppen, die den furchtbaren Kampf scheuten. Zwischen beyden herrschte Haß und Mißtrauen, um so mehr, da Carl unklug die Fremden sichtbar begünstigte. Ferner waren in dem ganzen Heere wenige Führer, die Carl nicht persönlich beleidigt hätte, oder welche nicht von Ludwig bestochen gewesen, oder deren Eifer und Treue durch das frühere Unglück, durch empfindliche Einbüßen und durch die Furcht vor bald kommenden nicht erkaltet wäre. — Die Eidsgenossen hingegen waren einig. Sie wußten, wofür sie stritten, für Freyheit und Vaterland; durch Wunden wurden sie nicht zur Flucht gebracht, sondern nur zu heftigerer Kampfeswuth erbittert. Ihr fester Entschluß war Sieg oder Tod. — Was Wunder, wenn Carl die Schlacht verlor!

Entschieden wurde dieselbe in der Nähe des Fürsten durch ein äußerst lebhaftes Gefecht, in welchem die Garde und mehr noch die Engländer mit vorzüglicher Tapferkeit stritten. Auch sie wurden endlich geworfen, brachten in die Reiterey Unordnung, in des Herren Seele Entsetzen vor seinem Geschicke, in die Menge des Heeres Flucht. Noch ein Mahl ermannten sich diese tapferen Krieger, und versuchten, wenigstens den Rückzug des wild fliehenden Heeres zu decken. Da fiel ihr Anführer, ein Herzog von Sommerset, mit ihm ihr Muth. Carl selbst verlor die Hoffnung des Sieges, es verdroß ihn der Schlacht und des Lebens, er wandte sich viel zu frühzeitig, noch ehe die Schlacht verloren war, drey tausend der besten Pferde mit ihm. Jenseits der Wahlstatt zerstreuten sich diese, so daß der Fürst außer sich, sprachlos, mit kaum dreyßig Mann Tag und Nacht, am liebsten des Nachts, rei-

end, am Genfer-See ankam. Durch seine Flucht ward aller Widerstand gebrochen, und auf dem Schlachtfelde bey Murten walteten über dem verlassenen Heere alle Arten des Todes. Stromweise ergossen sich die Eidsgenössischen Banner auf dem Wege nach Wiflisburg. Unter dem Geschreye „Brie, Granson!“ wurde keinem Bittenden das Leben geschenkt. Die sich auf Bäume gerettet, wurden gleich Vögeln herunter geschossen, die sich in Schlupfwinkeln versteckt, aufgesucht und getödtet. In der allgemeinen Verwirrung beschlossen mehrere tausend Lombardische Küraffiere, durch den weit hinein beschilften See, an Murten vorbey, zu dem Grafen von Romont zu entkommen. Dicht an einander gedrängt, durchritten die Männer das Wasser, da sank durch die Schwere der Pferde und der prächtigen Rüstungen plötzlich der morastige Grund unter ihnen ein. Andere wurden durch Schiffe und Schüsse aus der Stadt weiter hinaus getrieben, und von der Tiefe verschlungen; wieder Andere, die sich ans Land retten wollten, erschlagen, daß sie mit ihrem Blute den See rötheten, so daß von vielen Tausenden, (sechs bis zehn tausend,) nur ein Einziger durch die Geschicklichkeit und die Kraft seines Pferdes wunderbar sein Leben errettete. Sie würden übrigens den Grafen Romont nicht mehr gefunden haben; denn bey dem ersten Zeichen von dem unglücklichen Gange der Schlacht ließ er sein Lager aufbrechen, brannte noch einige Mahl sein Geschütz gegen Murten los, und eilte, sich und die Seinigen zu retten. Bis über Wiflisburg hinaus lagen mehr, als funfzehn tausend Erschlagene, unter ihnen bey anderthalb tausend Edle. Hierzu kamen noch die unbekannte Menge, welche der See gefressen, die große Zahl der Vermißten. Carls ganzes Heer war zersprengt. Auf mehr als dreyßig tausend Mann wird mit großer Wahrscheinlichkeit sein ganzer Verlust an diesem Tage angegeben. Ohne Anstand floh Jeder, nach Italien, nach Burgund, heim, wie er konnte. Tausende dieser elenden Flüchtlinge wurden von

dem übel mißhandelten Landvolke der Waat, oder von den Wallisern erschlagen, in Abgründe und Gewässer gesprengt. Zu Wiflisburg hielten die Eidsgenossen, und bedachten, daß Romont, von dessen Flucht sie noch nichts wußten, ihnen in den Rücken fallen, oder den besten Theil der Beute entführen könnte. Darum ließen sie von den Geschlagenen ab, wendeten sich, ereilten Romont, erbeuteten sein Geschütz und seinen Troß, und zersprengten auch diese Schar. Mit Noth konnte sich der Feldherr unter Begünstigung der Nacht retten.

Auf der Wahlstatt vor Murten dankten die Sieger dem Herrn der Heerscharen, dem starken Gott, der die Bogen ihrer Feinde zerbrochen, ihre Spieße zerschlagen, ihre Wagen mit Feuer verbrannt, und mit den Schwachen gestritten. Hierauf überließen sie sich der Freude. Bothen eilten in die Städte und Länder, und bald verkündigte ein allgemeines Freudengeläut durch ganz Helvetien den rühmlichen Sieg. Auch Ludwigs von Frankreich Bothen, die er stationenweise von Lyon aus, bis an die Grenze gestellt hatte, eilten, mit ihrer angenehmen Nachricht sich reichen Lohn zu verdienen. Die Beute von Murten war bloßes Kinderspiel und Bettelwerk gegen die Beute von Granson, doch immer noch sehr reich. Im Taumel der Freude wurde die weise Beuteordnung der Tagsatzung wenig geachtet. Einige Cassen wurden zu ordnungsmäßiger Theilung nach Luzern abgeführt, auch das Geschütz nach dem Gesetze getheilt. Sonst lud jeder auf Wagen, so viel er konnte und mochte. Nach alter Art blieb man drey Tage auf dem Schlachtfelde, zum Zeichen, daß man Jeden getrost erwarte, der da komme, den erfochtenen Sieg streitig zu machen. Die Murtener warfen das erschlagene Heer in große Gruben. Nachdem die Menschen verwesen, wurde für die Knochen ein Beinhaus mit der einfachen, bescheidenen Inschrift errichtet: „D. O. M. Caroli, inclyti „et fortissimi Burgundiæ ducis, exercitus, Moratum

„obsidens, ab Helvetiis cæsus, hoc sui monumentum „reliquit. Anno MCCCCLXXVI. Ehre sey Gott in den „Höhen! Das Heer, mit welchem der berühmte und tapfere „Carl, Herzog von Burgund, Murten belagerte, hat, von den „Eidsgenossen vernichtet, dieses Denkmahl seines Daseyns „hinterlassen. Im Jahre 1476." — Dieses Beinhaus, ein verehrenswürdiges Zeugniß der Kraft eines vereinigten, freyen Volkes, sank den zweyten May 1798 bey dem Einfalle der Franken unter ihren räuberischen Händen, weil die Eidsgenossen nicht mehr einig, und nicht mehr kräftig waren, und weil sie fast alle gelernt hatten, ihre Leidenschaften mehr, als Pflicht und Vaterland zu lieben, oder der Stimme der Leidenschaft und Parteysucht den Ehrennahmen Vaterlandsliebe zu ertheilen; eine Verirrung, ohne die vielleicht an demselben Platze ein zweytes Denkmahl der noch nicht erloschenen Tapferkeit unsers Volkes zu sehen wäre.

Eroberung der Waat. Brachmonath und Heumonath 1476.

Wenige Tage nach der Schlacht ermahnte Bern die Mit-Eidsgenossen, von denen die meisten Lust bezeugten, aus dem Felde zu ziehen, den erfochtenen Sieg recht zu benutzen, und die Waffen nicht niederzulegen, bis ein fester Friede errungen, und vor allen Dingen die Verrätherey des Hauses Savoyen gerächt sey. Man erhielt, daß zwölf tausend Eidsgenossen unter den Waffen blieben, und die Waat angriffen. Widerstand fanden sie nicht. Alles, was streitbar war, floh über den Genfer-See. Nur das wehrlose Geschlecht, die Kinder, die Greise, die Vorsteher und die Priester erwarteten die Ankunft der Eidsgenossen. Sie fanden Schonung für ihr Leben; aber ihre Habe wurde geplündert, und selbst die Kirchen nicht immer geschont. Als das Hauptheer der Eidsgenossen bis Moudon vorgedrungen war, und ihr Verbündeter, der Graf von Greyerz, Lausanne weggenommen hatte, erschienen in

ihrem Lager Gesandte von Genf, Savoyen und Frankreich, um einen billigen Frieden zu bitten.

Friede mit Savoyen. Den dreyzehnten August 1476.

Diese Gesandten erhielten von dem Eidsgenössischen Heere einen Waffenstillstand. Das eigentliche Friedensgeschäft mußte an die Tagsatzung gewiesen werden, die sich zu Freyburg im Uechtlande versammelt hatte. Nicht Alle waren geneigt, auf Savoyens Bitten zu hören. Endlich fand dieses Haus Mitleiden in seinem Unglücke. Unter Französischer Vermittelung verglich man sich über folgende Puncte: „Genf stellt Bür„gen, die im Jahre 1475 den Eidsgenossen für ihre Heim„kehr versprochenen und noch nicht bezahlten vier und zwan„zig tausend Gulden in drey Terminen bezahlen zu wollen. — „Herzog Philibert von Savoyen bezahlt funfzig tausend Gul„den Kriegskosten, und erstattet die den Eidsgenössischen oder „Deutschen Kaufleuten der Niederen Vereinigung entzogenen „Güter; dafür wird er mit Ausnahme von Murten, Gran„son, Grancourt, Cüdrefin, Erlach, den Ormonds, Aelen, „Bex, Orbe, Echallens, Montenach, Illens und Iverdun, „welche theils an Bern, theils an Freyburg fallen, die ganze „Waat, wie sie Jakob von Savoyen, Graf von Romont, „besessen hat, zurück erhalten; jedoch mit der Bedingung, „daß dieselbe nie mehr an Romont übergeben, noch von einem „Anderen, als dem obersten Regenten von Savoyen beherrscht „werde. — Friede, Handel und Wandel und Rechtsgang sind „hergestellt. — Den gegenseitigen Feinden wird Vorschub und „Durchpaß versagt.“

Herzog Carl nach der Schlacht von Murten. 1476.

Während sich Savoyen ohne allzu große Opfer mit den Eidsgenossen versöhnte, überließ sich Carl dem bittersten Unmuthe. In Einem Ritte war er von Murten auf Morsee,

am folgenden Tage nach Gex gekommen. Hier blieb er vier Tage. Mancher edle Führer seines Heeres kam nicht mehr zu ihm. Ueberhaupt bemerkte er eine allgemeine Abnahme seines Ansehens. Er war, wie einst nach dem Tage von Granson, in einem abwechselnden Zustande von Wuth und Geistesabwesenheit. Oft saß er, lange schweigend, mit Vernachlässigung der Kleidung und der Reinlichkeit, ohne Speise, ohne Hunger, an Leib und Seele krank; dann sprang er auf, knirschend, sich raufend, durch Zorn und Gram sich selbst und den Seinigen fürchterlich. Vertrauen zeigte er nur noch zu Campobasso, der ihn nachher verrieth, hingegen verschmähte er die Unterhaltung mit redlichen Dienern, und eben so die Erhebung zu Gott. Wechselsweise brauchten seine Aerzte bald stillende, bald stärkende Mittel. Nachdem die ersten Anfälle der Wuth vorüber gegangen, brach Carl von Gex nach Salins auf. Noch vor seinem Aufbruche ließ er den Burgundischen Landständen seinen Unfall in sehr gemildertem Lichte darstellen, und einen Landtag ansagen. Diesen eröffnete er von der Kanzel der Hauptkirche herab mit einer zweystündigen Rede. Ausführlich suchte er, die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit seines Krieges zu beweisen; sprach vom Nachgeben, als von der abscheulichsten Schändlichkeit, vom Fortsetzen des Kampfes, als von heiliger Pflicht; gedachte seiner früheren Thaten und der Thaten seiner Vorfahren; lobte die oft erprobte Treue des Burgundischen Volkes, welches er zu einer großen Monarchie zu erheben versprach, und schloß damit, die Stellung von vierzig tausend Mann und den vierten Theil von eines Jeden Vermögen zu fordern. Die Stände bezeugten Bewunderung über des Fürsten festen Sinn, versprachen, den Vortrag zu überlegen, und am folgenden Morgen ihre Entscheidung zu eröffnen. Carls Hauptzweck war verfehlt. Er hatte durch Begeisterung hinreißen wollen, und fand kalte Berechnung. Unmuthig, voll banger Ahndung, erschien er in der morgenden Versammlung. Er fing damit an, die

Stände mit Vorwürfen von Untreue und Feigheit zu überschütten, dann geboth er, ihren Entschluß kund zu thun. Sie erinnerten an die bereits erlittenen Verluste, an die Unmöglichkeit neuer, an die Dürftigkeit des Landes, dessen Mark durch die erduldete Kriegesnoth also ausgesogen sey, daß täglich Viele Hungers sterben. Zuletzt anerbothen die Stände dem Herzoge drey tausend Mann zur Vertheidigung des Landes, riethen übrigens, schnell Frieden zu schließen. Carl ergrimmte und schwieg. Hierauf schrieb er an die Niederländischen Stände, und forderte von diesen, neben dem Aufbruche aller waffenfähigen Mannschaft, ungeheuere Geldopfer. Er selbst sammelte den Rest seines Heeres, und versuchte neue Werbungen bey den Lombarden.

Eidsgenössische Gesandtschaft nach Frankreich.

1476.

In denselben Tagen saß zu Freyburg die herrlichste Tagsatzung der Eidsgenossen, welche Savoyen den Frieden gegeben. Ihre Zierde waren die Helden der Murter-Schlacht, als Häupter der Orte. Geehrt wurde sie durch viele Gesandte von Städten, Fürsten und Ländern, die Frieden, Bündnisse, Hülfe, Begünstigungen begehrten. Am eifrigsten schmeichelte dieser Versammlung der König Ludwig von Frankreich, dem es gelungen war, die Stärke des Eidsgenössischen Armes zur Vertilgung seines Todfeindes, und zur Vergrößerung der eigenen Macht aufzuregen. Er bezeugte den Wunsch, die Helden persönlich kennen zu lernen, und verlangte die völlige Vernichtung des Herzoges. Durch Erfüllung dieses letzten Begehrens alle Macht im Westen der Eidsgenossenschaft an Frankreich zu bringen, hielten mit Adrian von Bubenberg Viele für Unverstand, und beseufzten die Verblendung, mit der Carl in sein Unglück rannte. Unschuldiger, ja durchaus unschädlich schien die Gewährung der ersten Bitte; denn niemand dachte an die Gefahr der Verführung, welche an des

verschlagenen Ludwigs üppigem Hofe den biedersten Eidsgenossen drohe. Sie reis'ten ab, die Helden, an ihrer Spitze Bubenberg. Den König trafen sie in seinem Lieblingshoflager zu Plessis-le-Tours. Empfangen wurden sie als die, welchen Ludwig die Sicherheit seines Thrones verdanke, und deren Treue und Tapferkeit er zu einer immer währenden Stütze und Wache der Person und Gewalt Französischer Könige zu machen gedachte. Gehalten wurden sie, als wäre jeder ein Fürst. Ein Festtag folgte dem andern. Man erschöpfte sich in Lustbarkeiten aller Art. Aber mitten unter diesem Gewirre von Zerstreuungen vergaß Ludwig seines Hauptzweckes nicht. Der Listige hoffte, die gerade, bidere Treuherzigkeit der Eidsgenossen mißbrauchen zu können. Er wurde nicht müde, sich die Geschichte ihrer Siege erzählen zu lassen, und die Erzähler mit schmeichelnden Lobpreisungen zu bethören. Uebrigens bestand Ludwig auf Carls Vernichtung. Dreyßig tausend Eidsgenossen, von denen der König fünf und zwanzig tausend zu besolden versprach, sollten nach Lothringen ziehen; er selbst verhieß, mit Frankreichs ganzer Macht den Feind von allen Seiten anzugreifen. Ueber die Zahlung rückständiger Subsidien wurde nach einem unanständigen Wortwechsel mit den königlichen Räthen eine bescheidene Uebereinkunft verabredet. Beym Abschiede gab der König den Gesandten eine bare Summe für ihre Städte und Länder, Entschädigung der Gesandtschaftskosten und zum Denkzeichen dieser Tage einem jeden einiges Silberzeug, dem von Bubenberg aber seinen größten Orden und zehn Mahl so viel Silber, als jedem Anderen. Damahls wurden viele Herzen für Frankreichs Plane gewonnen. Hierauf zogen die Helden heim. Ihre Rückreise glich einem Triumphzuge. Doch vermochten die an ihnen verschwendeten Lockungen des Königes, keinen Angriffskrieg, noch die Bemühungen dieser oder jener Macht einen vorschnellen Frieden zu bewirken.

Fünfter Feldzug. 1476 — 1477.

Carl rückt ins Feld. October 1476.

Die Zeit, in welcher Carl den Rest seines Heeres sammelte, brauchte er zu einigen Unterhandlungen mit den Eidsgenossen. Sie begehrten als erste Friedensbedingung die Wiederherstellung des Herzoges von Lothringen. Aber Carl ließ nur ihnen Frieden anbiethen, von Renat und der Zurückgabe der diesem entrissenen Länder wollte er nichts wissen. Hierauf hielt er eine Hauptmusterung zu Riviere. Hier hörte er mit dem bittersten Unwillen, daß sich die Niederländischen Stände neuer Opfer weigerten, und daß Renat mit funfzehn tausend Mann den größten Theil von Lothringen wieder erobert habe, so daß kaum noch die Hauptstadt Nancy mit großer Mühe gegen ihn behauptet werde. Da brach Carl, so stark er konnte, nach Lothringen auf. Zu spät! So sehr er sich anstrengte, drey Tage vor seiner Ankunft ging Nancy durch Cola Campobasso's Verrätherey verloren.

Graf Cola Campobasso.

Graf Cola Campobasso, ein vorzüglicher Italiänischer Condottiere, wurde von Carl seiner kriegerischen Kenntnisse wegen sehr geschätzt, mit Wohlthaten überhäuft, und mit seinem ganzen Vertrauen beehrt. Dennoch faßte er kein Herz zu Carl. Schon in den Tagen von Carls Glücke hatte Campobasso mit Frankreich zu unterhandeln versucht, und gegen eine angemessene Belohnung den Herzog im Treffen zu verlassen, oder umzubringen versprochen. Sein Antrag mißfiel dem Französischen Hofe. Campobasso selbst ließ seine Plane eine Zeit lang ruhen. Nach den Schlachten von Granson und Murten überzeugte er sich von Carls unvermeidlichem Falle. Er mußte sich ferner die Beschränkung seiner ökonomischen Vortheile und eine schwere, persönliche Beleidigung gefallen lassen. Von da an wütheten in seiner Brust neben der angeborenen Falsch-

heit, getäuschte Hoffnung, gekränkter Eigennutz und heftige Rachsucht. Er erneuerte mit Eifer seine Unterhandlungen am Französischen Hofe. Als Ludwig, der wohl einsah, daß er Campobasso's Hülfe leicht entbehren könne, weil seine Verrätherey Carls sicheren Untergang höchstens um einige Tage beschleunigen werde, ihn zum zweyten Mahle abgewiesen, wendete er sich an Renat, und um sich bey diesem beliebt zu machen, verhinderte er das Anrücken Niederländischer Heere zum Entsatze von Nancy, wodurch diese Stadt verloren ging. Niemand durfte es wagen, dem verrathenen Carl die Augen zu öffnen, weil sein Eigensinn jedem Warner verderblich zu werden drohte; und eine Warnung, die dem Herzoge vom Französischen Hofe aus zugekommen war, hatte, wie der listige Ludwig mit genauer Kenntniß von Carls Gemüthsart ganz richtig berechnet haben mochte, keinen anderen Erfolg, als daß Carl glaubte, der Französische Hof wolle seinen treuesten Diener verdächtigen, und ihm denselben rauben. Von da an ließ er den Campobasso in seinem Vertrauen noch höher steigen.

Carl vor Nancy. October 1476 bis zum fünften Januar 1477.

So war der Stand der Dinge, als Carl selbst nach Lothringen eilte. Das Herzogthum hatte er schnell wieder gewonnen, die Hauptstadt mußte belagert werden. Renat hatte Nancy mit einer hinlänglichen und tapferen Besatzung versehen, auf die Liebe der Bürgerschaft durfte er trauen. Die Stadt versprach ihm, sich zwey Monathe zu halten. Den Rest seines Heeres lös'te er in Streifparteyen auf, um den Feind von allen Seiten zu necken, und ihm die Zufuhr abzuschneiden. Er selbst entschloß sich, bey den Eidsgenossen Hülfe zu suchen. Mit nur zwölf Pferden kam er in großer Kälte über das tief beschneyte Gebirge in die Schweiz. Seine Bitten, seine Versprechungen und Waldmanns viel bedeutende

Verwendung gewannen die Eidsgenossen. Sechs tausend Mann hatte Renat begehrt, acht tausend stellten sich in der Freude des Volkes. Tausend junge Knaben mußten mit Gewalt zurück gehalten werden. Waldmann führte das Heer. Die Helden der Murter-Schlacht machten den Zug gleich einer Lustfahrt mit. Alles Volk überließ sich einem ausgelassenen Jubel. Viele liefen dem Heere nach. Dasselbe wuchs auf funfzehn, zuletzt auf zwanzig tausend Mann. Der Marsch war nicht ohne Mühe, die Kälte außerordentlich, an Lebensmitteln Mangel; aber die Munterkeit blieb, denn die Anführer theilten mit dem gemeinen Manne jede Noth. Vor Allen aus zog Herzog Renat zu Fuß, eine Hellebarte auf der Achsel.

Der Anmarsch eines schon an Zahl überlegenen Heeres der Sieger von Granson und Murten wurde dem Burgundischen Heere von seinen Führern möglichst verborgen. „Die „Eidsgenossen", zwang sich Herzog Carl zu scherzen, „lieben „die warmen Stuben, im Winter führen sie keinen Krieg. „Renat habe nur Lumpengesindel, er selbst möchte ein Ritter „scheinen, und sey ein furchtsames Füchschen." Das Burgundische Heer hatte allerdings Erheiterung und Trost nöthig. Es war an Zahl sehr gering, noch geringer an innerem Werthe. Schlechte, unerfahrene, zusammen geraffte Mannschaft, finster, wie das Gemüth Carls, an Krankheiten leidend, ohne gehörige Kleidung oder Bewaffnung, ohne Lebensmittel, ohne Geld, ohne Muth; dennoch seinem Herren treu. Vergebens wurde dem Herzoge dieser Zustand vorgestellt; er antwortete im Grimme: „Und sollte ich allein kämpfen, mit „dem Jungen von Lothringen mache ich nie Friede; ihr aber „seyd Alle Verräther!" In der fürchterlichen Weihnachtskälte erfroren einige hundert Mann und Pferde. Carl blieb hartnäckig. Da brach Vielen die Geduld. Man fluchte ihm. Einige verließen ihn.

Nicht viel besser war das Loos der Besatzung von Nancy. Neben mannigfachen Beschwerden und Mühsalen,

hatte sie mit dem Hunger zu kämpfen. Alle Versuche, die Stadt zu verproviantiren, waren mißlungen. Schon mußte das Fleisch der Pferde und Hunde, selbst der Katzen und Mäuse verzehrt werden. Ein Eilbothe schlich sich durch, dem Herzoge Renat die Noth der Stadt, die Unmöglichkeit längerer Vertheidigung kund zu thun. Renat eilte. Er näherte sich Nancy.

Sein Heer wurde von den Burgundischen Vorposten bemerkt. Diese wurden niedergemacht, oder flohen muthlos zu Carl. Er versammelte einen Kriegsrath: „Sie sind wieder „da", sprach er, „die schlechten Kerls, die seelenlosen Fleischmassen, von Trunk und Fraß aufgedunsen, sie sind hierher „gewandelt, was meinet Ihr?" Alle Hauptleute riethen zum Rückzuge. „Renat", behaupteten sie, „könne sein Heer aus „Mangel an Geld nicht über den Winter zusammen halten, „auch seyen die Eidsgenossen, wenn sie ein Mahl aus einander gegangen, gewiß nicht so schnell wieder gesammelt. „Carl selbst hingegen, dem große Geldsummen und reiche „Länder zu Gebothe stehen, gewinne Zeit, sich kräftiger zu „rüsten, und die Niederländischen Verstärkungen an sich zu „ziehen, oder, was noch wünschbarer wäre, einen ehrenvollen „Frieden zu schließen." Nur der verrätherische Campobasso, der Carls Untergang wünschte, und darum seinen Leidenschaften schmeichelte, war entgegen gesetzter Meinung. Ihm pflichtete der Herzog bey. „Mein Vater und ich," tobte er, „haben die Lothringer geschlagen, soll ich nun vor dem Knaben „fliehen? Diese Nacht wird Nancy gestürmt, morgen schlagen wir uns." — Traurig trennte sich die Versammlung. Carl selbst war eine Beute bald des Grimmes, bald grauenvoller Ahndung. Der Donner des Geschützes, die Anordnungen zur Schlacht übertäubten, zerstreuten ihn. Im Sturme auf Nancy verschwendete Carls Heer seine letzte Kraft. Beschossen wurde die Stadt aus dem letzten Vorrathe von Pulver und Kugeln. Renat hörte die Schüsse, sah die Nothfeuer

auf den Thürmen. Gegen Mitternacht berief er die Hauptleute seines Heeres. Sie versprachen den Entsatz auf morgen. Beängstigt von der Furcht, Nancy möchte noch in dieser Nacht fallen, erwartete Renat den kommenden Tag. Da brach sein wohl gerüstetes, muthiges Heer auf zum entscheidenden Kampfe. Ein dichter Nebel lag über dem Lande, und verbarg den Marsch.

Schlacht bey Nancy. Den fünften Januar 1477.

Dem Herzoge von Burgund wurde frühe sein vortreffliches, rabenschwarzes Pferd vorgeführt. Als er aufsaß, fiel ihm seine Helmzierde, ein goldener Löwe, auf den Sattel. Mit verbissenem Unmuthe seufzte er: „Das ist ein Zeichen „von Gott!“ gab einem seiner Diener versiegelte Befehle, was nach seinem Tode zu thun sey, und sprengte vorwärts, sein Heer zur Schlacht zu ordnen. Sein Fußvolk stellte er in die Mitte. Auf beyden Flügeln hielt die Reiterey. Im Rücken hatte er einen das Schlachtfeld beherrschenden Berg. Die Fronte war durch einen tiefen und breiten Wassergraben, die rechte Flanke durch den Fluß Meurthe, die linke durch Hecken gedeckt. Die Straße, auf welcher die Eidsgenossen anrücken mußten, wurde von dreyßig Stücken Geschütz bestrichen. Die Vortheile dieser Stellung wurden dem Herzoge durch Campobasso's Verrätherey, und durch zwey Eidsgenossen geraubt, welche aus ihrem Vaterlande verbannt worden waren, und aus Verdruß Burgundische Dienste genommen hatten. Diese eilten ihren Brüdern entgegen, versprachen, wenn die Obrigkeit ihnen verzeihen wolle, die Stellung des Herzoges zu entdecken, und den leichtesten Angriffspunct zu zeigen. Ihr Anerbiethen wurde nicht verschmäht; denn man hoffte, dadurch das Blut und Leben vieler braven Männer zu schonen. — Graf Cola Campobasso aber riß plötzlich die Burgundischen Feldzeichen von sich, ging mit acht hundert Lanzen zum Herzoge Renat über, und entblößte dadurch den rechten Burgun-

dischen Flügel. Renat berieth sich wegen Campobasso's Aufnahme mit den Eidsgenossen; allein diese antworteten einstimmig, „an der Seite eines verrätherischen Welschen zu „streiten, sey weder der Art und Weise ihrer Väter, noch der „Ehre ihrer eigenen Waffen gemäß.“ Als Campobasso dieß vernahm, besetzte er eiligst im Rücken des Burgundischen Heeres eine höchst wichtige Brücke, über welche die leicht voraus zu sehende Flucht gehen, und wo Carl selbst in seine Hände fallen mußte. Zwanzig zu jedem Verbrechen entschlossene Leute hatte Campobasso im Burgundischen Heere gelassen, um Alles auszuspähen, und möglichst viel Böses zu thun.

Unweit des feindlichen Heeres bildeten die Eidsgenossen ihre Schlachtordnung. Fest geschlossen marschierten sie auf. Nahe am Feinde geschah das Gebeth. Die Burgunder, durch den Nebel und den fallenden Schnee betrogen, brannten ihre Artillerie los, ehe die Eidsgenossen im Schusse waren. Hierauf wurden sie von diesen durch eine plötzliche Wendung umgangen. Durch einen rauhen, verwilderten, ungangbar gewordenen Weg und das tiefe Bett eines Baches kamen die Eidsgenossen von hinten auf den Berg, der das Schlachtfeld beherrschte. Als sie auf der Höhe waren, klärte sich der Himmel auf, und die Sonne brach mit ungewöhnlicher Pracht und Wärme hervor. Der Herzog von Burgund, der sich umgangen sah, befahl, daß Geschütz und Truppen eiligst eine andere Richtung nehmen sollten. Da erklang auf der Höhe das Uri-Horn drey Mahl. Drey Mahl fuhr Todesschrecken durch Carls Herz. Diesen Unglück verkündenden Schall hatte er bey Murten und Granson gehört. Noch bebte Er. Da stürzten die Eidsgenossen in vollem Laufe auf sein Heer los, und machten sich im ersten Anfalle Meister von dem Burgundischen Geschütze. In diesem Augenblicke versuchte Carl, dem Geschicke zu trotzen. Er zeigte alle Besinnung eines erfahrenen Feldherren. Ueberall gegenwärtig, ordnend, verstärkend, ermunternd, selbst von feindlichem Blute entstellt, stritt Carl so,

Bayerische Staatsbibliothek München

daß von ihm in der letzten Stunde des Hauses Burgund würdig der Kriegerehre seiner Väter gekämpft worden ist. Allein das Burgundische Heer vermochte nichts wider den Andrang einer weit besseren und zahlreicheren, durch den Vortheil des Ortes begünstigten und durch die Erinnerung an die vorigen Siege begeisterten Mannschaft. Als nach einem kurzen Kampfe, in welchem viele Burgundische Anführer gefallen oder in Gefangenschaft gerathen waren, im Rücken des Burgundischen Heeres die Flamme des Lagers aufstieg, welches die Besatzung von Nancy bey einem Ausfalle angezündet, da erkannte Carl, von Blut und Entsetzen entstellt, seinen unüberwindlichen Unstern. „Nach Luxemburg!“ war sein letzter Befehl. Sein Heer warf sich in die wildeste Flucht.

Größeres Unglück erwartete die Fliehenden an der von Campobasso besetzten Brücke. Viele wurden hier von ihm gefangen, viele fielen durch des Verräthers Schwert, viele verloren im Strome ihr Leben, viele durch das Landvolk in den Wäldern, viele durch die Franzosen, die meisten durch den nachjagenden Feind. Um zwey Uhr Mittags war die Schlacht entschieden. Um zwey Uhr Morgens endete die Verfolgung. Nicht die Zahl vieler tausend Erschlagenen, sondern das war der größte Verlust der Burgunder, daß alle guten Diener Carls, alle ausgezeichneten Männer, deren Tugend Vertrauen verdiente, und welche das Vaterland liebten, Freyheit oder Leben verloren hatten.

Herzog Carls Tod. Den fünften Januar 1477.

Herzog Carl, von einem Schlage, den er in der Schlacht empfangen hatte, betäubt, wurde von seinem Pferde und dem Strome der Flucht mit fortgerissen. Unweit Nancy ist ein sumpfiger, von einem Bache durchschnittener Grund. Als Carl über diesen Bach setzen wollte, fehlte ihm und dem Pferde die Kraft. Das Pferd sprang zu kurz, stürzte, unter ihm brach das Eis. Carl kämpfte, empor zu kommen.

So fand ihn einer der Feinde, ohne ihn zu kennen. Dieser verwundete den Herzog und sein Pferd. Das Pferd, schmerzerfüllt, raffte sich auf. Der Herzog stürzte herunter. Niemand war bey ihm in seiner letzten Noth. Er rief dem, der ihn verwundet: „Rette den Herzog von Burgund!“ (Sauve le duc de Bourgogne!) Dieser, ein Lothringer, Castellan von St. Diez, ein fast gehörloser Mann, verstand: „Es lebe „der Herzog von Burgund!“ (Vive le duc de Bourgogne!) hob im Grimme seine Hellebarte. Unter seinen Streichen endete Carl. Fallen sah ihn Johann Baptist Colonna, ein Römischer Edelknabe. Als die Schlacht sich weggezogen hatte, wurde Carl von Unbekannten entkleidet. Vergebens wurde am folgenden Tage nach ihm gefragt. Ein Weib, seine Wäscherinn, das mit Anderen die Leichname ihrer Kostbarkeiten beraubte, wendete zufällig Carls Körper um: „Gott“, rief sie mit großem Geschrey „der Fürst!“ — Großen Theils eingefroren, mit geronnenem Blute überdeckt, im Gesichte geschwollen, von Hunden oder Füchsen angefressen, war Carls Leiche beynahe unkennbar. Nachdem man dieselbe gereinigt, erkannten ihn sein Bruder, sein Leibarzt, und mehrere mit diesen gefangene Burgundische Herren an einigen Narben und Eigenheiten seines Körpers. „Er ist's!“ riefen sie, und weinten laut. Auch seine Feinde ergriff Rührung und Grauen beym Anblicke der Leiche eines Fürsten, vor dessen Macht einst große Reiche gezittert, und der nun, als Folge seiner starrsinnigen Herrschsucht, Krone und Leben verloren hatte.

Carls Leiche wurde zu Nancy feyerlich beygesetzt. Herzog Renat mit seinem Hofe in Trauerkleidern trat vor sie hin, faßte die Hand des Entseelten, und sprach: „Lieber Vetter, „Ihr habt uns im Leben viel Unglück bereitet, Euere Seele „habe Gott!“

Bayerische Staatsbibliothek München

Drittes Capitel.

Die Zeiten des Niclaus von der Flüe.

1477 — 1481.

Benehmen gegen Burgund. 1477.

Die Nachricht von der Schlacht bey Nancy und von Carls Tode kam durch Eilbothen an den Französischen Hof. Ludwigs Freude war grenzenlos. Sogleich beschloß er, von Carls Verlassenschaft so viel, als möglich, in Besitz zu nehmen. Des Herzogthumes Burgund bemächtigte er sich als eines Französischen Kronlehens. Einen Theil der Freygrafschaft Burgund, die ein Deutsches Reichslehen war, besetzte Ludwig mit Geschwindigkeit und List. Allein die Stimme des Volkes war ganz gegen ihn. Selbst einige Große, die er Anfangs durch reiche Versprechungen gewonnen hatte, wendeten sich wieder von ihm, als ihnen der Trug seiner Worte klar ward. Die Burgundischen Stände beauftragten den Erzbischof von Besançon, bey den Eidsgenossen Friede und Hülfe zu erbitten. Die Mehrzahl der Burgunder wünschte, sich der Schweiz unter allen Bedingungen anzuschließen. Wenn alle Eidsgenossen Berns fürstlichen Sinn gehabt hätten, so wäre damahls vom Engadin bis an die Saone, von Straßburg bis nach Bellenz ein sehr achtenswerther Bund freyer, gleich gesitteter Gebirgsvölker entstanden, und der Eidsgenössische Staat hätte nicht nur an Ausdehnung und Volkszahl zugenommen, sondern auch durch die für die Hauptquelle seiner Nahrung, die Viehzucht, unentbehrlichen Salzquellen von Salins eine neue, kräftige Stütze der Unabhängigkeit von fremdem Willen gewonnen. Dessen ungeachtet mißfiel die Besitznahme Hoch-Burgunds Vielen, nicht ohne zureichende Gründe. Dieselbe, meinten sie, könne nicht geschehen, ohne die Schweiz früher oder später in Kriege zu verwickeln. Je ausgedehnter ein Land sey, desto mehr gerathe es in Reibungen mit den

Bayerische Staatsbibliothek München

Nachbarstaaten. Ueberhaupt müsse ein freyes Volk Eroberungssucht, als seiner Natur fremd, den Fürsten überlassen; Freundschaft mit seinen Nachbarn und Sicherung des angestammten Besitzes zu seinem Hauptzwecke machen, und sich an dem Schicksale vieler alten Freystaaten spiegeln, die ihre Freyheit dadurch verloren hätten, daß sie Andere zu unterjochen versuchten.

Vorzüglich eiferten die Berg = und Wald = Cantone gegen die Einverleibung Hoch = Burgunds, theils weil sie sich am liebsten auf ihr Inneres beschränkten, verwickelte Staatsverhältnisse und weit aussehende Kriege als verderblich betrachteten, die wachsende Macht der Städte nicht ohne Eifersucht ansahen, und glaubten, sich durch die Besitznahme jenes Landes nur Lasten aufzubürden, während Andere die besten Vortheile ziehen würden; theils weil sie befürchteten, bey immer größerem Anschwellen der Eidsgenössischen Länder = Masse möchten ihre bescheidenen Thäler zuletzt völlig unscheinbar, und am Ende in dem Bunde, der von ihnen ausgegangen, Andere zu Herren ihres Willens werden. Ueberwiegend waren unstreitig die Gründe, welche für die Nichtbesetzung der Hoch-Burgundischen Lande sprachen; allein die Art, wie man sich derselben entlud, stritt nicht bloß mit Ehre und Billigkeit, sondern führte die Eidsgenossen auch in Verhältnisse ein, welche nach und nach den guten Geist des Eidsgenössischen Volkes untergruben, und seiner Freyheit und Selbstständigkeit weit gefährlicher und verderblicher wurden, als ihr die Besitznahme Hoch = Burgunds wahrscheinlich in keinem Falle hätte werden können.

Mit der Freygrafschaft wurde ein Waffenstillstand geschlossen, für den Frieden hundert tausend Gulden gefordert, an den König ein fürbittendes Schreiben erlassen. Diesem mochte Ludwig nicht entsprechen, dagegen bemühete er sich zu zeigen, daß die Freygrafschaft schon in alten Zeiten der Krone Frankreich angehört habe. Auf der anderen Seite empfahl der Kai-

ser, dessen Sohn Maximilian mit der Burgundischen Erbtochter Maria verlobt war, die Hoch-Burgundischen Völker den Eidsgenossen zum Frieden und Schutz gegen die Französischen Anmaßungen. Auf dieses hin verlängerten die Eidsgenossen den Waffenstillstand, und gaben zu Mehrerem Hoffnung. Den Einfluß der Oesterreichischen Unterhandlungen suchte Ludwig zu entkräften. Er stellte vor, wie unpolitisch es wäre, sich von dem alten Erbfeinde auf drey Seiten umschließen zu lassen, und sich der nachbarlichen Hülfe Frankreichs zu berauben. Diese Vorstellungen, die im Geheim mit klingenden Gründen unterstützt wurden, wirkten um so mehr, da die Eidsgenossen über den Kaiser, der sie zum Theile in den Burgundischen Krieg verwickelt, und in der Noth verlassen hatte, unwillig waren. Man ließ den König den vor drey Jahren, (am zweyten October 1474), geschlossenen Vertrag geltend machen; obschon er mit seiner vielfältigen Untreue die Vortheile desselben mit Fug und Recht verscherzt hätte, und erlaubte ihm den bundesgemäßen Zuzug von sechs tausend Mann. Viele meinten, daß die Tagherren, Französischem Gelde zu Liebe, mit dieser Bewilligung ihre Vollmacht überschritten hätten. Aber ehe die bewilligte Mannschaft aufbrechen konnte, hatten die Burgundischen Gesandten bey den Herzen des Volkes Eingang gefunden. Ueber fünf tausend Mann liefen ohne Erlaubniß der Obrigkeit den Burgundern zu, und stritten an mehreren Orten mit großem Ruhme gegen die Franzosen. Als sie heim kehrten, fielen viele durch das Schwert des Gesetzes, dessen sich die Gegenpartey bediente. Für die Freygrafschaft wurden bey dem Könige neue Fürbitten eingelegt. Als diese nichts fruchteten, und kein Gesetz die Reisläufer abhalten konnte, versammelte sich ein Eidsgenössischer Tag zu Zürich. Die Burgunder hofften auf die Eidsgenössische Billigkeit. Die Franzosen setzten das zu Luzern erschlichene Wort und höhere Geldanerbiethungen entgegen. Die Tagherren, unschlüssig zwischen einem gegebenen Worte und dem Gefühle für Un-

glückliche, glaubten, in einer vermittelnden Gesandtschaft einen rettenden Ausweg zu finden. Drey Helden der Murter-Schlacht, Waldmann, Bubenberg und der Urner-Landammann Imhof gingen nach Frankreich. Der Bürgermeister Göldlin von Zürich und der Landammann Dietrich an der Halden von Schwyz wurden nach den Niederlanden abgeordnet. An beyden Orten sollten Friedensvorschläge gethan werden.

Gesandtschaft nach Frankreich. 1477.

In Hoch-Burgund wurde die Gesandtschaft von den Bewohnern mit allen Zeichen der Achtung, hingegen von dem Französischen Feldherren Georg de la Tremouille, Herrn von Craon, mit hochmüthigen Geberden empfangen. Zur Einstellung der Feindseligkeiten wollte er sich durchaus nicht verstehen. Die Gesandten trafen ihn vor dem Schlosse Diselet, das sich ihm so eben ergeben hatte: „Und wollt er," sagt Waldmann in seinem Berichte an die Zürcherische Regierung, „die armen Bauern, die das Schloß vertheidigt hatten, all „erhängt haben, aber uns zu Ehren ließ er sie erstechen, „und im Schlößli verbrennen, und bedunkt uns, wir Bothen „und all unsere Herren daheim werden treffenlich verachtet." Ueberhaupt glaubten die Franzosen, durch Grobheiten und Großsprechereyen die Eidsgenossen von der Theilnahme an Hoch-Burgunds Schicksale abschrecken zu können. Alle guten Dienste, welche die Eidsgenossen Frankreich geleistet, schienen vergessen. Vergebens erinnerten sie an dieselben: „Wir „hoffen, daß der König unser Mittleramt nicht verschmähen „werde, und die Dienste noch nicht vergessen habe, so die „Cantone ihm gegen den Herzog von Burgund geleistet, daß „wir denselben zu unserem Feinde gemacht, vertrieben und „getödtet, der uns doch, so wenig, als seine Vorfahren, nie „kein Leid gethan, und gern unser Freund und Nachbar ge„wesen wäre." Vergebens erinnerten sie auch an die süßen Worte des Bischofes von Grenoble und anderer Französischer

Gesandten in der Schweiz: „Ich kehre mich," sprach Craon, „nicht an den Pfaffen von Grenoble, noch sonst an jeman„den, dann an meinen Meister und König!" Selbst das Völkerrecht war nicht mehr heilig. Die Bothen der Gesandten wurden gefangen, ihrer Briefe beraubt, gefoltert, um ihnen Entdeckungen abzupressen. Die Gesandten selbst waren nicht immer ohne Besorgniß. Dadurch entbrannten sie von Zorn und Haß, und Waldmann, ihr Stimmführer, drückt diese Empfindungen ihres Herzens in seinen inhaltschweren Berichten an die Eidsgenossenschaft unverhohlen aus: „Und, gnä„dige Herren, bey der göttlichen Wahrheit, Ihr habend ver„ruchter, unbarmherziger, verlogener Volk nie gesehen, dann „die Franzosen, die weder Brief, noch Siegel halten, und ist „nit ohn, uns thät im Herzen weh, daß unser Treu an dem „König so klein geachtet wird. Da wir nun merkten, daß „wir nüt Anders schufen, nahmen wir Urlaub, und als ich „aus dem Gezelt ging, entwütscht mir ein grob Wort, und „sprach also: „„Sämer Gott, die weil man uns also ring „„schätzt, wird man uns finden, eh dann man wähnt!"" Diese kräftige Sprache machte die Franzosen etwas geschmeidiger, und sie nahmen zu glatten Worten ihre Zuflucht. Aber die Eidsgenössischen Gesandten empfanden das Unheimliche der erzwungenen Französischen Höflichkeit, darum empfahlen sie ihren Regierungen mit Wärme und Herzlichkeit die alte, offene Deutsche Art und Treue, und redeten mit warnendem Ernste von dem Verderben der Französischen Umtriebe, Bestechungen und Verführungskünste, suchten sie auch zu überzeugen, daß die Gesandtschaftsberichte keine übertriebenen Darstellungen enthielten: „Wiewohl uns," schrieben sie, „die Her„ren viel früntlicher Worte gaben, so konnten wir doch an „ihrer Gestalt nüt Anders vermerken, dann ein großen Un„willen, und mußten überall hören, sie wollten noch unser „Herr und Meister werden. Doch lassen wir das in seinem „Werth bestahn; denn der gemein Mann redt dick viel mehr,

„dann ihm befohlen wird; aber nüt desto minder, liebe, gnä-
„dige Herren, so seyd weise, und bedenket Eure Sachen,
„und lasset Euch von des Königs Geld und seiner Räthen
„Süßigkeit nit verführen, daß Ihr Sachen tügent, die unser
„Nachkommen entgelten möchten. Fürwahr, die Franzosen
„haben mit semlicher Behendigkeit schon mannig Land betro-
„gen, und in Kummer bracht, und thun es noch täglich,
„daß ich für mein Theil wollte, wir hätten minder mit ih-
„nen zu schaffen, dann wir leider hend. Da uns und unsern
„Vordern noch kein Pension vom König ward, behielten wir
„mit getreuen Unterthanen und Nachbarn Land und Leut.
„Lieber lond uns Deutsche bliben, die Welsche Zung ist un-
„treu! — Und kurz, wir schribend Uwern Gnaden die Sa-
„chen gar viel glimpflicher, dann wir sehen und hören. Doch
„so hoffen wir, der Künig werde die Ding und sin Ehr bes-
„ser bedenken, als bisher.“

Endlich gelang es den Gesandten, an den Hof zu kom-
men. Wenn sie hier nicht gerade den rauhen Ton des stol-
zen Craon wiederfanden, so verhehlte es doch Ludwig keines
Weges, wie tief er es empfunden habe, daß der Vertrag von
Luzern noch nicht in Erfüllung gegangen, und die Stimmung
des Eidsgenössischen Volkes so sehr gegen ihn und seine Plane
gerichtet sey. Es kam um diese Zeit bey dem Königlichen
geheimen Rathe sogar in die Frage, „ob man den Eidsge-
„nossen noch ferner Pensionen geben wolle, und nicht vielmehr
„wegen ihrer Thätlichkeiten, die sie in Burgund gegen die
„Königlichen Truppen verübt haben, berechtigt sey, die schon
„bezahlten mit Zinsen und Kosten zurück zu fordern.“ Vor-
nähmlich mißfiel dem Könige der Schultheiß Adrian von Bu-
benberg, der in den Unterhandlungen für Billigkeit und ge-
meinen Nutzen so unbeweglich war, wie einst bey der Bela-
gerung von Murten. Damit der König Zeit gewinne, seine
Plane auszuführen, wurde die Gesandtschaft ohne Audienz von
Hoflager zu Hoflager geführt, man beobachtete sie, wie Staats-

gefangene, und arbeitete mehr, sie zu gewinnen, als ihrer Geschäfte zu erledigen. Das schreiben sie, und warnen zugleich vor den Künsten der Königlichen Spione, denen leichtsinnig die geheimsten Verhandlungen der Tagsatzung verrathen werden. In einer andern Stelle empfehlen sie mit herzlicher Wärme als den höchsten Grad Eidsgenössischer Staatskunst unerschütterliche Einigkeit und Brudertreue. — „Noch wissen „wir nicht," lautet ihr Schreiben, „ob der König uns hören „will, oder nicht. In wellicher Fug das beschicht, mögent „ihr bedenken, wir dürfens nicht schreiben; denn man hat uns „einen Bothen gefangen, und in Eisen geschlagen, und hat „ihm die Briefe genommen, und ist der König fast wild. — „Wissent auch, daß er ganz unterricht ist, wer auf dem Tage „zu Zürich mit ihm ist gesyn, oder nit, und, was sidhar wir „herin kommen, wider ihn ist gehandelt worden, uf wessen „Kösten wir reiten, und unsern Auftrag, und ist nüt so „klein, das bey uns gehandelt wird in allen Dingen, der „König weiß es. Wie wir das vernommen, sagen wir Euch, „ob Gott will, von Mund. — Item, liebe Herren, wir sor„gen, Ober-Burgund sey ganz verloren, ehe wir heim kom„men. Also reiten wir harheim, sobald wir aus dem Lande „können, der König hör uns, oder nicht. Wir habend den „König angestrengt um ein Geleit, da hat er uns sagen las„sen, wir söllind so sicher syn, als wärind wir daheim in „unsern Hüsern, doch so well er uns ein verschrieben Geleit „geben nach aller Nothdurft. — Liebe, gnädige Herren, wir „bitten Euch, in diesen Zeitläuften nur einhellig zu seyn, und „daß sich ja kein Ort mehr gegen den König erzeigen wolle, „dann das andere, so wird eine Eidsgenossenschaft mit der „Hülfe Gottes aller Welt stark genug seyn, und es ihr an „Ehre und Gut nie mißlingen!"

Diese Behandlung, das Fruchtlose seiner Gegenwart, persönliche Beschimpfungen, die er sich wegen seiner bekannten Abneigung gegen den Burgundischen Krieg mußte gefallen las-

sen, eine unverkennbare Umstimmung der Mitgesandten, die Unmöglichkeit, Bern mit einiger Gewißheit von dem wahren Stande der Sachen zu unterrichten und wirkliche Unsicherheit für die Gesandten selbst bewogen Bubenberg, in der Kleidung eines wandernden Spielmannes nach der Schweiz zu entfliehen. Der Verdruß des Hofes war groß, noch größer die Verlegenheit der Französisch gesinnten Partey zu Bern. Bubenbergs Entfernung wurde bey dem Könige entschuldigt; doch nicht, ohne das abschreckende Betragen gegen den wohl verdienten Mann mißbilligend zu erwähnen. „Der Schult„heiß," schrieb Bern an den König, „durch dessen Mithülfe „und getreue Fürsorge der Herzog vertrieben worden, hätte „wohl verdient, von Uewer Majestät günstiglich gehalten zu „werden. Unser Gemeinde wiegt sein Betrübniß als ihr eigene. „Es wäre zu wünschen, es wär zu den Sachen nit kommen, „das macht besseren Willen bey unserer Gemeind."

Eifriger wurde nun in Frankreich der Bürgertugend Waldmanns und Imhofs zugesetzt. Sie fielen, weil mit Bubenberg ihr Schutzgeist entflohen war. Von da an berichten sie nur noch von des Königes unwiderstehlicher Macht und der Kraftlosigkeit seiner Gegner: „Der Franzos hat hundert tau„send Mann bey einander wider das Frölli von Burgunn „an verschiedenen Enden, und thut ihm schier niemand dhein „Widerstand." — Endlich kehrten sie, durch reiche Geschenke und Pensionen-Briefe an Frankreichs Interesse gefesselt, heim. Dem Vaterlande brachten sie nicht viel mehr, als leere Worte mit. Die Vorwürfe ihres Gewissens tödteten sie durch Spöttereyen über Bubenbergs gewissenhafte Aengstlichkeit.

Erbvereinigung mit Oesterreich. 1477.

Ganz anders, als in Frankreich, war die Eidsgenössische Gesandtschaft in den Niederlanden empfangen, und mit Ehrenbezeugungen und öffentlichen Geschenken, nicht mit heimlichen Bestechungen überhäuft worden. Auch die Hoch-Bur-

gunder wendeten sich noch ein Mahl an die Eidsgenossen, und beschworen sie bey Allem, was dem Christen heilig ist, sich des verlassenen Landes anzunehmen. Von da an stieg die Wagschale Burgunds und Oesterreichs. Man kann sagen, daß durch Ludwigs und Craons Mißgriffe die Freygrafschaft auf zwey hundert Jahre für Frankreich verloren gegangen sey. Die Eidsgenossen verlängerten den Waffenstillstand mit Burgund, die Ausdehnung des Französischen Bundes wurde abgewiesen, dagegen mit dem Hause Oesterreich eine Erbvereinigung entworfen, die 1477 zwischen den Eidsgenossen und dem Erzherzoge Sigmund auf ewigen Frieden und gegenseitige Beschirmung ihrer Besitzungen abgeschlossen wurde. Auch die Niedere Vereinigung mit Basel, Colmar, Straßburg und Herzog Renat wurde den drey und zwanzigsten April 1478 erneuert.

Friede mit Burgund. Den vier und zwanzigsten Januar 1478.

Im Anfange des Jahres 1478 saß zu Zürich eine Tagsatzung der Eidsgenossen. Diese machte mit Maria und Maximilian ewigen Frieden, entsagte zu ihren Gunsten um hundert und funfzig tausend Gulden allen Ansprüchen auf Hoch-Burgund, und der Burgundische Krieg schien geschlossen. Nur die Luzerner blieben hartnäckig bey dem Versprechen, das dem Könige in ihrer Stadt geschehen war.

Hoch-Burgunds Schicksal. 1478 — 1480.

Allem diesem gab Französische List und Französisches Kriegsglück eine unerwartete Wendung. An Craons Stelle war Carl von Amboise-Chaumont, ein besserer Feldherr und gewandterer Staatsmann, als Französischer Statthalter nach Burgund gegangen. Ihm gelang es um so eher, den Widerstand des Burgundischen Volkes zu brechen, da Ludwig durch glatte Worte und Bestechungen die Eidsgenossen verleitet hatte,

trotz ihres kürzlich geschlossenen Friedens, unter dem Vorwande saumseliger Bezahlung der stipulirten Gelder, ihm ihre Ansprüche auf Hoch-Burgund käuflich zu überlassen, und die zu Luzern versprochenen sechs tausend Mann Bundestruppen zu stellen. Fast einzig widerstand den Franzosen noch die Burgundische Hauptstadt Dole. Sie wurde von einer muthigen Bürgerschaft und einer zahlreichen Besatzung, unter der sich viele wider den Willen ihrer Obrigkeit zugelaufene Eidsgenossen befanden, vertheidigt. Diese letzteren, in Verbindung mit anderen Miethstruppen, verriethen den Franzosen ein Thor. Dole wurde erobert, und ging nach schrecklichen Greueln in Flammen unter. Seine Zerstörung endete den Krieg in Hoch-Burgund. Als die Eidsgenossen diese Unthat vernahmen, beschloß die Tagsatzung zu Luzern, alle von Dole's Besatzung Heimkehrenden durch den Henker zu foltern, alle Theilnehmer an dem Verrathe mit lebenslänglicher Infamie zu strafen, und die Urheber desselben mit Galgen und Rad hinrichten zu lassen. Der Krieg zog sich nun in die Niederlande, und endigte 1480 damit, daß König Ludwig das Herzogthum Burgund erhielt, dagegen an Maria und Maximilian die Freygrafschaft Hoch-Burgund zurück gab. Von beyden Theilen wurde der Friede mit den Eidsgenossen vorbehalten.

Eidsgenossen in Französischem Dienste.

Ludwig hatte von dem kriegerischen Werthe der Eidsgenossen einen solchen Begriff erhalten, daß er alle ihre vernünftigen Forderungen einging, um sie an sich zu fesseln. Er gab seinem Sohne die erste stehende Schweizer-Garde, und befliß sich der größten Genauigkeit in der Bezahlung des Soldes, der Pensionen und Subsidien. Bald wurde die Werbung durch sechzehn mit Geld beladene Maulesel, welche in Bern einzogen, befördert; bald brachten einige Tausend, die in drey Wochen einen glücklichen Zug vollbracht, einen dreyfachen Monathsold in lauter Gold-Sorten nach Hause; bald

wurden Subsidien und Pensionen erhöhet, oder neue ertheilt. Kurz Ludwig sparte nichts, um die Eidsgenossen durch sein Geld zu verführen, ihre Herzen dem armen Vaterlande zu entfremden, und den Kern des Volkes in seine Dienste zu locken; Dienste, deren dreyhundertjährige Dauer dem Vaterlande an Sittlichkeit, Bürgertugend, Ehre und Würde einen Schaden zugefügt, der die von Vielen so hoch gepriesenen Vortheile solcher Dienste leicht bedeutend überwiegen dürfte, und richtig bemerkt daher ein alter Schriftsteller: „So viel ist gewiß, „daß durch diese fremden Dienste eine Löbliche Eidsgenossen„schaft, wenn sie an Reichthum um etwas zugenommen, „hingegen an Mannschaft, Frieden und Einigkeit verarmet ist.“

Das tolle Leben. März 1477.

Kaum war die Ruhe von Außen hergestellt, so erhob sich gefährliche Unruhe im Inneren. Bald nach der Schlacht von Nancy feyerten einige hundert muthige, rasche, ausgelassene Jünglinge eine Fastnacht zu Zug. Es wurde viel von den Kriegen, der ungleichen Beutetheilung, den lange ausstehenden Genferischen Friedensgeldern gesprochen, und der Verdacht geäußert, die Häupter der Regierungen möchten das Beste für sich behalten haben, oder von den Genfern bestochen worden seyn, ihnen die Hauptsumme zu erlassen. Indem man sich beym Lärm und beym Weine hierüber erhitzte, schlugen Einige vor, nach Genf zu ziehen, und die Gelder zu holen. Allgemeiner Beyfall. Nach wenigen Tagen waren sieben hundert beysammen. Vergebens warnte die Tagsatzung zu Luzern, um so vergeblicher, da die Länder sich der Versammelten öffentlich annahmen. Sie blieben bey einander. Noch viele wurden erwartet. Sie hofften, man werde sie, wenn sie in Noth gerathen sollten, unterstützen, wie dieß schon öfters ähnlichen unordentlichen Haufen begegnet war. Die Schar nannte sich das tolle oder thorechte Leben; in ihrem Banner, das noch zu Zug vorhanden seyn soll, führte

sie einen Eber und eine Kolbe. — Es war vorzüglich laut gegen einige Große Berns geredet worden, welche die Genferischen Geißeln ledig gegeben haben sollten. Darum nahm die Stadt drey tausend Mann Besatzung ein, und schickte an die Jünglinge eine Gesandtschaft, sie freundlich und ernst vor der Fortsetzung des Zuges und hauptsächlich vor Verübung von Gewaltthätigkeiten zu warnen. Die Schar blieb aber auf ihrem Sinne, jedoch versprach sie, keinen Eidsgenossen zu kränken, und keiner Regierung ins Strafamt zu greifen. Bern, das Kraft und Muth an ihnen ehrte, öffnete die Thore. Sie zogen ruhig hindurch, und kamen nach Freyburg. Hier erwarteten sie ihre Gefährten. Es sammelten sich weniger, als man glaubte. Doch stieg ihre Zahl auf zwey tausend. Die Waat erschrak. Der Handel stockte. Ein gefährlicher Auflauf drohte der ganzen Eidsgenossenschaft. Da beeidigte Bern Alles, was in seinem Volke über vierzehn Jahre alt war, an unerlaubten Bewaffnungen keinen Antheil zu nehmen, allen Streit mit In = und Ausländern zu vermeiden, und treu für Berns Vortheil und Ehre zu wachen. Zu Freyburg trafen aus der ganzen Schweiz vermittelnde Gesandte ein, auch Gesandte von Genf. Die Genfer mußten Bürgen für richtige Bezahlung der Friedensgelder stellen; aber das tolle Leben ging nicht aus einander, bis die Herzogin von Savoyen ihre Kleinodien zum Unterpfande gegeben hatte. Hierauf begnügten sich die Jünglinge mit zwey Gulden für jeden und vier Fässer Wein zum Scheidetrunke für alle. Dann drohten sie, dem zweydeutigen Grafen von Welsch = Neuenburg und seinem Sohne, dem Markgrafen, der dem Burgunder gedient hatte, ihren guten Wein austrinken zu wollen. Erschrocken eilte Rudolf nach Bern. Die Stadt erklärte sich für ihren Mitbürger, und gab ihm zu seinem Schutze tausend Mann. Da zogen die Jünglinge heim, und verschmähten stolz, was ihnen Bern an Speise und Trank darboth. Nach ihrer Heimkehr untersagte die Tagsatzung, zur Verhüthung weiterer Unge-

bührlichkeiten, sehr ernstlich alle eigenmächtigen Gemeindsversammlungen, Aufbrüche und Selbstrache an verleumdeten oder verdächtigen Personen.

Freyburg frey. Den drey und zwanzigsten August 1477. Bund mit Savoyen und Genf 1477.

Savoyen, das die Waat wieder erhalten hatte, und so eben von dem tollen Leben mit einem neuen Angriffe bedroht worden war, glaubte seine Besitzungen durch ein enges Bündniß mit den Eidsgenossen am besten sichern zu können. Allein, ehe es die Einwilligung zu einem solchen erhielt, mußte die Hauptfrage erörtert werden, ob die Stadt Freyburg frey, oder ferner Savoyen unterthan seyn sollte. Bern verlangte entschieden das Erstere. Nach viermonathlichen Unterhandlungen gab Savoyen nach. Am drey und zwanzigsten August 1477, fünf und zwanzig Jahre nachdem Freyburg unter Savoyens Herrschaft getreten war, erschienen Savoysche Gesandte in der Stadt. Freyburg mußte einen beträchtlichen Theil der Savoyschen Landschuld auf sich nehmen, dann wurde ihm die Urkunde seiner Freylassung übergeben. Im dreyhundertsten Jahre nach seiner Stiftung war Freyburg zum ersten Mahle keinem Herren mehr unterthan. Wenige Tage später, den acht und zwanzigsten August, schloß Savoyen, und den vierzehnten November der Bischof zu Genf mit Bern und Freyburg einen Bund.

Verhältnisse mit Mailand. 1477 und 1478.

Am zehnten Juli 1477 ward mit Mailand das im Jahre 1467 abgeschlossene Capitulat erneuert, und es schien zwischen Mailand und den Eidsgenossen eine dauernde Freundschaft zu bestehen; dennoch wußte der listige Papst Sixtus IV. zwischen ihnen Feindschaft zu entflammen. Sixtus, ein Mann von großem und kühnem Geiste, an welchem die Welt zuerst erkannte, was die Vereinigung der hochpriesterlichen Macht mit

fürstlichem Unternehmungsgeiste vermöge, hatte sich aus der tiefsten Niedrigkeit zu dem Throne empor geschwungen, welcher damahls der ganzen Christenheit Gesetze gab, und die Statthalterschaft Gottes auf Erden behauptete. Er nährte einen tief eingewurzelten Haß gegen das Haus Sforza, und suchte die Eidsgenossen, deren Gewicht er durch die Burgundischen Kriege hatte beurtheilen lernen, für seine Absichten zu gewinnen. Zwar hatten seine Geschäftsführer sich vergebens bestrebt, durch geistliche Schmeicheleyen und politische Scheingründe die Tagsatzung für die Absichten des Papstes zu gewinnen. Die Eidsgenossen bezeugten zwar dem heil. Vater die treuste Anhänglichkeit und Ehrfurcht; aber die große Mehrzahl der Tagherren hatte wenig Lust, für seine ehrgeizigen Plane das Vaterland in Noth und Gefahr zu stürzen. Den Abgesandten mochte diese Antwort nicht unerwartet seyn. Schnell verfielen sie auf einen anderen Ausweg. Sie wendeten sich an das reizbare, leicht zu überredende Volk von Uri. Mit dem glücklichsten Erfolge wußten sie diesem Unwillen, Erbitterung, Verachtung gegen die Mailändische Regierung einzuflößen, und seinen republikanischen Sinn durch die Vorstellung aufzuregen, daß es darum zu thun sey, das Haus Sforza zu stürzen, und aus Mailand einen Freystaat zu bilden. Ihr Vorgeben fand um so eher Glauben, da der grausame und ausschweifende Herzog Galeazzo Maria Sforza den sechs und zwanzigsten Christmonath 1476 von Freyheit athmenden, tief beleidigten Jünglingen war erdolcht worden, und sein achtjähriger Sohn, Giovanno Galeazzo mühsam die Herrschaft behauptete. Uri schloß den neunten October 1478 mit dem Papste einen Bund. Mit Mailand erhob es wegen eines Castanienwaldes einen Krieg, in den alle Eidsgenossen verwickelt wurden. Die Einwohner des Livenen-Thales behaupteten nähmlich das Eigenthum eines Waldes, in welchem Mailändische Unterthanen Holz gefällt hatten. Die Klagen der Livener fanden bey den Urnern leichten Eingang. Es erneuerte

sich das verdrüßliche Andenken des Verlustes von Bellinzona, und mit diesem erwachte die Hoffnung der Wiedereinnahme. Als im Winter die Alpen verlassen werden mußten, eilten junge Urner über den St. Gotthard, Mailand zu schädigen. Um ihre That zu rechtfertigen, erließ Uri die Fehde, brach mit dem Banner auf, und mahnte die Eidsgenossen. Vergebens suchten diese zu vermitteln, vergebens häufte Mailand die annehmbarsten Versprechungen. Am Ende rückten aus Freundschaft gegen Uri alle Cantone ins Feld. Bey der Nachricht von ihrem Auszuge schrieb die Mailändische Regierung den Städten, wie es ihr der Zorn eingab, und wie die Eidsgenossen es verdienten. „Wir hätten, Großmächtige, von „Euch mehr Vernunft erwartet, als von dem Alpenvolke, „dessen Unsinn und Grobheit uns allzu bekannt ist, aber wir „sehen, es ist bey Euch zwischen Städten und Ländern kein „Unterschied. Was ist Euch oder Eueren Kaufleuten geschehen, daß ihr unser armes Volk, kaum ein Jahr nach dem „theuer erneuerten Frieden, mit einem Heere überziehet? Geiz „ist es, blinder Geiz und Heißhunger nach fremdem Gute. „Er soll nicht gesättigt werden. Wir haben Gott und Recht „auf unserer Seite. Wir haben auch Soldaten, und können „sie ersetzen. Uri hat Eidsgenossen, wir auch. Wir empfangen Eure Fehde. Dieß bringt Euch Euer Bothe, welchem „wir nicht, wie die Zerstörer alles Rechts und aller Ehrbarkeit, die von Uri, unserem Tabellirer, den Arm entzwey geschlagen haben.“ Zugleich rückten achtzehn tausend Mailänder unter dem Grafen Borelli an die Eidsgenössischen Grenzen. Zehn tausend Eidsgenossen zogen gegen Mailand. Mit Muthwillen rannte man den Gotthard hinauf. Eine Lawine verschlang sechzig Mann rettungslos, und zähmte den Uebermuth der übrigen. In Bellenz waren noch Eidsgenössische Vermittelungsbothen, und hofften das Beste; da wurde die Stadt unerwartet von den Eidsgenossen angegriffen, die erste Ringmauer erstürmt, in die zweyte eine Bresche ge-

brochen. Die Italiäner wurden über diese Ueberraschung so aufgebracht, daß die Vermittler kaum ihr Leben retten konnten. Im Eidsgenössischen Lager wurden eben dieselben zornig empfangen, weil sie sich mit dem Feinde eingelassen. Die Einnahme und Plünderung der Stadt schien gewiß. Allein Bellenz war von jeher eine wichtige Niederlage für den Eidsgenössischen Speditions-Handel, und seine Plünderung hätte vielen Häusern in der Schweiz empfindlichen Schaden gebracht. Das rettete die Stadt. Der Sturm am folgenden Tage wurde unzweckmäßig angeführt, spätere Anschläge vereitelt. Man ließ Bellenz im Rücken liegen, ging über den Monte Cenere, und bedrohte Lugano. Aber der Winter brach mit aller Kraft herein, die Gebirge bedeckten sich mit Schnee, und die Pfade wurden für die Saumrosse ungangbar. Dem Eidsgenössischen Heere konnte in wenigen Stunden Zufuhr, Verstärkung und Rückkehr abgeschnitten werden. Darum beschloß der Kriegsrath den Heimzug. Ungefähr sechs hundert Mann besetzten das feste Dorf Giornico, welches an dem engen Ausgange des Livenen-Thales auf beyden Ufern des sich mühsam zwischen den Gebirgen durchdrängenden Tessins liegt.

Schlacht bey Giornico. Den acht und zwanzigsten Christmonath 1478.

Auf diese geringe Zahl von Leuten beschlossen die Mailänder mit funfzehn tausend Mann einen Angriff. Unter Plünderungen und Verwüstungen näherten sie sich Giornico. Als die Eidsgenossen den Auszug der Feinde vernahmen, rieth Stanga, Hauptmann der Livener, den schnell herunter schießenden Tessin auf die Hauptstraße und die Wiesen zu leiten; die Mannschaft aber mit Fußeisen zu versehen. Das Wasser des Flusses schuf die ganze Ebene zu einer Eisfläche um, über welche die Lombardische Reiterey nur mit größter Noth, das Fußvolk, mühselig auf seine Spieße gestützt, kam. Die Eidsgenossen schauten ihren Bemühungen von Giornico's Voll-

werken zu. Als sie die Meisten in Verlegenheit erblickten, fielen sie unter Frischhans Theilig, dem Hauptmanne der Luzerner, aus, eilten, durch die Fußeisen sicher, den Stalden herunter an den Feind, den die Natur zu fechten verhinderte. Bis nach Bodio, eine Stunde weit, mußten die Italiäner wehrlos fliehen, um nur fest auftreten zu können. Hier, wo keine Uebermacht sich entwickeln konnte, wo Reisige, Geschütz und Fußvolk einander verwirrten, wurden die überraschten, ermüdeten, erschrockenen Feinde von den Eidsgenossen mit neuer Kraft angegriffen, und abermahls in die Flucht geworfen. Nun scheuten die Eidsgenossen auch die freyere Gegend nicht. Mit unaussprechlicher Freudigkeit jagten sie, die sechs hundert, jene funfzehn tausend durch die Riviera hinaus, bis an die Ufer der Muesa. Ueber anderthalb tausend Welsche rötheten mit ihrem Blute den Schnee. Viele fraß der Strom Sie wurden so geschlagen, daß der Sieg der Eidsgenossen Vielen wunderhaft schien, und den Sünden der Italiäner zugeschrieben wurde. Der edle Stanga, im Anfange des Gefechtes hart verwundet, hörte noch die Nachricht dieses Sieges, und sank entstelt an der Thüre seines Hauses. Diese gab dem Nahmen der Eidsgenössischen Waffen durch ganz Italien ein furchtbares Gewicht. Von da an suchte die Mailändische Regierung den Frieden, der 1479 unter Französischer Vermittelung geschlossen wurde, das Capitulat, den Rechtsgang, die alten Handelsverhältnisse wieder herstellte, und den Eidsgenossen einen Vortheil an Geld und Länderbesitz gewährte.

Schilderung der Eidsgenossenschaft. 1477 — 1482.

Sitten. So glänzend der Schimmer des Glückes war, das den Eidsgenossen in den Burgundischen Kriegen geleuchtet hatte, so barg er doch nur mühsam das innere Elend, das diesen Kriegen folgte. Es entstand der härteste Kampf zwischen der Einfalt der alten Sitten und der neuen Zügel-

losigkeit des Volkes. Ungebundenheit, Muthwillen, Ungehorsam, viele zuvor unbekannte Laster waren die unseligen Früchte jener Kriege. Gold wurde der Götze, dem man Alles aufopferte. Man konnte nicht Strafen genug erfinden und ausüben, um die Frevel derer zu rügen, welche sich grobe Verletzungen der gesetzlichen Ordnung zu Schulden kommen ließen, so daß die Eidsgenossen ungeachtet aller ihrer Siege eigentlich mehr verloren, als gewonnen hatten, wenn nähmlich der völlige Untergang der reinen Sitten eines Volks für Verlust zu rechnen ist. Viele Standeshäupter ließen sich von benachbarten Fürsten durch Pensionen bestechen. Die Bürger wurden trotzig und unbändig. Weiber und Töchter fröhnten Thorheiten und Ausschweifungen, und eine Menge derselben zog auf allen Straßen unzüchtig umher. Der schnell erworbene Reichthum erzeugte Pracht und ein müßiges und ausgelassenes Leben. Die Schenken und öffentlichen Häuser waren mit lärmenden, händelsüchtigen Kriegern und liederlichem Gesindel angefüllt. Als der schnell gewonnene Reichthum schnell wieder verschwendet war, erwachte die unersättliche Begierde nach neuem Gewinne; aber Arbeit machte so verwöhnten Leuten Unlust, darum suchten sie die Quelle reichen Erwerbes in fremden Kriegsdiensten. Ackerbau und Gewerbe zerfielen. Der Bauer verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstätte, um sich in fremden Ländern Geld und Beute zu erfechten. Viele Landesvorsteher begünstigten dieses so genannte Reislaufen. Der Landammann Reding von Schwyz äußerte sich entschuldigend: „Die Eidsgenossen müssen ein Loch haben!“ Standeshäupter ließen sich vom Geld- und Ehrgeize hinreißen, die Anführer solcher Züge zu seyn, oder das Vaterland um des Goldes und der Fürstengunst willen in Bündnisse zu verstricken, welche das Mark unsers Volkes fraßen, der Freyheit schadeten, den National-Geist zertrümmerten, und dem Vaterlande nichts, als Sünde und Schande brachten. Man marktete um Eidsgenossen, wie um Schlachtvieh, und

wer das Meiste both, erhielt, was er wollte. Gab es keinen Krieg und keine Beute, so kündigten die Tausende, die, an ein üppiges Leben gewöhnt, nahrungslos im Lande herum strichen, jedem fremden Eigenthume die Fehde an, und verschafften sich durch Diebstahl, Mord und Straßenraub die Mittel, ihren verdorbenen Lüsten zu fröhnen. Nur das festeste Benehmen der Regierungen konnte Ordnung und Sicherheit im Lande wieder herstellen. Eine Tagsatzung zu Baden erließ das strenge Geboth: „Wer so viel gestohlen hat, als ein „Strick werth ist, soll ohne Gnade hängen.“ Dieß wurde im Jahre 1480 in Zeit von drey Monathen an anderthalb Tausenden vollzogen, von denen allein zu Zürich fünf hundert ihr Ende fanden. Von da an mochte ein Weib oder ein Kind die größten Kostbarkeiten offen und sicher durch die ganze Eidsgenossenschaft tragen. Den anderen Ausschweifungen suchten die Obrigkeiten, vorzüglich Bern, durch Benutzung der dem Volke noch inwohnenden Scheu vor göttlichen Fügungen, durch strenge, ernste Sittengesetze und Unterstützung eines alten Ehrgefühles vorzubiegen. Als z. B. Männer von Valengin zu Bern des Ungehorsames gegen ihren Herrn und eines Mordes angeklagt wurden, so war ihnen eine schwere Geldbuße nicht so empfindlich, als daß sie ihr Leben lang die Bösesten im Valengin heißen sollten.

Kirchliche Angelegenheiten. Bund mit dem Papste. Den neunzehnten October 1479. Es wäre vielleicht den väterlichen Bemühungen weiser Regenten gelungen, dem sittenlosen Unwesen zu steuern, wenn nicht die Kirche, welche sich Sündenvergebung, das geheiligte Vorrecht der Gottheit. anmaßte, dieses angemaßte Recht aus Gründen des Eigennutzes und der Politik mißbraucht hätte, um den gerügten Unordnungen neue Nahrung zu geben. — Bey aller Ungebundenheit war doch noch Sinn für das Göttliche in dem Volke; allein es hielt auf den Glauben mehr, als auf die Werke, und hatte, trotz aller offenkundigen Mängel, den-

noch überspannte Vorstellungen von der übermenschlichen Gewalt, Kraft und Größe des Papstes und der Geistlichkeit, von der es eine ganz tadelfreye Vollkommenheit zu erwarten sich berechtigt glaubte. Darum wurden auf der einen Seite Reliquien noch immer so heilig geachtet, weil man bey ihnen Schutz vor der Strafe der Sünden und eine Stufe in den Himmel zu finden hoffte, und darum wurde auf der anderen Seite die vom Papste Sixtus IV. erbethene oder erkaufte Gnade des Jubeljahres, die den Hauptkirchen der Eidsgenossenschaft einen Ablaß gleich der St. Peters-Kirche in Rom zusicherte, mit einer unbeschreiblichen Andacht und mit einer Freude empfangen, welche die politischen Absichten des Papstes nicht wenig begünstigte. Damahls wurde durch die Eidsgenossen der vom Papste lange vergeblich gesuchte Bund am neunzehnten October 1479 mit ihm abgeschlossen. Nichts konnte dem Papste erwünschter seyn, als die Ergebenheit eines Volkes, dessen bloßer Nahme das Päpstliche Ansehen in Italien befestigte, und dessen biderer Denkungsart nächst Gott und dem Vaterlande nichts heiliger war, als Kirche und Papst. Die Subsidien, welche der Papst verheißen mußte, kosteten ihn nichts, denn er bezahlte sie aus dem Gelde, für welches die Eidsgenossen Ablaß ihrer Sünden bey ihm erkauft hatten. Noch weniger kosteten ihn glatte Worte, darum ließ er es auch in der Bundesbulle an Schmeicheleyen nicht fehlen. Die Eidsgenossen waren ihm die Ersten unter den Christen. Er gedachte zum öfteren des alten Ruhmes, den ihre Väter durch Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe erworben. Er schenkte den geliebtesten Söhnen der Kirche ein bedeutungsvolles, geweihetes Banner, um ihre fromme Einfalt durch dasselbe noch stärker an sein Interesse zu fesseln. Ihre Gesandten wurden am Römischen Hofe mit Auszeichnung empfangen. Freylich wurde bey dieser Gelegenheit den Eidsgenossen Manches von den Sitten des Papstes und seiner Höflinge bekannt, das ihrer Unerfahrenheit und Unschuld höchst anstößig war.

Dennoch wurde wegen der nicht ganz erwiesenen, oder doch vergrößerten Menschlichkeiten des Papstes ihr Glaube an die Göttlichkeit der Kirche, der Päbstlichen Gewalt und Segnunnungen keines Weges schwankend. Deßnahen wurde die Ankunft des schon oben erwähnten Jubeljahres durch Läutung aller Glocken, im Beyseyn aller Bischöfe und aller hohen Geistlichen des Landes begangen. Die vieldeutige Bulle wurde durch den gelehrten Leutpriester vorgelesen, und so ausgelegt, wie es der Schweizerischen Denkungsart am angemessensten schien. Achtzig bis hundert Beichtväter mußten die im Burgunder-Kriege, beym tollen Leben, beym Reislaufen, oder sonst beschwerten Gemüther beruhigen. Der beichtenden Menge wurde kund gethan, nur die schwersten Sünden, und auch diese ohne alle Umschweife und Entschuldigungen zu beichten. Eine Wechselbank stand bereit, um die der Größe einer jeden Sünde angemessene Geldsumme sogleich zu empfangen. Nichts fiel dem Volke auf, als daß man dieß Mahl auch für die Seelen derer Ruhe kaufen konnte, die in der Feldschlacht, oder beym Genusse einer Sünde, bey den Geschäften des Lebens ohne Beichte und Buße, ohne Vorbereitung, ohne geistlichen Trost aus der Welt gegangen waren. So viele Erleichterung machte das ausgelassene Volk wie neu belebt. Schlechte Häuser kamen in Flor. Man eilte, aufs neue zu sündigen. So wurde die väterliche Sorge der Obrigkeit für die Sitten des Volkes durch die pflichtwidrige Nachsichtigkeit der eigennützigen Kirche fast ganz fruchtlos gemacht.

Die politischen Verhältnisse mit dem Clerus des Landes blieben dieselben, wie seit Altem. So oft sich die Geistlichkeit Anmaßungen erlaubte, eben so oft sah sie sich mit Kraft in ihre Schranken zurück gewiesen, aber auf der andern Seite auch bey ihrem Ansehen und ihren Rechten billig geschützt. — Der Abt von St. Gallen wurde durch dieselben Eidsgenossen, welche ihn gegen die Unbilden der Appenzeller bewahrt hatten, bey seinen Angriffen auf die Rechte der Stadt St. Gallen

eingeschränkt. — Bern beschwerte sich in ernstlichem Tone über den Geiz und den Hochmuth der Bischöfe von Lausanne und Constanz, und ließ mehrere merkwürdige Verordnungen zur Verbesserung der Clerisey ausgehen. — Luzern und Zürich behaupteten über ihren Clerus mit Nachdruck Gerichtsbarkeit und ökonomische Aufsicht, und stemmten sich der Anwendung der geistlichen Gerichte und des Bannes in weltlichen Sachen, besonders zur Eintreibung der Schulden, entgegen. — Immer waren die Versuche der Geistlichkeit, solche Dinge durch den Bischof oder das geistliche Gericht entscheiden zu lassen, in der ganzen Eidsgenossenschaft fruchtlos. — Mit nicht geringerem Nachdrucke bestand man auch auf dem der Geistlichkeit so verhaßten Besteurungsrechte. Da sich bey den Eidsgenossen die Regenten selbst mit ihrem Privat-Vermögen den Auflagen nie entzogen, so schien es billig, daß auch Adel und Geistlichkeit den Auflagen unterworfen seyen, und beyde wurden ohne anders ihrem Vermögen gemäß besteuert. — Wenn ein so zweckmäßiges Verfahren unseren völligen Beyfall verdient, so lies't man hingegen mit Entsetzen, wie im Jahre 1481 durch die Schamlosigkeit des Päpstlichen Höflinges Nicolaus Gariliati der große Held und vortreffliche Bürger Adrian von Bubenberg, um einer geringfügigen Beleidigung willen, von seinem ehrlichen Begräbnisse hätte verdrängt, und an eine unreine Stelle vor der Stadt, wo sonst die Aeser der Esel verscharrt wurden, begraben werden sollen. Mit Entsetzen lies't man, daß Bern den Papst mit Geld gewinnen, und jenem Menschen viel gute Worte geben mußte, um einen seiner größten und edelsten Männer anständig bestatten zu dürfen; ja, daß Gariliati, statt aus der Eidsgenossenschaft mit Schimpf und Schande verjagt zu werden, Propst zu Riggisberg, Domherr zu Lausannne und Bürger zu Bern blieb. Man kann sich dieses bey einer Regierung, die zwar durch frommen Sinn, aber auch durch Festigkeit gegen die Anmaßungen des Clerus sich auszeichnete, nicht anders er-

klären, als durch die Wirkungen des Parteygeistes, durch welchen Bubenberg schon im Leben viel Unangenehmes hatte erfahren müssen. — Erklärlicher und dem Geiste jener Zeit vollkommen angemessen ist hingegen der Versuch, den die Berner 1480 machten, durch Andacht = und Gebeths = Formeln die Natur zur Eröffnung eines Salzbrunnens bey Rigisberg zu zwingen. Der Doctor Peter, ein Barfüßer, sollte den Brunnen herauf schwören. Das Mißlingen des ganzen Unternehmens wurde dem Fluchen und den üppigen Reden der Arbeiter zugeschrieben, weßwegen die Regierung ernstliche Verweise austheilte.

Wissenschaften. Für sie brach in diesen Jahren eine günstigere Zeit an. Wohlthätig wirkte die Universität zu Basel. — Die Berner = Regierung sorgte für die Hauptwissenschaft eines freyen Volkes, für die Geschichte der Väter. Benner Tschachtlan brachte auf ihren Befehl die früher von Justinger angefangene Berner = Chronik bis auf die Burgunder = Kriege. Der Gerichtsschreiber Diebold Schilling setzte sie bis 1480 fort. Die späteren Geschichten bis 1526 beschrieb der Arzt Valerius Ruod, genannt Anshelm. Alle diese Bücher wurden von Schultheißen und Räthen gelesen, und in den Staats = Archiven aufbewahrt. — Für die Ausländer schilderte die Eidsgenössische Geschichte in Lateinischer Sprache Albrecht von Bonstetten, Decan zu Einsiedeln. Gleich ihm der Zürcherische Stadtarzt Doctor Turst. — Der Berner Stadtschreiber Doctor Frickhard suchte in den Rechtskenntnissen seinen Meister. — Alle Rechts = Formalitäten waren auch zu Zürich bekannt. — In derselben Stadt lebte Hans von Wyl, Hemmerlins Zögling. Dieser übersetzte viele Werke des Alterthumes ins Deutsche, und man fing an, sich durch das Licht der großen Griechen und Römer zu erleuchten. — Auch die Erfindung der Buchdruckerkunst im Jahre 1436 wurde eine kräftige Schutzmauer gegen die wiederkehrende Unwissen=

heit. In Genf und Basel, selbst in Schweizerischen Landstädtchen und einsamen Klöstern wurde diese Kunst früher, als in Frankreich geübt. — Allgemein fühlten die Eidsgenossen die unentbehrliche Nothwendigkeit der Wissenschaften. Darum wurde in Bündnissen mit Italiänischen Staaten, wo damahls der Hauptsitz der Wissenschaften war, ausbedingt, daß auch einige Schweizerische Jünglinge dort zu studieren das Recht hätten. — Ueberhaupt war die letzte Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts für die Eidsgenossenschaft, wie für ganz Europa, eine schön aufblühende Jugendzeit, welche nicht fruchtlos blieb, obschon nicht alles begonnene Gute aufkommen konnte.

Politik. Weniger erfreulich, als die wissenschaftliche, stellt sich uns die politische Lage der Eidsgenossenschaft dar. Zwar wurden die Eidsgenossen, von außen ruhig, ihrer Freyheit froh. Sie waren geachtet und gefürchtet, so daß Könige ihre Gunst, ihren Beystand und ihren Bund eifrig suchten. Im Inneren kam bey Vielen Vieles in Aufnahme. Aufkeimender Arbeitsfleiß, gute Gesetze steigerten in einigen Gegenden Wohlstand und Bevölkerung. Durch den Wohlstand der Bewohner wurden die Städte verschönert. Oeffentliche Bauten bewiesen, daß nicht nur für das Nothwendige, sondern auch für das Schöne und Nützliche Sinn und Geld vorhanden sey. Käufe vergrößerten das Gebieth dieses, oder jenes Cantons. Auskäufe minderten die auf manchem liegenden Lasten. Stein am Rhein glaubte, seine Freyheit, Ruhe und Wohlfahrt vortrefflich zu sichern, als es sich 1484 unter Zürichs Schirm stellte. Sursee anerkannte 1480, durch Wohlthaten gewonnen, freywillig Luzerns milde Oberherrschaft. Schaffhausen schätzte sich glücklich, am zwölften März 1479 eine fünf und zwanzigjährige Bundeserneuerung mit allen Orten zu erhalten. Mit Einem Worte, die gesammte Eidsgenossenschaft schien sich des höchsten Glückes zu erfreuen. — Aber neben dem Verderben einer allgemein verbreiteten Sitten-

losigkeit und durch Feilheit sinkenden Vaterlandsliebe erhoben sich in den gemeinsamen Bundesverhältnissen so wohl, als im Schooße einzelner Cantone gefährliche Parteyungen, erzeugt durch einen der Ordnung widerstrebenden Sinn, und vorzüglich durch die Eifersucht der Länder gegen die Städte. Den ersten Anstoß hatte die Theilung der Burgundischen Beute gegeben. Die Städte, welche an Volk und Geld größere Kräfte, als die Länder verwendet hatten, glaubten, es sey billig, das Erbeutete und Eroberte nach Maßgabe der aufgebothenen Kräfte zu vertheilen, während die Länder behaupteten, es müsse Alles, ohne Rücksicht auf größere, oder geringere Leistungen, unter alle Orte gleichmäßig vertheilt werden. Ferner waren die Länder durch ihre natürliche Lage von jeder Berührung mit fremdem Gebiethe abgeschnitten, und hatten keine Gelegenheit, sich zu vergrößern. Die Städte dagegen hatten diese, und benutzten dieselbe, wo sie immer nur konnten. Dieß erregte Neid, Mißgunst, Argwohn. Die Länder fürchteten, neben den weit reicheren, gewandteren und gebildeteren Städten in Verachtung zu kommen, und durch ihre Ausdehnung in Kriege verwickelt zu werden, von denen sie zwar Mühe, Aufopferung und Gefahr, aber keinen Gewinn hätten. Sie sahen sich im Geiste schon auf Tagen überstimmt, am Ende gar noch denen dienstbar, welchen sie die Freyheit gegeben oder erhalten hatten. Diesem Allem zuvor zu kommen, schien es ihnen am besten, Luzern von der Partey der Städte abzuziehen, und fernerhin keine Städte mehr in den ewigen Bund der Eidsgenossenschaft aufzunehmen. Gerade damahls aber bemühte sich Bern, die schon lange treu mit ihm verbundene Stadt Solothurn, nebst Freyburg, das ihm in den Burgundischen Kriegen zur Seite gestanden, in den Eidsgenössischen Bund zu bringen. Als dieß nicht gelang, traten Zürich, Bern und Luzern unter sich mit Freyburg und Solothurn in ein Burgrecht, in welchem die Eidsgenössischen Bünde vorbehalten waren; das aber allen

künftigen Verbindungen vorgehen, und gegenseitigen Schirm zum Zwecke haben sollte. Diese Verbindung hielten die Urner, Schwyzer und Unterwaldner für einen Trotz der Uebermacht, ritten in die Städte, und stellten dieselbe als Beschimpfung und Auflösung der Eidsgenossenschaft dar. Besonders wurde Luzern erinnert, daß es nach dem Inhalte seines 1332 mit den Waldstätten geschlossenen Bundes keine weitere Verbindung eingehen dürfe, die nicht von ihnen bewilligt sey. Dagegen zeigten die Städte, daß ihnen die Schliessung solcher besonderen Burgrechte erlaubt sey. Sie lobten die Verdienste und die alte Treue von Freyburg und Solothurn. Sie erinnerten an die Tagsatzung, auf welcher alle Eidsgenossen diesen Städten Vereinigung versprochen, und stellten vor, dieselben, an den Grenzen der Eidsgenossenschaft gelegen, und zu schwach, sich aus eigener Kraft zu behaupten, hätten keine andere Wahl, als sich einer benachbarten Macht in die Arme zu werfen, oder sich an die Eidsgenossenschaft anzuschließen, und es wäre ja thöricht, so wichtige Schlüssel und Vormauern des Eidsgenössischen Bundes freywillig in fremde Hände zu geben. Alle Vorstellungen, auch die Vermittelung von Zug und Glarus waren vergebens. Die Stimmung der Gemüther wurde bitterer. Die Städte warfen mit rücksichtsloser Härte den Ländern Stolz, Grobheit und Unvernunft vor. Die Länder erwiederten die Schmähungen, und setzten heftiger an Luzern. Man fürchtete große Unruhen und Verwirrungen, zu denen das Thörichte Leben nur das Vorspiel gewesen sey. In diesen Tagen erhoben die Urner den oben beschriebenen Krieg gegen Mailand, in welchen die Städte zogen, um ihren Eidsgenössischen Sinn zu zeigen. Gleich nach der Heimkehr erneuerten sich die inneren Bewegungen. Die Erbitterung stieg so, daß einerseits Bern mit Freyburg den dreyßigsten Aprill 1480 in den nachdrücklichsten Worten einen Bund abschloß, in welchem die Eidsgenössischen Bünde nicht vorbehalten waren. „Wir schwören," heißt es in den

Acten, „gar brüderliche Liebe, Treue, Neigung und herzliche „Freundschaft bey der Pön des ewigen Fluches, den wir von „Gott begehren, auf die Widerwärtigen geladen zu werden. „Wir wollen ewiglich verbündet bleiben, so lange die Gründ „und Mauern unserer Städte ihren Stand haben; kein Un„fall, Aufsatz, Untreue soll das je lösen; wir schwören es „mit aufgehobenen Händen und gelehrten Worten; kein bös „Fünd, oder was menschlicher Sinn und Geschwindigkeit je „möcht erdenken, soll uns davon bringen. Den Papst, „das Reich und niemand anders behalten wir vor!“ Anderseits fanden die Luzerner nöthig, die Seeseite ihrer Stadt gegen eine Ueberraschung der Länder zu befestigen. Eine größere Gefahr drohte ihnen in ihrem eigenen Gebiethe. Peter am Stalden, ein angesehener Landmann im Entlibuch, Anführer in den Kriegen, faßte, wie es heißt, und wie er selbst noch auf dem Blutgerüste, an der Pforte der Ewigkeit, vor allem Volke hoch betheuerte, durch Obwaldner aufgeregt, den Entschluß, Entlibuch von Luzern zu trennen, sich zum Landammanne daselbst aufzuwerfen, Luzern zu einem Dorfe, seine Verfassung zu einer Demokratie umzubilden. Diesen Mann verrieth seine eigene Unvorsichtigkeit. Sein Lohn war das Schwert.

Tagsatzung zu Stanz. 1481.

Wenige Tage vor am Staldens Tode hielten alle Eidsgenossen mit St. Gallen, Appenzell, Solothurn und Freyburg eine Tagsatzung zu Stanz, um alle streitigen Puncte, besonders die der Beutetheilung und der Aufnahme jener zwey Städte, zu beseitigen. Die Länder bestanden unter lauten Drohungen auf ihrer Meinung. Luzern, von seiner ganzen Landschaft und allen Städten des kräftigsten Beystandes versichert, gab nicht nach. Die Stimmung wurde so heftig, die Reden so trotzig, daß Freyburg und Solothurn ihrer selbst vergessen wollten, damit nur die Eidsgenossenschaft nicht in

innerem Streite untergehe. Am stürmischsten war die dritte Sitzung. Kein Sühnmittel wurde gefunden. Ohne Abschied, mit zornentflammten Gesichtern, trennten sich die Gesandten beym Anbruche der Nacht. Ein dumpfes Geschrey ging durch den Flecken, „der letzte Tag der Schweiz, den Oesterreich und „Burgund nicht hätten herbey führen können, sey gekommen.“ Dieß hörte mit Entsetzen der Pfarrer von Stanz, Heinrich im Grund, ein frommer und redlicher Mann, des Vaterlandes Freund. Er gedachte noch eines möglichen Rettungsmittels, ergriff seinen Wanderstab, und eilte hinauf in die Wildniß einige Stunden von Stanz.

Niclaus von der Flüe. 1417 — 1487.

In dieser Wildniß lebte Niclaus von der Flüe, ein frommer Einsiedler, der vor Gott wandelte, und mit welchem Gott war. Derselbe war im Jahre 1417 aus einem guten Geschlechte zu Sarelen geboren. Als Hirtenknabe war er aufgewachsen. In seiner Jugend war er arbeitsam und untadelhaft. Wahrheit und Gottesfurcht blieben schon dem Knaben unverletzbar heilig. In seinen reiferen Jahren hatte er nicht nur in häuslichen Verhältnissen musterhaft gelebt, sondern sich auch in Staats = und Kriegsbedienungen durch Weisheit und Menschlichkeit die Liebe und Achtung Aller und den Nahmen eines Vaterlandsfreundes erworben, und ihm wäre eine noch bedeutendere Laufbahn offen gestanden; aber von Jugend an war in ihm ein mächtiger Hang zu ernster Betrachtung, ein warmes Gefühl für das Göttliche vorherrschend, welches ihn dem störenden Eindrucke sinnlicher Dinge so sehr entfremdete, daß ihm von Jugend auf eine strenge Enthaltung Gewohnheit, und im funfzigsten Jahre der Entschluß in ihm reif ward, Weib und Kind zu verlassen, und in der Einsamkeit ein Gott geweihtes, beschauliches Leben zu führen. Seinen neuen Aufenthaltsort wählte er zuerst am Jura, hernach im Ranft, einer einsamen Wildniß, unweit seines Wohnortes. Daselbst

wohnte er Anfangs unter einem Lärchenbaume. Hier entdeckten ihn Jäger, und nun ließen ihm die Unterwaldner aus Achtung für seine früheren Verdienste eine Zelle, so schlecht und enge er wollte, mit einem Kirchlein daneben erbauen. Diese Zelle, die sich bis auf unsere Zeiten erhalten, hat zehn Schuh Länge, neun Breite, fünf Höhe. Ihr spärliches Licht empfängt sie durch drey Spannen lange Oeffnungen, welche die Stelle der Fenster vertreten. Der lange, hoch gewachsene Mann mußte in dieser Zelle mit gebücktem Haupte stehen. Eine hölzerne Bank und ein kleiner Altar waren der Schmuck seiner Hütte. Sein Bett waren Breter, sein Polster ein Stein. Hier lebte er, wie die Sage erzählt, wie genaue Untersuchungen bewiesen haben sollen, und wie selbst die ersten Beförderer der Reformation, die eifrigsten Gegner alles Aberglaubens, sey es aus ehrfurchtsvoller Scheu vor dem wahrhaft heiligen Manne, sey es aus innerer Ueberzeugung, nicht verneinen, zwanzig Jahre lang in Andacht und Gebeth ohne einige leibliche Speise, als die er ein Mahl monathlich beym Heiligen Abendmahle empfing, so daß er sogar das Vermögen verlor, Speisen ohne die heftigsten Schmerzen zu sich zu nehmen. — Er galt für einen Heiligen. Wunderwerke werden ihm zugeschrieben. Von allen Seiten her strömten Leute zu ihm, selbst Bischöfe und Fürsten. Viele, für jedermann gute Lehren gingen aus seinem Munde. Mit besonderem Eifer drang er auf strenge Sittenreinheit, und tadelte bitter, was er dem gemeinen Vaterlande für schädlich erachtete, Pensionen, fremde Kriegsdienste, allzu enge Verbindungen mit auswärtigen Mächten, innere Unruhen, Abweichungen von den Sitten der Väter. — Spät in der Nacht erschien bey diesem Manne sein Freund, der Pfarrer von Stanz, vierthalb Stunden war er gelaufen. „Die Tagsatzung," sprach er zum Bruder Klaus, „welche Ihr selbst angerathen, nimmt einen äußerst unglück„lichen Ausgang!" Dann bath er den Bruder, im allerletzten Augenblicke des untergehenden Vaterlandes zu seiner

Rettung Alles aufzubiethen, was er bey Gott und Menschen vermöge, und Bruder Klaus ging aus seiner Zelle und Wildniß hervor, um zwischen den Städten und Ländern der Eidsgenossenschaft Mittler und Richter zu seyn.

Kaum hatte nähmlich der Pfarrer von Stanz den Einsiedler von der übeln Lage der Sachen unterrichtet, so sprach dieser: „Eile zurück, und sage den Tagherren, der Bruder „Klaus habe ihnen noch etwas vorzutragen!“ Jener eilte, und kam in den Flecken, als die Gesandten eben abreisen wollten. Er erweichte sie mit seinen Bitten, sie hielten eine vierte Sitzung. Nach wenigen Stunden kam der Bruder Klaus, ein ungemein hoch gewachsener, wohl gestalter, aufrechter Mann, äußerst hager, so daß nur die braune Haut seine Knochen bedeckte, mit langem, glattem, schwarzgrauem Haare; sein mäßiger Bart hing in zwey dünnen Spitzen herab; im Blicke war außerordentliche Klarheit, Ausdruck der Liebe und des Ernstes, sein Rock einfach und braungrau, sein Haupt unbedeckt; barfuß, seinen Stab in der Hand, wandelte er, wie immer. — Als er mit den Zeichen der feyerlichsten Stimmung in die Versammlung trat, langsam und würdig sie grüßte, da standen alle Tagherren voll Ehrfurcht von ihren Stühlen auf, und neigten sich vor dem Manne Gottes; er aber sprach: „Liebe Herren, treue Eidsgenossen, aus der „Einsamkeit komme ich zu Euch, um mit Euch zu reden vom „Vaterlande. Kunstlos werden meine Worte seyn, was Gott „mir ins Herz gibt, das will ich Euch eröffnen.“ Hierauf schilderte er ergreifend die Noth des Landes, die Größe der Gefahr, das Dringende der Hülfe, und machte Vorschläge zur Güte. „Und,“ erzählt der fromme Tschudi in seiner Chronik, „und Gott gab Gnade zu den Worten des heiligen „Einsiedlers, daß in Einer Stunde aller Streit verglichen „ward!“ Anspruchlos, aber vom Danke aller Redlichen begleitet, ging Klaus wieder in seine Einöde, fuhr fort, der Weisheit und Tugend zu leben, und endete im Jahre 1487

in einem Alter von siebzig Jahren nach einer kurzen, aber schmerzhaften Krankheit sein musterhaftes Leben. Zu Saxelen liegt er begraben. Noch jetzt lebt sein Andenken in hohem Segen. Die Reliquien, die von ihm noch übrig sind, werden mit Recht auch von denen heilig geachtet, deren Glaube sonst die Anbethung irdischer Gegenstände verwirft. — In dem Hauptflecken Stanz aber, von da hinauf in den Gotthard, hinunter bis nach Zürich, nach Schaffhausen, bis nach Rhätien und in den Jura erschallte allgemeines Freudengeläut, wie nach der Schlacht von Murten; mit Recht, denn es hatten die Eidsgenossen sich selbst überwunden.

Die Stanzer-Verkommniß. Freyburg und Solothurn in den Bund. Den zwey und zwanzigsten December 1481.

An diesem Tage bekam die Eidsgenossenschaft durch dieses neue Grundgesetz, neue Festigkeit. Die Eintracht wurde hergestellt. Freyburg und Solothurn kamen in den Bund. Die Kreise der Bundeshülfe wurden bis an die Greyerzer-Hochgebirge, den Jura und Hauenstein erweitert; Landfrieden, Kriegswesen, Rechtsgang, Handel und Wandel festgesetzt, und den neuen Eidsgenossen die Verpflichtung aufgeladen, ohne die Mehrheit der alten Bundesglieder keine neuen Verbindungen zu schließen. Die ewigen Bünde, der Pfaffen- und Sempacher-Brief wurden bestätigt; in der ganzen Schweiz Friede, Behauptung öffentlicher Sicherheit, Ordnung und obrigkeitlichen Ansehens gegen Aufwiegelungen und Rottirungen angeordnet; gleichmäßige Theilung der eroberten Länder; hingegen Theilung der erbeuteten Güter nach der Zahl der Köpfe angenommen, und alle fünf Jahre Erneuerung der ewigen Bünde beschlossen. Eine schöne, erhebende Feyer, welche mit der Reformation auf eine unverzeihliche Weise unterlassen wurde.

Viertes Capitel.

Waldmanns Zeiten.

1482 — 1489.

Vorwort.

Die nächsten Jahre nach der Stanzer = Verkommniß bis auf Waldmanns Tod verflossen unter mancherley Geschäften, Reibungen und kleineren Fehden fröhlich und rühmlich. Wir versuchen, diese mannigfaltigen Ereignisse bis auf Waldmanns traurigen Fall in möglichst gedrängtem Gemählde darzustellen.

Schilderung der Eidsgenossenschaft. 1482 — 1489.

Politik. — Innere Verhältnisse. Als der Neid und der Eigennutz von der Ueberraschung erwachten, durch die Bruder Klaus sie besiegt hatte, so wollte die Stanzer = Verkommniß, als sie beschworen werden sollte, Vielen mißfallen. In den Ländern regte sich aufs neue Eifersucht gegen die Städte und Neid über die reichen Subsidien und Pensionen, welche heimlich und öffentlich den Städten und ihren Häuptern zuflossen, während die Länder weit kärglicher bedacht wurden. Auch Freyburg und Solothurn waren unzufrieden, weil man sie nicht in Allem der alten Schweiz gleich gestellt hatte; unter sich selbst aber waren diese beyden Städte uneinig, welche als Bundesglied den Vorrang haben solle. Hinwiederum meinten die Länder, daß die Waatländischen Eroberungen der Freyburger und Berner laut der Verkommniß allen Orten gemein seyn sollten. Alle diese streitigen Puncte wurden auf vielen Tagsatzungen mühsam ausgeglichen, auch die heiligen Geräthe und Reliquien aus der Beute von Granson zu Luzern 1483 nach einem feyerlichen Hochamte durch ein unschuldiges Kind unter die zehn Orte vertheilt. — Kaum waren diese Unruhen gestillt, so erhob sich noch in demselben Jahre wegen der allgemeinen Münzverwirrung eine neue gefährliche Spal=

tung, die kaum ohne Fehde beseitigt werden konnte. — Ein vorzügliches Mittel, dem Eigennutze, der Selbstsucht, dem Ehrgeize ihr trauriges Spiel zu verderben, fand man in den gegenseitigen Freudenbesuchen der Cantone. Bald feyerten 1486 die Männer von Schwyz mit den benachbarten Städten und der Blüthe des Berner = Landvolkes die Fastnacht zu Bern; oder es nahmen in demselben Jahre Zürchersche Gesandte Theil an den Fastnachtfreuden der Unterwaldner und Urner; oder es kamen im folgenden Jahre die Häupter dieser Cantone mit zwey hundert munteren Jünglingen nach Zürich, wo die Stadtjugend und ansehnliche Ausschüsse der Landschaft sie empfingen, und ihnen zu Ehren kein Aufwand geschont wurde; oder es besuchten noch im gleichen Jahre die Zürcher, achtzig zu Pferd und hundert zu Fuß, mit ihnen der Vaterstadt geistliche und weltliche Häupter, auf die Kirchweihe die Eidsgenossen im Gebirge, wurden zu Zug, zu Schwyz und vorzüglich zu Uri acht volle Tage gastlich gehalten, sahen mit freudigem Herzen die Wiege ihrer glücklichen Freyheit, und kehrten heim, erfüllt mit neuer Liebe zu ihren alten, treuen Eids = und Bundesgenossen; oder auch es versammelten sich ebenfalls im Jahre 1487 zu Bern zahlreiche Gesandtschaften der Orte und eine Auswahl der achtbarsten Bernerschen Landleute, um die ewigen Bünde zu erneuern. Diese Aufregung brüderlicher Gefühle durch gemeinschaftliche Freudengenüsse trug nicht wenig dazu bey, den Eidsgenossen den ruhigen Genuß ihrer Freyheit angenehmer zu machen, und ihre Freude über das in manchen Beziehungen sichtbare Fortschreiten ihres Landes um Vieles zu erhöhen.

Vergrößert wurde die Eidsgenossenschaft im Jahre 1483 durch den Ankauf von Sargans, und 1485 durch den von Werdenberg, deren ersteres das sinkende Haus Montfort den sieben alten Orten, deren letzteres Graf Johann Peter von Sax = Misox der Stadt Luzern überließ. So war nun durch Geld und früher durch Waffen die ganze östliche Gegend der

Schweiz von der Tardis-Brücke bis nach Stein am Rhein Eidsgenössisch, aber nicht selbstständig geworden. Mehrere Orte beherrschten diesen Landstrich; aber man erlaubte sich nicht, die alten Freyheiten und Rechte zu schmälern, eher wurden sie erhöhet. Die Abgaben blieben so geringe, wie sie von Alters her gewesen waren, und während die auswärtige Fürstenmacht für die Unterthanen immer drückender, und blutige Kriege den Völkern immer lästiger wurden, lebten jene, milde regiert, wohlhabend und glücklich, in dem unerhört langen, äußeren Frieden, den der Eidsgenössische Nahme gewährte.

Beunruhigt wurde die ganze Eidsgenossenschaft im Jahre 1482 durch einen Streit der Stadt Zürich mit Straßburg, der, über einen unwürdigen Gegenstand erwachsen, von Zürich mit so vieler Hitze geführt wurde, daß kaum der Ausbruch des Krieges sich verhindern ließ. — Auch der kühne Versuch des Freyherren von Sax, Schwestersohn des vom Kaiser gefangen gesetzten, seines sprüchwörtlich gewordenen Reichthumes wegen berühmten Jakob Mötteli von Rappenstein, den Kaiser selbst gefangen zu nehmen, um ihn dadurch zu Möttelins Loslassung zu zwingen, versetzte die Schweiz einige Augenblicke in unruhige Thätigkeit. Am Ende wurde die Sache 1486 mit Geld geschlichtet. — Hierauf drohte 1487 ein Zwist zwischen Solothurn und Basel in eine Fehde auszuarten Auch dieser wurde von den Eidsgenossen verglichen. — Nicht weniger wurde der Clerus zwey Mahl die Ursache unruhiger Bewegungen. Begebenheiten, deren eine, weil sie rein politisch ist, wir hier erzählen; die andere, die aus einem kirchlichen Mißbrauche entsprang, den Kirchensachen beyzuordnen gedenken. — Noch immer herrschte zu St. Gallen der Fürst-Abt Ulrich Rösch, der mit altgewohnter Thätigkeit keinen Anlaß zur Vergrößerung seines Stiftes oder zur Sicherung des alten Besitzes unbenutzt ließ, und vom Glücke begünstigt wurde. Wohl schon lange mochte sich dieser thätige Mann

mit dem Lieblingsgedanken beschäftigen, seinen Sitz dem Zwange der Nachbarschaft einer freyen, kühnen, eifersüchtigen, von den Eidsgenossen geliebten Stadt zu entrücken. Der Eidsgenossen suchte er sich durch einen ewigen Vertrag zu versichern, der 1479 den vier Schirmorten des Klosters, Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus, das Recht einräumte, wechselsweise zu zwey Jahren einen Landeshauptmann als Oberbefehlshaber der Aebtischen Kriegsmacht in des Abtes Sold nach Wyl senden zu dürfen. Nachdem 1480 ein Spruch der Tagsatzung des Abtes Anmaßungen gegen die Stadt St. Gallen eingeschränkt hatte, mochte der lange genährte Gedanke bey Ulrich endlich zum festen Vorsatze geworden seyn. Er beschloß, auf der Höhe über dem blühenden Reichs-Marktflecken Rorschach, in einer der angenehmsten Lagen am Boden-See, ein neues Residenz-Kloster zu erbauen. Heimlich erwarb er sich 1483 die Päpstliche, und 1485 die Kaiserliche Bewilligung. Hierauf offenbarte er seine Absicht seinen Unterthanen in verschiedenen Bekanntmachungen von 1487 an. Dieß Beginnen beunruhigte die Stadt St. Gallen und das Land Appenzell. Die erstere fürchtete die Anschläge, die ein so thätiger Mann in unbeobachteter Entfernung wider das Wohl der Stadt um so eher fassen konnte, da auch die Hauptorte der Landschaft dem Abte beyfielen. Sie besorgte großen Abgang an Nahrung, wenn durch die Wegnahme der heiligen Gebeine und durch die Entfernung des fürstlichen Hofes der Zusammenfluß der Gläubigen in der Stadt aufhöre; oder wenn gar um das neu erbaute Kloster eine bedeutendere Stadt sich bilde, die wegen ihrer günstigen Lage dem St. Gallischen Handel höchst gefährlich hätte werden müssen. Das Land Appenzell dagegen fürchtete, der Abt möchte zu Rorschach seine Plane auf das Rhein-Thal eher, als zu St. Gallen erreichen. Beyde dachten daher auf Mittel, dem Nachtheile möglichst vorzubeugen. Mittlerweile wurde im Jahre 1487 zu Rorschach der Grundstein gelegt. Der Bau erhob sich schnell. Das ganze Land war in gespannter Aufmerksamkeit.

Die auswärtigen Verhältnisse der Eidsgenossenschaft gestalteten sich in diesen Jahren sehr günstig. In Italien erscheinen die Schweizer in dem einzigen Jahre 1487 als Theilnehmer an vier Kriegen. — Im Veltlin siegten die Bündner gegen Mailand. Pusclav wurde frey. — Bey Roveredo leisteten die Bündner mit den Eidsgenossen dem Herzoge Siegmund gegen die Venetianer die ersprießlichsten Dienste. — Unglücklich stritten dagegen die Walliser, von vielen Reisläufern unterstützt, wegen Mangel an Kriegszucht, im Eschen-Thale gegen Mailand. — Dem Herzoge Ludwig von Savoyen halfen die Berner mit der westlichen Schweiz gegen Saluzzo. — Auch der Papst genoß die Vortheile des Eidsgenössischen Bundes in einem Kriege gegen Venedig, das mit der Schweiz in Handelsverbindungen stand, und dessen Reichthum bey der kriegslustigen Jugend viel Gunst fand. Ernstlich und mit Erfolg wurden alle gegen den Papst ausgezogenen Reisläufer heim gemahnt. — Mit Frankreich bestand Freundschaft. Ludwig ehrte der Eidsgenossen treuen Muth, und Viele sahen lieber, daß die wilde Jugend in Frankreich, als in der Eidsgenossenschaft ausrase. Ein Grundsatz, dessen Unhaltbarkeit sich aus dem nachfolgenden Verderben zeigte, und dem in jedem Falle nach wieder hergestellten Sitten keine mehrhundertjährige Ausdehnung hätte gegeben werden sollen. Als Ludwig XI. 1483 starb, änderten die Räthe des unmündigen Sohnes die Grundsätze des Vaters. Die Zahlungen an die Eidsgenossen erfolgten langsam, verdrüßlich und in schlechten Geldsorten, oft auch gar nicht. Frankreich wollte nicht mehr das enge Verhältniß, wie in den Burgundischen Kriegen, nur einen Sicherheitsbund. Das machte die Orte mißvergnügt; auch sie erkalteten gegen Frankreich. Da versank in diesem Lande das königliche Ansehen, dessen vornehmste Stütze sie gewesen waren. — Ein Soldat von Sempach drohete dem Könige ungestraft, und diese Drohung wurde so wichtig geachtet, daß der Droher zu Luzern vor dem Rathe

schwören mußte, ohne Erlaubniß seiner Oberen nichts mit Krieg oder sonst gegen den König vorzunehmen — Das kleine Zug scheute sich nicht, wegen der unbezahlten Forderung eines Hammerschmides Französisch Burgund zu bedrohen. Schon war ein zweytes Tolles Leben bis nach Biel gekommen. Da fügte man sich. — Hoch=Burgundische Städte mußten aus Furcht vor einem kühnen Bieler den Schirm der Stadt Bern erkaufen. — Hierauf wurde im Jahre 1488 aufs neue der Ruhm Eidsgenössischer Waffen in Französischem Solde gegen Bretagne bewiesen; aber das alte, innige Verhältniß kehrte nicht wieder. Viele, die vorher an Frankreichs Interesse gehangen, änderten ihren Sinn. — Mit dem Deutschen Reiche war freundlicher Zusammenhang, wie er ewig unter allen Deutschen seyn sollte. — Mit Herzog Siegmund blieb die ewige Richtung und die Erbvereinigung. — Aber der Kaiser Friederich III. begehrte vergebens von Zeit zu Zeit Geld und Volk wider die Türken und Auflösung der Eidsgenössischen Freundschaft mit Hungarn. Seinen Mißmuth über diese geringen Erfolge äußerte er in so starken Ausdrücken, daß die Berner für gut hielten, das Kaiserliche Schreiben unbeantwortet bey Seite zu legen, um nicht durch dessen Bekanntmachung den Zorn des Volkes zu erregen. — In ein besseres Verhältniß mit den Eidsgenossen trat Friederichs Sohn Maximilian. Er erneuerte ihre Reichsfreyheiten, wußte, sich leitende Männer durch ein mäßiges Geschenk geneigt zu machen, und bediente sich dazu des Bürgermeisters Waldmann, eines viel vermögenden Mannes, der wegen seines großen Aufwandes gern Unterstützung empfing. Allein den Beytritt zu dem vom Kaiser gestifteten, großen Schwäbischen Bunde vom St. Georgen=Schilde, der aller Ungerechtigkeit, den Räubereyen des Adels und dem Ehrgeize der Großen Einhalt thun sollte, und entweder wegen seiner Macht und eingebildeten Festigkeit, oder wegen der Härte, mit der er seine Zwecke verfolgte, auch stählerner Bund

genannt wurde, lehnten die Eidsgenossen 1488 bescheiden ab, um so mißtrauischer, je mehr man sie versicherte, der Bund sey nicht gegen ihre Freyheit gerichtet. Auch waren sein schneller Wachsthum, sein allgemein erschallendes Lob, seine große Kriegsmacht für sie neue Gründe, ihn zu fürchten, und die Erfahrung lehrte bald, daß sie sich nicht betrogen hatten. Gleich bey Entstehung des Bundes wurde die Eifersucht der Schwaben gegen die Eidsgenossen laut. „Jetzt," jubelte man, „ist der Fund gefunden, daß die Bauern nicht mehr „Herren seyn werden." Mit den Drohungen wechselten schändliche Lieder und schmähliche Reden ab. Es entstanden große Ungunst, Zerstörung der alten Freundschaft mit vielen Reichsstädten, Beschränkung der Eidsgenössischen Kühnheit. Heftig erwachte ein alter, wilder Haß. Täglich stieg die gegenseitige Erbitterung, und die Grundlage zum Schwaben-Kriege wurde gelegt.

Kirchliche Angelegenheiten. Auch die Kirche biethet uns in diesen Jahren die merkwürdigsten Erscheinungen dar. Ihre Reihe eröffnet eine kühne That, durch welche im Jahre 1482 dem Papste die Kränkung widerfuhr, in der Stadt Basel vor der ganzen Kirche durch einen Cardinal-Erzbischof der schändlichsten Vergehungen öffentlich beschuldigt zu werden. Es gelang zwar, den Urheber dieser gut gemeinten, aber unklug ausgeführten Unternehmung zu unterdrücken; aber von den Verständigen wurde dieselbe als ein drohendes Vorspiel naher, wichtiger Begebenheiten in der Kirche angesehen, und niemand würde die empfangene Warnung unbeachtet gelassen haben, wenn nicht die vergeltende Macht die Augen Vieler verblendet hätte, in ihrer verwegenen Sicherheit, ihrer Dreistigkeit und ihrem Trotze fortzufahren.

Der Cardinal Andreas aus Slavonien, Erzbischof von Crayna, ein redlicher, offener, unterrichteter Mann, dem aber durchaus alle Menschenkenntniß fehlte, hatte sich von dem Statthalter Gottes auf Erden und der Reinheit und Heilig-

keit seiner Umgebungen ein Bild entworfen, von dem er auch nicht Einen Zug wieder erkannte, weil ihm der Papst Sixtus IV. mit seinem Hofe viel unheiliger erschien, als der ehrbare Deutsche Kaiserhof Friederichs III. Als Gesandter des Kaisers zu Rom wagte Andreas vor dem Papste und den Cardinälen über dieses Unwesen öftere Vorstellungen. Man gab ihm gute Worte, hielt aber den lästigen Warner in möglichster Entfernung. Da er immer unbescheidener wurde, setzte man ihn gefangen, und der Kaiser rief ihn von seinem Gesandtschafts-Posten zurück. Da faßte Andreas den sonderbaren Entschluß, nach Basel zu gehen, ein Concilium zu berufen, die Kirche zu verbessern, und den Papst, wenn er widerstehe, abzusetzen. Andreas wußte auf seiner Durchreise, durch die herzliche Wärme, mit der er von der Beförderung der guten Sache redete, die Achtung und Liebe der Berner, welche die Mißbräuche des Kirchen-Regimentes wohl kannten, zu gewinnen. Da sie sich nicht vorstellen konnten, daß sich ein einzelner Mann auf eine so gewagte Unternehmung einlassen werde, so kamen sie auf den Gedanken, Andreas habe sich mächtiger Unterstützung versichert, und empfahlen ihn nach Basel. Dort schlug er seine schweren Klagen gegen Sixtus öffentlich an. Die Kirche gerieth in Bewegung. Schwer fiel der Bann auf Andreas, und wer ihm Gehör gebe. Bern entschuldigte sich beym Papste, und Basel begehrte vom Kaiser Verhaltungsbefehle. Das Thun des Cardinals wurde sehr verschieden beurtheilt. Viele, selbst Höfe, sahen die Sache ohne Mißbilligung, ja mit Beyfall. Dagegen spie die Päpstliche Partey Feuer und Flammen. Geistliche und weltliche Gesandte strömten nach Basel hin. In der ersten Hitze warf ein Päpstlicher Gesandter das Interdict auf die Stadt. Es wurde aber nur von den Barfüßern, aus deren Orden der Papst stammte, beobachtet. Dafür verboth man ihnen den Bettel, und sie kamen in Gefahr, Hunger zu sterben. Andreas wurde vom Kaiser aufgefordert,

Rechenschaft seines Unternehmens zu geben. Die Sache wurde immer ernsthafter; aber der Kaiser erklärte nachdrücklich sein Mißfallen über diesen unbefugten Schritt eines einzigen Mannes. Dem Cardinal wurden drey Tage Bedenkzeit eingeräumt. Da er in denselben weder entwich, noch widerrief, so wurde er gefangen gesetzt. Weiter verfolgte ihn Sixtus nicht. Einige Monathe nach des Papstes Tode, der am dreyzehnten August 1484 erfolgte, wurde Andreas in seinem Gefängnißthurme erhängt gefunden. Ob Mißmuth und Lebensüberdruß ihn verleitet, Hand an sein eigenes Daseyn zu legen, oder ob nach des milden Sixtus Tode die Scheu seiner Feinde ihm dieses Ende bereitet, kann die Geschichte nicht entscheiden. In den Tagen, in denen Andreas gefangen saß, wurde den zehnten November 1483 der Deutsche Luther zu Eisleben im Mannsfeldischen, am ersten Januar 1484 der Schweizerische Reformator Ulrich Zwingli zu Wildhaus im Tockenburg geboren.

Dem verstorbenen Sixtus folgte auf dem Päpstlichen Stuhle der Genueser Johann Baptista Cibo, genannt Innocenz VIII. Er bemühte sich um die Erneuerung des ihm so vortheilhaften Bündnisses mit den Eidsgenossen. Zwar mochte ihm hier und da die rücksichtslose Freymüthigkeit derselben unangenehm auffallen, allein er bedurfte der Verbindung mit ihnen zu sehr, als daß sein Unwille je hätte laut werden dürfen. Dieses Anlasses bediente sich Waldmann, um 1486 für Zürich ein Concordat auszumitteln, durch das der Stadt Gerichtsbarkeit über geistliche Personen, Obervormundschaft über das Kirchengut und die Vergebung einiger Pfründen in den so genannten Päpstlichen Monathen, die Vergebung anderer in allen Monathen des Jahres zugesichert wurde. Ferner wurde in demselben Vertrage bestimmt, daß niemand zwey Pfründen empfange, oder eine reiche Pfründe nehme, sie durch einen Anderen, kärglich besoldeten, versehen lasse, und das Einkommen unthätig verprasse. Wer eine erhaltene Pfründe

nicht selbst bezieht, hat keine Nutzungen, ausgenommen, wenn er beweisen kann, daß er sich noch zu seiner völligen Ausbildung auf einer hohen Schule befinde. Kein Courtisan darf eine Pfründe anfallen. — Beständig suchte die Regierung die Grundsätze dieser Acte zu behaupten, aber sie konnte nie ganz vollzogen werden. Daher werden spätere Bemühungen angewendet, um durch Päpstliche Mitwirkung die Ausübung zu erzielen. Aber nach dem Falle des kraftvollen Waldmanns im Jahre 1489 benutzte der Zürchersche Clerus die vielen Unordnungen und Reclamationen günstige Zeit, um seine geschwächten Freyheiten und Rechte größten Theils wieder zu erwerben.

Am wenigsten ließ sich die Courtisanerie beschränken, mit welcher der Päpstliche Hof den gesammten Eidsgenossen die von ihnen erlangten Vortheile übel vergalt. In ihr erkennen wir einen der furchtbarsten Mißbräuche, eine der schändlichsten Unordnungen Römischer Politik und Geldprellerey, durch welche in den Priestern alles sittliche Gefühl, in dem Volke alle Achtung für die Priester, ja für die Lehre selbst, welche diese verkündigen sollten, erstickt wurde. Da kamen nichtswürdige Welsche Pfaffen, wie z. B. ein Gariliati, Römische Canzley-Diener, Guardi-Knechte, Soldaten, Landstreicher, Banditen und Kuppler, ein wahres, verworfenes Gesindel, Courtisanen genannt, in die Eidsgenössischen Lande, welche sich in Rom einen Frey- oder Wartbrief auf benannte und unbenannte Pfründen und das Recht der Besitznahme bey ihrer Erledigung, sey es durch Geld, sey es durch Dienstleistungen, die zuweilen zu den niederträchtigsten und schändlichsten gehörten, ja wahrhaft verbrecherischer Art waren, erworben hatten. Mit diesen Wartbriefen, die also auch an Weltliche ausgetheilt wurden, sahen sich Pfarreyen, Pfründen, Dom- und Chorherrenstellen zu Stadt und Lande angefallen, und besonders wurde auf dem Lande ein so verderblicher Mißbrauch getrieben, daß dem Unwesen strenge Ge-

setze entgegen gestellt werden mußten. Oft und viel beschäftigten sich Tagsatzungen und einzelne Cantone mit diesem Gegenstande. In den Jahren 1484 — 1520 folgen sich die mannigfaltigsten Verordnungen gegen dieses Uebel. Zuerst wendete man gelinde Mittel an, und versuchte, diese unberufenen Bewerber durch öffentliche Beschimpfungen abzuschrecken. Man führte den Pfründenhascher, gewöhnlich ein Geschöpf ohne Würde, Ansehen, Kenntnisse, Ehrgefühl oder Achtung für den Stand, in den es sich eindringen wollte, auf einen öffentlichen Platz, hing ihm seinen Päpstlichen Wartbrief durchstochen um den Hals, übergoß den Träger mit einem Gefässe Wasser, und jagte ihn unter Spott, Hohngelächter und Mißhandlungen des Volkes zur Gemeinde hinaus. Als dieses Verfahren nicht hinreichte, dem Unwesen abzuhelfen, wurde im Jahre 1520 eine Gemein-Eidsgenössische Verordnung erlassen, die alle Courtisanen aus der Eidsgenossenschaft verbannte, und befahl, wo sich einer blicken lasse, ihn in einen Sack zu stoßen, und zu ertränken. Eine solche abschreckende Strenge war sehr nöthig; denn nicht nur wurden durch jene Schandbriefe Würdige von wohl verdienten Aemtern, um die sie vielleicht Jahre lang mit sauerm Schweiße gearbeitet hatten, verdrängt; sondern es geschah auch oft, daß auf Eine Pfründe mehrere Wartbriefe ausgegeben wurden, wodurch Unordnungen, Zwistigkeiten, Blutvergießen entstand, und die Friedensruhe der ganzen Eidsgenossenschaft gefährlich gestört werden konnte. So beym folgenden Ereignisse. — Die Propstey Münster in Granfelden war im Jahre 1486 erledigt. Ordentlicher Weise wählten die Chorherren den Propst. Der Bischof von Basel, in geistlichen und weltlichen Dingen Oberherr, hatte die Bestätigung. Manch Mahl aber fand der Papst Mittel, den Propst zu ernennen. So hatte Sixtus IV. einem Pfyffer von Sursee, Waldmanns Verwandten, Bürger zu Luzern, Anwartschaft gegeben; hingegen Innocenz VIII. gab aus Versehen, oder weil das Wort des vorigen Papstes

als erloschen betrachtet wurde, dieselbe Anwartschaft an Hans Meyer, Pfarrer zu Büren, der den Schutz der Berner zu erwarten hatte, weil er ihr Bürger war. Beyde Männer mochten zwar nicht ins gewöhnliche Geschlecht verworfener Courtisanen gehören, aber sie wollten doch durch Päpstliche Gunst und Gnade auf Schleichwegen eine Pfründe erhaschen, auf die sie keine rechtlichen Ansprüche hatten. Bey Erledigung der Propstey nahm Pfyffer, der vom Bischofe begünstigt wurde, und von der zweyten Anwartschaft nichts wußte, Besitz vom Amte; aber Meyer ließ dem Berner-Rathe eine Bulle überreichen, welche ihn zur Anrufung des weltlichen Armes berechtigte. Die Berner, um dem regierenden Papste gefällig zu werden, erlaubten, daß an der nächsten Fastnacht hundert und sechs und zwanzig Jünglinge von Büren mit dem Pfarrer Meyer nach Münster zogen, um Volk und Capitel zur Huldigung zu nöthigen. Dieß gelang. Allein als sie sich nach vollbrachter That einer trüglichen Sicherheit überließen, wurden sie von Delsperg aus durch Bischöfliche überfallen, und dem Pfarrer Meyer wurde ein Eid abgenommen, die Sache dem Bischöflichen Ausspruche zu überlassen. Jetzt setzte Bern seine Ehre auf diese Angelegenheit, und schickte Truppen nach Münster. Waldmann, Luzern, alle Eidsgenossen mißbilligten dieß. Fruchtlos. Bern waffnete noch stärker, nahm die Propstey, das Münster-Thal, den Tessen-Berg in Besitz, brandschatzte den Bischof, vergaß alle Mäßigung. Den Eidsgenössischen Drohungen setzte es die Bemerkung entgegen, „in allen Bünden habe sich Bern den Papst vorbehalten. „Die Ehre der Stadt erfordere dieß Mahl besonders, daß sie „die Ihrigen schütze.“ Mit Mühe konnte dahin vermittelt werden, daß die Berner dem Kriege entsagten. Das Münster-Thal behielten sie. Zwar wurden in einem späteren Vertrage dem Bischofe die hoheitlichen Rechte zurück gegeben; aber das Thal bekam zu Bern ewiges Bürgerrecht, genoß den Schirm der Stadt, mußte das gemeine Wesen verfechten helfen, und

durfte nur dann still sitzen, wenn Bern oder die Eidsgenossen mit dem Bischofe von Basel in Fehde standen. Die beyden Bewerber wurden zum Abstande gebracht, die Propstey durch den Papst im Jahre 1498 endlich einem Dritten überlassen.

Derselbe Innocenz, dessen Wartbriefe der Eidsgenossenschaft so viele Unruhe verursachten, sandte im Jahre 1487 zwey Commissarien in die Schweiz, mit dem Begehren, die im Gebirge zerstreuten, kleinen Gemeinden, welche in altchristlicher Einfalt die Römischen Kirchengesetze verschmäheten, auszurotten. Wir lesen indessen nicht, daß etwas geschehen sey.

Dagegen sendeten die Eidsgenossen im Jahr 1489 eine Gesandtschaft nach Rom, um über die Unordnungen der Geistlichen zu klagen, und zu begehren, daß der Bischof solche ausschweifende Cleriker ihrer Würde entsetzen, und den weltlichen Gerichten ausliefern müsse. Unvorsichtig genug hatte man zwey Gesandte gewählt, die selbst Courtisane und unkeusche Domherren waren, und es wird um so erklärlicher, wenn der Papst antwortete, „die Eidsgenossen sollen sich wohl hüthen, „ihre Hände an die Gesalbeten Gottes zu legen.“ „Durch „diesen Entscheid,“ bemerkt Anshelm, „kamen die geistlichen „Buben und die entlaufenen Mönche an die Pfründen.“ Aber derselbe Entscheid erbitterte auch die Eidgenossen so sehr, daß im Jahre 1491 auf der Tagsatzung zu Luzern die Aufhebung des dem Papste so vortheilhaften Bündnisses beynahe durchgegangen wäre. Auch mußte der Papst einige Jahre später einwilligen, daß große geistliche Uebelthäter dem gewöhnlichen Richter anheim fielen, und dieß wurde jederzeit ohne Schonung geübt, wie denn, um nur ein Beyspiel anzuführen, im Jahre 1504 im Thurgau ein Priester als Dieb gehangen worden ist. Ueberhaupt war die Eidsgenössische Freyheits- und Ordnungsliebe mit der Habgier und Herrschsucht der Römischen Curie und der äußersten Verdorbenheit ihrer Cleriker von Alters her in beständigen Kampfe. Nicht nur bestanden die Eidsgenossen darauf, große geistliche Verbrecher, welche wegen

der zerfallenen Kirchen-Disciplin von ihren geistlichen Oberen ungestraft blieben, nach weltlichen Gesetzen zu richten, sondern sie erlaubten sich auch, die Kirchengesetze selbst in Kraft zu erhalten, wenn sie von einem Bischofe, sey es aus natürlicher Milde, sey es aus Rücksichten auf Reichthum und Verwandtschaft, oder darum vernachlässigt wurden, weil der Bischof selbst ein Sünder, gegen die Schwachheiten Anderer die gleiche Nachsicht, wie gegen seine eigenen zeigen mußte. Daneben waren die Eidsgenossen den sonderbarsten Meinungen gläubig ergeben; aber dieselben verblendeten nicht ihren geraden, einfachen Sinn für Billigkeit und Gerechtigkeit. Als dem Landammanne von Appenzell zu Rom um Geld erlaubt wurde, seine Mitgevatterinn zu heirathen, beschloß die Landsgemeinde: „Was dem Landammanne um Geld Recht geworden sey, „möge in Zukunft jeder Appenzeller umsonst thun.“

Im Thurgau wurde Otto von Sonnenberg, Bischof zu Constanz, der Bern beleidigt hatte, und seine Thurgauischen Herrschaften von den Schweizern zu sondern trachtete, so daß sie den Eidsgenossen keine Kriegsdienste mehr leisten sollten, dadurch bestraft, daß 1483 sein Antrag zur Bundeserneuerung unbeantwortet gelassen, und erst dann genehmigt wurde, als der Bischof nachgegeben hatte. Der gleiche Bischof fand beharrlichen Widerstand, als er es im Jahre 1484 versuchte, Angelegenheiten wegen Zinsen und Zehnten vor den geistlichen Hof zu ziehen, und die Priester mit einer Steuer zu belästigen; aber er fand hinwiederum auch bey der Eidsgenössischen Gerechtigkeit kräftigen Schutz, als er selbst von dem Römischen Hofe bedrückt werden sollte.

Welche Kämpfe die Eidgenossen nicht bloß mit den Anmaßungen ihres Clerus oder den Verbrechen einzelner Glieder desselben, sondern auch mit der Verdorbenheit ganzer Orden zu bestehen hatten, wird das Folgende lehren. Im Jahre 1485 sah sich Bern genöthigt, den Deutschen Orden, der bisdahin seine Hauptkirche bedient hatte, wegen völliger

Unbrauchbarkeit, mit Hülfe einer Päpstlichen Bulle aus dem Besitze seiner reichen Pfründen zu vertreiben, und ein weltliches Collegiat=Stift mit vier und zwanzig Chorherrenstellen, welche die Regierung zu vergeben hatte, an dessen Stelle zu setzen. Bedeutend mochte zu dieser Veränderung der Wunsch beygetragen haben, reiche inländische Pfründen den Ausländern zu entziehen, und die Vergebung derselben aus fremden Händen in die Gewalt der Obrigkeit zu bringen. Die Klagen des Ordens beym Papste, beym Kaiser, beym Herzoge Siegmund, bey den Eidsgenossen waren fruchtlos; denn seine Schuld war zu wichtig, und klar erwiesen. Seine Ueppigkeit und Vernachlässigung aller Pflichten ging so weit, daß die übrige Geistlichkeit und die gesammte Bürgerschaft sich seiner schämen mußten. Bey dem allgemeinen Aufblühen der Wissenschaften blieben diese Ordensleute so unwissend, daß sie die Lateinischen Formeln des Gottesdienstes kümmerlich lesen konnten, und dennoch war ihr Stolz so groß, daß ihre Pfarrer dem Bischofe nicht gehorchen wollten. Dafür wurden sie öfters gebannt, und Bern mußte sie lösen. Mit dieser Unwürdigkeit verband sich noch die ausschweifendste Verschwendung. Nicht nur wurde der Ertrag der reichsten Pfründen von Fremden und Unwissenden unnütz verschleudert, sondern auch das Capital=Vermögen angegriffen, bis Berns Vaterlandsliebe erwachte, und es diesen Reichthum würdigen Landeskindern zu sichern beschloß. Diese Maßregel fand so allgemeinen Beyfall, daß selbst die gewaltsame Vertreibung dieses Ordens, welcher der Güte nicht hatte weichen wollen, niemanden befremdete, und daß alle Protestationen der Vertriebenen zu nichts führten, als daß die brauchbärsten in das neue Stift aufgenommen, den übrigen von Bern eine geringe Geldsumme zur Entschädigung ausgeworfen wurde.

Uebrigens gaben fast alle geistlichen Orden dergleiche Aergerniß. — Bey den Bernern wurden mehrere Aebtissinnen wegen ausgelassener Sitten verstoßen. — Sechs auf einander

folgende, schlechte Aebte zu Engelberg hatten die Unterthanen so unwillig gemacht, daß diese dem Kloster und seinem Abte Ulrich Walder den Eid aufsagten. Nur die bewaffnete Vermittlung der Eidsgenossen konnte den Gehorsam wieder herstellen. — Mit Wettingen waren die Eidsgenossen unter dem Abte Johannes Müller stets beschäftigt, bald um die Freyheiten des Klosters gegen die Eingriffe der Stadt Baden zu schützen, weit mehr aber, um die ausgelassenen Sitten des Klosters zu zähmen. — Wenn diese Klostervorsteher die Sitten vernachläßigten, so waren sie desto eifersüchtiger auf ihre Gewalt und Einkünfte; auch wurden die für die besten gehalten, die der Oekonomie wohl vorstanden. Selbst die Eidsgenossen schätzten die Aebte nach diesem Maßstabe. Der Glaube der damahligen Zeit selbst, mißleitet durch die Vorstellungen vom Ablasse für alle Sünden ohne Unterschied, auch die der Todten, von ungewissen Wundern, von dem Schrecken der Gespenster und mannigfaltiger Zauberey und Hexerey- und Hexen-Prozessen, dieser durch die unlautere Politik des Papstes selbst eingeführte Glaube begünstigte Unwissenheit und Laster, vor welchen zärtere Gemüther in Einöden entflohen. Unbeachtet verhallte die seltene Stimme eines würdigen Priesters. Von den Kanzeln war wenig Schöneres zu hören, als die Beschreibung der Murten-Schlacht, welche die Berner alljährlich verlesen ließen.

Sitten. Haben wir uns zu wundern, wenn so viele zusammen wirkende Ursachen, wenn ein vom Päpstlichen Stuhle verbreiteter Irrwahn, und die tiefe Versunkenheit des Lehrstandes, die angestrengtesten Sorgen Eidsgenössischer Tagsatzungen für Erhaltung der alten Sitten, bey denen sich würdige Häuslichkeit mit freyem und frohem Sinne vereinigte, ganz, oder zum Theile unnütz machten? Vor allen Dingen strebte man, die unglücklichen Folgen der unerlaubten ausländischen Dienste zu tilgen, den ausschweifenden Müßiggang, den soldatischen Uebermuth, das übermäßige Zechen, die Spiel- und

Raufsucht, Mord = und Diebsluſt, Unzucht und die Verführung der Jugend und der Knechte. Den 14. Januar 1484 beſchloß ein Eidsgenöſſiſcher Tag zu Beron=Münſter, nach dem Beyſpiele der Berner, alle Knaben, die älter als vierzehn Jahre wären, Gehorſam und Vermeidung des Reislaufens beſchwören zu laſſen. Ferner wurde verordnet, „Reisläufer als Todſchläger, Aufwiegler und Mörder, wo ſie immer betreten „werden, hinzurichten; bey den Fürſten ihre Geldforderungen „nie zu unterſtützen, heimathloſe Leute zu verbannen, und „ihre wilden, wüſten und unmäßigen Verſammlungen mit „Gewalt zu zerſprengen. Dagegen ſolle jeder Ort die Seinen „zur Arbeit und Ordnung, zur Ablegung des Müßigganges, „des Schwörens und Fluchens, der Sauf=, Spiel= und Zank„ſucht, auch zur Beſcheidenheit in der Kleidung anhalten, „und nahmentlich ſollen fortan die unanſtändigen knappen „und kurzen Kleider und die langen Raufdegen abgethan ſeyn.“ Mehreren Cantonen gefiel 1485 das Beyſpiel der Luzerner, die in jedem Amte ein Schelmenbuch für die Uebertreter dieſer Ordnungen hielten, und ihre Nahmen von Zeit zu Zeit in den Gemeinden verleſen ließen, ſie, ſo lange ſie in dieſem Buche ſtanden, mit dem Verluſte aller bürgerlichen Rechte, im Wiederhohlungsfalle mit dem Tode beſtraften. Aber der Nahmen waren zu viele, die Kriegsluſt, die Penſionen=Gierde, (Kronenfreſſerey, wie man ſie nannte,) die Beuteſucht zu ſtark. Die Geſetze wurden überwältigt. Nicht bloß der gemeine Mann, ſondern wohl angeſehene Landleute, vornehme Städter, ja die Regenten und Geſetzgeber ſelbſt nahmen an den Unordnungen Theil, und waren die erſten, die weiſen Anſtalten zu zernichten, die ſie ſelbſt getroffen hatten. So wurden z. B. beym Anlaſſe des unglücklichen Zuges der Walliſer ins Mailändiſche Eſchen=Thal, den wir oben mit wenigen Worten erwähnt haben, von der Tagſatzung zwey Geſandte, ein Schwyzer und ein Unterwaldner, abgeordnet, um die ungehorſamen Eidsgenöſſiſchen Reisläufer ernſt und ſtrenge heim zu mahnen. Statt

aber ihrer Sendung und der wohl erkannten Pflicht gegen das Vaterland ein Genüge zu leisten, stellten sich jene an die Spitze der Reisläufer, und wurden die Anführer eines Zuges, dessen Theilnehmer ein wohl verdientes Schicksal traf. Wen wird es wundern, wenn bey einer solchen Verachtung aller Heiligkeit der Gesetze die alten Uebel mit verjüngter Kraft fortdauerten?

Für die öffentliche Sicherheit sorgte im Jahre 1485 ein Tag zu Baden in Gemeinschaft mit dem Schwäbischen St. Georgen-Bunde. Es wurde beschlossen: „Wer an unwegsa-„men Orten oder zu ungewohnter Zeit wandle, oder von „den Wirthen als verdächtig angesehen werde, soll eingezogen; „wer einem solchen Unterschlauf gebe, wie er selbst, bestraft „werden, und über gefährliche Leute überall Gericht seyn."

Auch dem Wucher, diesem verhaßtesten aller Uebel, wurden in jenen Jahren Schranken gesetzt. Im Thurgau hatten die Juden, welche allgemein Geldgeschäfte trieben, so drückend die Oberhand gewonnen, daß sie z. B. die armen Leute zu Steckboren von Weib und Kind, Haus und Hof verdrängten, so daß von allen Eidsgenössischen Orten die Juden, als unnütze Staatsglieder, mit menschlicher Schonung, aber für immer aus der ganzen Eidsgenossenschaft, mit Ausnahme der zwey Badischen Dörfer Längnau und Endigen, verbannt wurden. In jenen unruhvollen, kostspieligen Zeiten konnte Jüdischer Wucher ganze Städte an den Rand des Unterganges bringen. Mühlhausen, welches wöchentlich fünf und zwanzig Gulden Zinse bezahlen mußte, kam in solche Verlegenheiten, daß von der Verlassung der Stadt gesprochen wurde, und nur freundschaftliche Hülfe und äußerste Vorsicht der gesunkenen Stadt wieder aufhelfen konnten. Eben so wurden durch örtliche Verfügungen die physischen und moralischen Bedrängnisse der Völker von verständigen und väterlichen Regierungen gemildert. Einer besonderen und rühmlichen Erwähnung bedarf hier die im Jahre 1486 erlassene Verordnung der Berner,

welche wir mit Stettlers Worten erzählen: „Weil auch die „von Bern der Leibeigenschaft unter Christen-Leuten keinen sat- „ten Grund aus Christlicher Liebe verspüren konnten; und „aber die Rhodiser- oder Maltheser-Herren ihre Angehörigen „zu Buchsee der Leibeigenschaft nicht entlassen wollten, so „schrieb Bern bemeldten ritterlichen Ordensleuten, ihre Un- „terthanen hiesiger Landen einer so schweren Last zu befreyen, „erklärten sich, die Leibeigenschaft in ihrem Gebiethe nach bis- „heriger Gewohnheit und Uebung nicht gestatten zu wollen, „und beschlossen dagegen, es sollen alle Leibeigene ihres Ge- „biethes, die im Lande weder abgaben- noch dienstpflichtig „wären, in Jahresfrist das Land räumen und wegziehen."

Wissenschaften. Hier kann einzig die Stadt Basel genannt werden, deren wissenschaftlicher Ruhm durch zwey Dinge gehoben wurde. Einerseits, weil diese Stadt zu ver- schiedenen Mahlen eine sichere Freystätte für gelehrte Männer wurde, welche öffentliches Unglück oder Unduldsamkeit von anderen Orten vertrieben hatte, und anderseits, weil daselbst mit besonderem Eifer die Buchdruckerey vervollkommnet wurde. Hans Amerbach, Hans Froben und ihre Geschlechter haben sich durch aufopfernde Ausbildung einer Kunst, welche Frey- heit und wissenschaftliches Licht gegen Tyranney und Verfin- sterungssucht am kräftigsten schirmt, begründeteren Ruhm er- worben, als viele Eroberer, die mit ihren blutbefleckten Lor- beeren, und viele Staatsmänner, die mit ihren hinterlistigen Weltverwirrungen unnennbaren Jammer über einen Theil der Menschen, ihrer Brüder, gebracht haben.

Hans Waldmann. 1489.

Hans Waldmann, Ritter, Bürgermeister von Zürich, ausgezeichneter Feldherr, vortrefflicher Staatsmann, war der Sohn armer Aeltern aus dem Dorfe Blickenstorf im Lande Zug. Als zartes Kind sah er im alten Zürich-Kriege sein heimathliches Dörflein durch Stüssi's Heer in Flammen ver-

finken. Zwey seiner nächsten Verwandten fielen bald darauf mit Ruhm an der Birs. Von da an ist das Schicksal seiner früheren Jugend unbekannt. Den acht- oder neunjährigen Knaben finden wir als Lehrling des Gerberhandwerkes zu Zürich. Schon frühe verrieth Waldmann große Anlagen. Neben anderen Vorzügen zeichnete ihn auch eine damahls seltene Kunstfertigkeit im Schreiben aus. Er fühlte sich zu einer ausgezeichneten Laufbahn berufen. Beredsamkeit, Muth, einnehmende Sitten, Stärke und große körperliche Schönheit gewannen ihm alle Herzen, und öffneten ihm ungeachtet seines niedrigen Standes und seiner lockeren Sitten den Zutritt in bessere Häuser. Um vier Gulden kaufte er das Bürgerrecht zu Zürich. Die Stadt schien Anfangs an ihm keine besondere Erwerbung gemacht zu haben. Nicht selten verleitete ihn überströmendes Jugendfeuer zu Ausgelassenheiten und Ausschweifungen, zur Liederlichkeitt und zur Verschwendung, um deren willen er zwar von der wilden, muthigen Jugend bewundert und beneidet, von dem kaltblütigeren, weiseren Rathe aber zwey Mahl im Wellenberge gethürmt wurde. Nach seiner Befreyung erwarb er sich durch Heirath einiges Vermögen, vermehrte es durch Eisenhandel, und gebrauchte dasselbe, um sich durch Freygebigkeit, so wie durch den Beystand in Prozeß-Sachen die Liebe des Volkes zu erwerben. Dadurch stieg er schnell. Neid und Scheu vor seinem geistigen Uebergewicht hielten ihn zwar so lange, als möglich, von Stellen und Einfluß entfernt; aber durch seine Geschicklichkeit machte er sich seinen Feinden furchtbar, und trat siegreich aus dem Kampfe, durch welchen seine Neider seine Talente im Finstern zu halten versuchten. Er war schon Zunftmeister, als der Burgundische Krieg über die Eidsgenossen kam. Früher hatte er sich als wackeren Krieger bey Mühlhausen, Waldshut und im Kempten-Zuge gezeigt. Diesen Ruhm erneuerte er bey Hericourt und den ersten Einfällen in die Waat. Er wurde Anführer der Zürcher. Vor Granson erhielt er den Ritterschlag. Die

Bewahrung von Freyburg, die Führung des Eidsgenössischen Gewalthaufens bey Murten wurde ihm anvertraut. Seinen Feldherrenruhm gründete der Tag bey Murten, dessen Siegeskrone Waldmann mit Hallwyl und Hertenstein theilte. Von da an war er auf allen Tagsatzungen hervor leuchtend, Glied vieler Gesandtschaften. Ihm dankte Renat von Lothringen die Hülfe der Eidsgenossen und den Gewinn der Nancy-Schlacht. Seine Gunst vorzüglich suchten und belohnten mit Ehrenstellen und Pensionen die auswärtigen Mächte, (z. B. Frankreich, Oesterreich, Savoyen, Lothringen, Mailand, Rom.) Sein Reichthum stieg für jene Zeiten außerordentlich. Bald konnte er sich ein Schloß und eine Herrschaft erkaufen. Ihn achtete man für den reichsten aller Eidsgenossen. Seinen Reichthümern gleich stieg auch seine Macht und sein Ansehen, weil er dieselben edel benutzte, den Armen vielfältig half, seiner Stadt, vielen geistlichen und weltlichen Herren beträchtliche Summen ohne Zinse darlieh. Zu Zürich erhielt Waldmann die Würde eines Oberst-Zunftmeisters, die zweyte im Staate. Nicht zufrieden mit dieser ehrenvollen Auszeichnung, trachtete er nach dem Letzten und Höchsten, was Zürich ihm biethen konnte, nach der bürgermeisterlichen Würde.

In diesem Amte standen Heinrich Röust und Heinrich Göldlin, Ritter, von edeln, alten Regenten-Geschlechtern, beyde im Frieden und Kriege erfahren, nur an Talenten geringer, als Waldmann. Der erste ein guter, anspruchloser, der zweyte ein ganz in seinem Amte lebender Mann, auf Tagleistungen, Gesandtschaften, durch angestammten Reichthum ausgezeichnet, Vater von sechs Söhnen. Lazarus Göldlin, sein Vetter, Reichsvogt und Rathsherr, war die zweyte Stütze des Hauses. Im Jahre 1483 brachte es Waldmann dahin, daß Göldlin bey der Bürgermeisterwahl übergangen, und er selbst an dessen Stelle gesetzt wurde. Im Jahre 1484 siegte Göldlins Partey wieder, und Waldmann mußte weichen, aber im Jahre 1485 errang er einen neuen dauernden Triumph, und

suchte nun die gestürzten Göldlin, so viel möglich, von der öffentlichen Verwaltung zu entfernen. Der Alt-Bürgermeister wurde von Tagsatzungen und den ihrer Einträglichkeit wegen besonders beliebten Gesandtschaften ausgeschlossen. Eine Gnade, die der Bischof von Constanz einem seiner Söhne erzeigen wollte, sah er durch Waldmann vereitelt. Lazarus Göldlin wurde durch den in verbothenem Genusse ausschweifenden Bürgermeister an seiner häuslichen Ehre gekränkt, hierauf wegen einer bösen That aus dem Rathe gestoßen. Aber durch alle diese Schritte zog sich Waldmann den gefährlichen Haß aller edeln Geschlechter zu, und statt denselben durch sanfte Mittel zu begütigen, setzte er den schon Beleidigten neue Bedrückungen und rohe Gewalt, höhnische Verachtung und unverdiente Erniedrigung entgegen.

Im Besitze der höchsten Ehre, zu der ein Eidsgenosse in seinem Vaterlande gelangen kann, Vorsteher eines Cantons zu seyn, faßte Waldmann den Gedanken, seine Stadt auswärts groß, zum Haupte der Eidsgenossenschaft, im Inneren zu einem vortrefflichen Gemeinwesen zu machen. Zu diesem Ende hin stiftete er eine vertraute Verbindung mit zwölf der besten und geistreichsten Männer, die er in seiner Vaterstadt finden konnte. Täglich waren diese seine Tischgenossen auf dem Gesellschaftshause zum Schnecken. In den schönen Stunden, die Waldmann in diesem Kreise verlebte, reiften seine vorzüglichsten Plane zur Erhebung und Vergrößerung Zürichs, zur Veredlung des Gemeinwesens, Zernichtung des Eigennutzes, der Pfafferey, des Adelsgeistes, und der kleinlichen Raths-Cabalen, und diese Plane wurden nicht nur gefaßt, sondern auch ausgeführt.

Durch viele Erwerbungen, (Stein, Höng, Birmenstorf, Urdorf, Dübendorf, Rieden, Dietlikon,) mehrte er die Macht der Stadt. Alle Gerichtsherrlichkeit wollte er in den Händen des Staates vereinigen. Er verschaffte der Stadt die Zierde der Reinlichkeit, und wollte ihr auch den Schmuck höherer

Geistesbildung aneignen, indem er verordnete, daß er selbst und die übrigen angesehensten Staatsmänner Zürichs Geschichte beschreiben sollten. In jeder Hinsicht war er unermüdet, den Staat zu verbessern, Mißbräuche zu verbannen, nützliche Einrichtungen und Anstalten zu treffen. — Seinen Einfluß auf die Eidsgenossen benutzte Waldmann vor allen Dingen, um der zu Bern vorherrschenden Französischen Partey das nothwendige Gleichgewicht zu halten. Wir haben gesehen, wie es ihm gelang, die Orte zur Erneuerung der Erbvereinigung mit Maximilian zu bewegen. — In den Italiänischen Verhältnissen war er Mailändisch. — An den verwickelnden Bündnissen des Römischen Hofes trug er kein Gefallen; hindern konnte er sie jedoch nicht; daher suchte er, sie möglichst zu benutzen, indem er dem Papste Innocenz VIII. das bereits erwähnte Concordat abnöthigte, das die Zürcherische Geistlichkeit in allen Dingen bürgerlicher Ordnung unterwarf, und ihre Rechte, Freyheiten, Gewohnheiten, Freudengenüsse empfindlich schmälerte. Der Zweck des Bürgermeisters mochte rein, und auf die Ausrottung schreyender Mißbräuche berechnet seyn; aber seine Handlungsweise war zu rasch und herrisch. Mit der heftigen Feindschaft des Adels, der es nicht ertragen konnte, daß einer, im niedrigsten Stande geboren, sich also empor schwinge, die alten Ehernhäuser verachte und mißhandle, und dagegen niedrige, selbst viele, verächtliche Menschen seiner Freundschaft und seines vertrauten Umganges würdige, verband sich noch der tief gehende Haß des mächtigen, einflußreichen und schwer gekränkten Clerus. — Alles dieses achtete Waldmann zu wenig. Er besaß ein Selbstvertrauen, das alle Regeln der Klugheit verschmähte, und sein zunehmender Stolz verblendete ihn vollends. Es schien ihm genug, den Adel im Rathe durch die Zunftmeister im Zaume zu halten. Auf diese Männer des Volkes, durch die er sich die Liebe der Bürger zu bewahren hoffte, stützte sich daher Waldmann zutrauensvoll. Nachdem er so seinen Einfluß sicher gestellt zu haben glaubte, begann er rasch seine zahlreichen Verbesserungen.

Eine lange Reihe von Gesetzen über Bürgerannahmen, Reislaufen, Amtsbewerbungen, Abgaben, Beutegelder, Subsidien, Zeughäuser, Kriegs-Cassen, Wein- und Ackerbau, Forstwesen, Theilung allzu großer Bauerhöfe, Allmenden, Frohnen, Zölle, Salzhandel u. s. f. erfolgte in den Jahren seiner Regierung. Jedes dieser Gesetze war wohl gemeint, viele vortrefflich, alle zusammen genommen hätten wesentliche Verbesserungen in dem Zürcherischen Gemeinwesen hervorbringen müssen; aber der Verbesserungen wurden in kurzer Zeit zu viele, und diese lästige Menge wurde noch zudem mit großer Strenge in Gang gebracht; und wenn schon die meisten dieser Gesetze aus alter Zeit herstammten, und nur wieder in Kraft gesetzt werden mußten, weil sie während der Burgundischen Kriege in Vergessenheit gerathen waren, so schienen sie doch Vielen neu und hart. Die an Ausgelassenheit gewöhnten Gemüther wurden schwierig, und was, mit weiser Mäßigung angewendet, Wohlthat hätte seyn müssen, wurde durch unkluge Uebertreibung zum Zündstoffe gefährlicher Bewegungen. — Waldmann, um alles unbekümmert, handelte wie ein strenger, wohl meinender Vater, der seinen Kindern keine Rechenschaft schuldig zu seyn glaubt, und seine weisen Plane auch dann fest verfolgt, wenn die Kinder dieselben mißbilligen. Aber die Zürcherischen Unterthanen, bey denen schon der alte Zürich-Krieg dem Ansehen der Regierung für alle Zeiten einen erschütternden Stoß gegeben, hatten in den Burgundischen Kriegen vollends verlernt, willige Kinder zu seyn. Da reizte sie Waldmann durch eine beträchtliche Vermögenssteuer, die er ohne Bewilligung ausschrieb und eintrieb, noch mehr. Der Eidsgenosse bezahlt die Abgaben, deren Nothwendigkeit er einsieht, und die nach dem Gesetze gefordert werden; unkluge und eigennützige Angriffe auf seinen Besitz duldet er nicht. Diese Erfahrung machte damahls Waldmann. Täglich, ohne daß er es ahndete, steigerte sich der Mißmuth und Unwille des Volkes. Mit Freude bemerkten Waldmanns zahlreiche

Feinde diese Bewegungen. Oft versammelten sie sich heimlich in einer Capelle des Prediger-Klosters, und entwarfen da zu seinem Untergange den sichersten Plan, der nie ganz enthüllt, sondern nur theilweise errathen wurde, weil man nach Waldmanns Untergange Sorge trug, alle erläuternden Urkunden, alle Aufschluß gebenden Werke gleichzeitiger Schriftsteller zu zernichten. Die Feinde Waldmanns mochten sich ungefähr zu Folgendem vereinigt haben: Für sein muthiges Durchgreifen die größte Bewunderung gegen ihn zu erheucheln; ihn noch auf weit mehr Gebrechen und Mißbräuche aufmerksam zu machen; eine eben so lebhafte Vertilgung derselben zu befördern; den Bürgermeister in allen Dingen zu immer gewagteren Schritten zu verleiten; alle Warnungen zurück zu halten; heimlich den Unwillen des Volkes immer mehr zu entflammen, und mit Achselzucken, mit halben Worten, mit erstickten Seufzern und frommem Augenverdrehen alle Schuld der drückenden Mißgriffe auf Waldmann zu wälzen. Zugleich wurden des Bürgermeisters Schwächen, seine Lust, mit niedrigen, ja mit wahrhaft verächtlichen Leuten vertraulich umzugehen, seine häufigen und auffallenden Verstöße gegen die Sittlichkeit, durch die er manche Ehre beleidigte, und viel häusliches Glück zertrümmerte, in vertrauten Gesprächen, wahrscheinlich auch im Beichtstuhle, gut benutzt, um die öffentliche Meinung auf alle Weise gegen ihn zu stimmen, bis die Zeit gekommen sey, in der das Mißvergnügen in einen wilden Ausbruch über gehe, und Waldmann mit Schimpf und Schande von seinen Maßregeln abstehen, und entweder, jedes Ansehens beraubt, sich in Dunkelheit zurück ziehen, oder bey fester Vertheidigung seiner Werke unterliegen müsse.

Dieser Plan war scharf auf Waldmanns Charakter berechnet, und der Verrathene spielte seinen Feinden so gut in die Hände, wie wenn er absichtlich ihre schändlichen Entwürfe unterstützt hätte. Er kam ihnen nicht nur in Beziehung auf die Verwaltung des Zürcherischen Staatswesens, nein, er kam

ihnen auch in Beziehung auf die ganze Eidsgenossenschaft zu Hülfe, indem er sich eines Verbrechens schuldig machte, welches nicht allein seinen zahlreichen Neidern volle Gelegenheit gab, mit allem Rechte ihre Stimme gegen ihn zu erheben, sondern welches auch nach den damahligen Begriffen von einer rächenden Gottheit Waldmanns eigenes Blut forderte.

Frischhans Theilig von Luzern, den wir als Sieger bei Giornico gesehen, kam in Handelsgeschäften nach Zürich. Man wußte, daß er sich öfters mit Bitterkeit über die schlechte Führung jenes Krieges beklagt, und Waldmann der Parteylichkeit für Mailand beschuldigt hatte. Jetzt in Zürich sagte er nichts. Dennoch wurde er gefangen gesetzt, und ungeachtet aller Fürbitten einer großen, außerordentlichen Luzernerischen Gesandtschaft wurde der Held und Sieger von Giornico mit Spott und Hohn wegen einiger flüchtigen, verjährten Reden gesetzwidrig enthauptet. Es entstand große Feindschaft. Lange wurden die Tagsatzungen, welche zu Zürich gehalten wurden, von den Luzernern nicht mehr besucht. Wenn die Zürcher nach Luzern auf Tagsatzungen ritten, rief viele Jahre hindurch Theiligs Weib aus den Fenstern ihnen zu: „Wider „Gott, Ehre und Recht habt ihr meinen lieben, unschuldigen „Mann jämmerlich umgebracht!“ Aehnliche Grausamkeit bewies Waldmann durch die Ersäufung eines ganz geringen Mannes, der Uebels über ihn geredet hatte. Einem Anderen, der sich selbst anklagte, verzieh er. Er war noch der Allgebiethende. Sein Wille war Gesetz. Seine Stunde hatte noch nicht geschlagen!

Um diese Zeit vermehrte er den Unwillen vieler Eidsgenossen, welche schon lange mit Eifersucht auf den vom Glücke, wie von den Mächtigen der Erde begünstigten Mann, und das unter seiner Leitung stehende Zürich hingesehen, dadurch, daß er mehrere Monathe lang die Oesterreichischen Pensionen, von denen Viele zu empfangen hofften, und die er als Haupt der Oesterreichischen Partey in der Eidsgenossenschaft verthei-

len sollte, nicht auslieferte. Mächtiger erhoben sich Neid und Mißgunst. Es ertönten Stimmen, „Waldmann maße sich „an, der Eidsgenossen Herr zu seyn.“ Immer mehr entfremdeten sich von ihm die Gemüther der Eidsgenossen durch seine Schuld.

Das war es, was seine Feinde gewünscht hatten. Das gleiche Ziel suchten sie auch im Inneren des Cantons Zürich zu erreichen. Viele der Feinde Waldmanns klagten im Rathe mit scheinbarer Ehrbarkeit über den Verfall des bürgerlichen Hauswesens durch Vernachlässigung der alten Ordnung, durch übertriebene Kleiderpracht, Gastgebothe, Gelage, Geschenke. Viele gutmeinende Untervögte, viele von Waldmanns Freunden redeten im gleichen Sinne. „Was Kaisern und Königen,“ hieß es, „was den weisen Bernern, den mannfesten Eidsgenossen nicht gelungen sey, das werde seine erprobte Klugheit „zu Stande bringen.“ Durch alles dieses ließ sich Waldmann bewegen, auf Genüsse, die er selbst liebte, die dem Volke zur anderen Natur geworden waren, einen Angriff zu wagen, der tausend Herzen verwundete, und tausend Gemüther empörte. Kein Vernünftiger leugnete die Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Waldmannischen Verordnungen. Auch uns, wenn wir einen einzigen Blick auf die gesunkenen Sitten der damahligen Zeit werfen, müssen sie in ihrem vollen Lichte erscheinen; aber eben weil das Volk in seinen sittlichen Verirrungen schon so weit gegangen war, konnten ihm so viele und plötzliche Einschränkungen seines ausgearteten Willens nicht anders, als im Lichte unerlaubter Neuerungen, ungerechten Zwanges, tyrannischen Druckes erscheinen. Daher erklärt sich der allgemeine Mißmuth, mit welchem diese Verordnungen aufgenommen wurden. Bald erfolgte eine neue, härtere Kränkung.

Es hatten Einige einen Hirsch aufgejagt, verzehrt, und wurden verrathen. Bey diesem Anlasse schlug Göldlin vor, „man solle die großen Bauerhunde, die in Feld und Wald „viel Schaden thun, todt schlagen.“ Seine Freunde unterstütz-

ten ihn mit mannigfaltigen Gründen. Waldmann, der wohl wußte, wie lieb dem gemeinen Manne sein getreuer Hund sey, verschob die Berathung. Eifriger trieben nun seine Gegner. Jeden Rathstag brachte Göldlin die Sache zur Sprache. Einst entgegnete Waldmann unwillig: „Was hülfe ein Befehl, „der nicht erfüllt werden kann? Wer unter Euch will im „Lande umher ziehen, die Hunde zu tödten?“ Da anerbothen sich voreilig Meiß und Frauenfeld, seine Freunde und Tischgenossen, um ihre herzhafte Treue zu beweisen. Der Befehl erging. Er setzte das Land in größere Bestürzung, als wenn Oesterreich oder Burgund aufs neue gedroht hätten. Die Bothen des Landes kamen in die Stadt, sie erhielten kein Gehör. Waldmann gab zu verstehen, die Sache sey nicht sein Werk. Die Gegenpartey sprach: „Was geschieht ohne ihn, dessen „Knechte wir Alle sind? Er ist auch Schuld, und nicht wir, „daß kein ehrlicher Mann auf seiner Hochzeit, keiner mit Nachbarn und Freunden nach alter Weise von Herzen sich freuen „darf.“ — Am See wurden achtzig große Hunde erschlagen. Stumm vor innigem Leidwesen sahen die Landleute zu. Hier sprach Einer, er wollte lieber, man schlüge ihm den Ochsen im Stalle, als den Hund beym Hause; dort ein Anderer, er wolle bey seinem Hunde sterben; ein Dritter spannte seine Armbrust gegen die vollziehenden Rathsglieder. Als zu Affholtern die Thiere auf einem öffentlichen Platze zusammen getrieben waren, erhob Mann, Weib und Kind ein herzerschütterndes Jammergeschrey. Bey Mettmenstetten im Freyamte standen bey sechsthalbhundert Landleute, jeder mit seinem Hunde am Stricke, auf einer großen Wiese, und bothen Recht. Der Befehl konnte hier nicht vollzogen werden. Als Meiß bald darauf der Sprache beraubt wurde, behauptete jedermann, Gott habe den Jammer der unschuldigen Creaturen also an ihm gerächt. Der Rath ließ dieses Gesetz in Vergessenheit kommen, und übersah alle vorgefallenen Unordnungen. Dennoch blieb das Land unruhig. Die Nachgiebigkeit des Raths

machte das Volk täglich begehrlicher. Man wagte sich bald auch an die nicht minder verhaßten Sittengesetze, um so muthiger, da das Land erkannt hatte, daß die Regierung unter sich selbst entzweyt sey.

Zuerst regten sich die Seebewohner, ein frischer, kühner, trotziger, rascher, listiger Menschenschlag, glücklich in blühenden Dörfern, in einem gesegneten Gelände, durch unermüdeten Gewerbsfleiß wohlhabender, als Andere, von je her durch warme Freyheitsliebe ausgezeichnet, die aber bei den Roheren nur allzu leicht in Hang zur Gesetzlosigkeit, zu ungebundenen Sitten, in Eigensinn und Frechheit übergeht. Einer der Frechsten, Rudolf Rellstab von Meila, beschloß, seinem Sohne eine Schenke, (Hochzeitgelage,) zu geben. Da aber nach den Verordnungen niemand aus den Nachbardörfern eingeladen werden durfte, so wurde verabredet, ein Weinfaß auf den Markstein zwischen Meila und Herrliberg zu wälzen, es vorn und hinten anzubohren, und von beyden Seiten auszutrinken. Ungünstige Witterung verhinderte dieß. Doch vereinigte sich eine Zahl von Jünglingen, die über den Besuch fremder Gelage bestehenden Gesetze nicht zu beobachten. Vier bis sechs hundert Mann aus mehreren Dörfern besuchten den sechs und zwanzigsten Februar 1489 ein Gelage zu Erlenbach. Dort sprach sich der Unmuth laut aus. Man beschloß, von der Stadt Abstellung der die Rechte und Freyheiten des Volkes beschränkenden Neuerungen zu verlangen. Waldmann zeigte, daß seine Gesetze keine Neuerungen und Eingriffe in die alten Freyheiten seyen, sondern schon lange bestanden haben, und nur wieder frisch gehandhabt werden. Er wies das Begehren des Volkes von der Hand. Neuer Grund zur Unzufriedenheit. Drey Tage später, den ersten März, waren anderthalbtausend Mann zu Meila auf der Fastnacht. Rellstab scheute sich nicht, an ihrer Spitze zu seyn. Des folgenden Tages erhielt eine ansehnliche Gesandtschaft von Zürich von den Bauern trotzigen Bescheid. Der ganze See war in

Gährung. Waldmann erkannte den Geist des Aufruhres, und nahm aus den treu gebliebenen Gemeinden drey hundert Mann Besatzung in die Stadt. Von dem an erschienen auf und an dem See jede Nacht Fackeln und Lichter. Man ahndete Zusammenkünfte und Verschwörungen. Am vierten März erschien der ganze See, mit einziger Ausnahme der Gemeinde Kilchberg, bewaffnet vor der Stadt. Sie war verschlossen, die Mauern besetzt. Die Regierung schien standhaft. Eidsgenössische Vermittelungsgesandte trafen ein, und bewirkten, daß von jeder Gemeinde zwey Mann, im Ganzen vier und zwanzig, vor dem großen Rathe angehört wurden. Diese redeten heftig von den beschränkenden Verordnungen. Der Bürgermeister, nachdem er die Meinung des Rathes vernommen, sprach zu den Abgeordneten mit jenem Blicke und jener Stimme, die in vielen Schlachten Gehorsam gebothen, warf ihnen die Unverschämtheit vor, eine Erneuerung eines alten Gesetzes, welche von ihrem eigenen Dorfvorgesetzten zum Besten der durch üppige Ausgelassenheit allgemein sinkenden Hauswesens gefordert worden sey, und in der Stadt eben so gut, als auf dem Lande gehandhabt werde, für Eingriffe in ihre Rechte und unbillige Bedrückungen auszugeben. Er fuhr sie an über ihre Rottirungen, versprach über einzelne Beschwerden die altgewohnte Gerechtigkeit, und befahl ihnen, heim zu gehen, und den Gesetzen gehorsam zu seyn. — Sie entfernten sich betroffen. — Aber draußen im Lager hatte die Zahl der Empörer durch viele Hunderte aus den Aemtern Grüningen, Greifensee und anderswoher zugenommen. Die vom See hatten mit Erfolg Aufwiegler durch die ganze Landschaft ausgesendet. In dem Lager wurde getrunken, gesungen, gejubelt, gepfiffen, getrommelt, und Waldmanns Befehlen getrotzt. Jetzt gaben die Eidsgenossen den Bauern in einer Seewiese bey Zollikon Gehör. Man kam überein, daß funfzig derselben ihre Klagen vortragen, und alle Entscheidung den Eidsgenossen anheim fallen solle. Aber der Bürgermeister, im Gefühle seiner

Würde, besorgt für die Ehre und Rechte seiner Stadt, verwarf den Antrag, von den Eidsgenossen zwischen der Stadt und ihrem erkauften oder erstrittenen Lande als gleichen Parteyen richten zu lassen. Er zeigte, daß die ewigen Bünde alle Orte verpflichten, den Frieden, die Ordnung und die Gesetze zu erhalten, und die bestehenden Obrigkeiten zu schirmen. Er zeigte, daß kein Ort sich weiter in die inneren Angelegenheiten seiner Mitverbündeten mischen dürfe.

Und wie gefährlich mußte nicht den Zürchern die angebothene Schlichtung des Streites erscheinen. Von sieben Orten, welche als Schiedsrichter auftreten wollten, waren fünf demokratisch. Schon längst sahen sie mit Neid auf die Macht der Städte. Immer mochte noch ein heimlicher Unwille vom alten Zürich-Kriege her herrschen, und mehrere Bothen waren Waldmann, oder Zürich persönlich abgeneigt. Endlich vereinigte man sich, daß die Stimme des Volkes von Gemeinde zu Gemeinde geprüft werden sollte, und dann der Zürcherische Rath mit Zuziehung der Eidsgenössischen Bothen über die Sache abzusprechen hätte. Die Rathsglieder, welche das Land durchreis'ten, stellten nun dem Volke alles in einem richtigeren Lichte dar, als es von den Freunden der Unordnung, voreiligen Hitzköpfen, heimlichen Feuerblasern und Unruhestiftern war angesehen und geschildert worden. Allgemein sprach das Volk verwundert: „Wenn die Sache so ist, so setzen wir „zu unsern Herren Leib und Gut, wie unsere Väter, weder „mehr, noch minder; daran zweifelt nicht!“ An vielen Orten fügte man den Wunsch bey; „daß den Seebauern ihre Ueber„eilungen nicht verdacht werden möchten.“ Die zusammen gelaufenen Rotten zerstreuten sich unter vielen Unordnungen, Beschädigung und Beraubung derer, die treu geblieben waren. Die Regierung ließ sich willig finden, einige der verhaßtesten und beschwerlichsten Verordnungen zurück zu nehmen; wobey man sich im Geiste vorbehalten mochte, dieselben bey gelegenerer Zeit mit mehr Klugheit und Mäßigung wieder auf die Bahn

zu bringen. Dem Volke wurde auferlegt, „der Obrigkeit in al=
„len Dingen Gehorsam zu schwören.“ Seine Freyheiten und Rechte wurden neu bestätigt. Waldmann und der Zunftmei=ster Oehen verbürgten sich für die Erfüllung des Versprechens.

Wahrscheinlich wäre nun die ganze Sache beygelegt ge=wesen, wenn nicht Waldmann aus zu weit getriebener Sor=ge für die Würde der Stadt und Liebe zur eigenen Ehre sei=nen glücklich errungenen Sieg selbst wieder vereitelt hätte. Als die sehr glimpflich abgefaßte Urkunde der geschlossenen Ue=bereinkunft im offenen Rathe vorgelesen wurde, erhob sich Waldmann von seinem Sitze, hielt eine feurige Rede über die unverletzlichen Herrscherrechte der Stadt, und befahl die Urkunde dahin abzuändern; „die Bauern haben nur vermeinte „Klagen vorgebracht, und um Gottes, unsrer Lieben Frau „und ihrer Väter willen demüthiglich um Verzeihung ihres „Unrechtes gebethen, und so viel Gnade erhalten, daß ihre Be=„schwerden bey der ersten Muße untersucht werden sollten.“ Niemand widersprach, Waldmanns Freunde aus blinder Liebe, seine Feinde aus planvollem Hasse. Die also geänderte Ur=kunde wurde auf den Zünften vorgelesen, Schmeichler fügten mündlich bey, „die Bauern haben knieend um Verzeihung ge=„bethen.“ — Dagegen wollten viele Eidsgenössische Gesandte den verfälschten Abschied von dem Stadtschreiber nicht annehmen, eben so die Abgeordneten der Landschaft. Sie verreis'ten unwillig. Dennoch glaubte Waldmann, durch diese Maßre=gel seinen Triumph gekrönt zu haben. Uebermüthiger, als nie zuvor, eilte er mit vielen leichten und losen Gesellen auf eine Lust= und Erhohlungsreise nach Baden. Sein Uebermuth, die Reden, die Drohungen, das ganze Betragen seiner Anhänger erregte in gleichem Maße die Furcht und den Unwillen derer, die unterlegen waren.

Mittlerweile wurde der Bürgermeister sehr verunglimpft. Jedes voreilige Wort, das er je geredet, jeder unbesonnene Schritt, den er je gethan, wurde aufs Schlimmste ausgedeu=

tet, besonders sein Benehmen in der letzten Zeit zu Stadt und Land aufs bitterste gerügt. Bald war der See wegen der Verfälschung der Vergleichs-Acte in neuer, heftiger Bewegung. Die kühne Jugend drohte, den Bürgermeister aus Baden heim zu hohlen. Der gewarnte Waldmann mußte nach Hause eilen. In Zürich erschienen funfzig Bothen der Seegegemeinden vor dem großen Rathe, und bezeugten ihr Erstaunen, daß die Zürcherische Regierung sich an ihrem Volke und einer durch die Beystimmung der Eidsgenossen geheiligten Urkunde also habe vergreifen können. Sie sprachen mit Entschlossenheit. Da ihre Reden vergebens waren, so schmetterten sie die Rathsthüre hinter sich zu, und eilten ohne Verzug aus der Stadt. Den Eidsgenossen schrieben sie, „Zürich habe den „Vertrag gebrochen, darum glauben auch sie sich nicht mehr „an denselben gebunden.“ Wenige Tage später standen die Empörer, sechs tausend Mann stark, bewaffnet bey Küßnacht, und ihr Benehmen lehrte, daß sie mit den Feinden Waldmanns in der Stadt einverstanden waren. Sie reizten durch Abgeordnete das ganze Land zum Aufruhr, nahmen Schlösser ein, stürmten nur Kiburg vergebens, plünderten die treu gebliebenen Dörfer, vorzüglich Kilchberg, und erlebten den Triumph, daß sich der Landvogt von Grüningen an der Spitze seiner Mannschaft mit ihnen vereinigte. Zwey beliebte Rathsglieder, Conrad Schwend und Heinrich Escher, beyde Ritter, erhielten mit Mühe und Lebensgefahr von den Aufrührern nur einen kurzen Waffenstillstand; doch wurden Waldmann und Oehen, als die Verfälscher der Urkunde, nahmentlich von demselben ausgeschlossen. Gegen diese gefahrvolle Zeit waffnete sich Waldmann, so gut er konnte. Die Mauern wurden besetzt, Geschütz aufgeführt, die Stadtknechte verdoppelt und bewaffnet. Der Bürgermeister selbst ging immer in voller Rüstung, und schlief, von zahlreichen Wachen umgeben, auf dem Rathhause nicht so sicher, als da er noch allein von der Liebe seines Volkes beschirmt war. Die erschrockene Stadt selbst bewies we-

nig Haltung. Viele Bürger waren eben so unwillig, als das Landvolk. Waldmanns Ansehen sank auch in der Stadt mit jedem Tage. Die Eidsgenossen, welche nach der Verkommniß von Stanz die Obrigkeit hätten retten müssen, sandten nicht ihre Heere, aber ihre Bothen nach Zürich, und auch unter diesen befand sich mit Ausnahme des Doctors Thüring Frikhard von Bern, der im Verfolge, weil er der guten Sache das Wort zu reden versuchte, zur Sicherung seines eigenen Lebens von Zürich entfliehen mußte, nicht ein einziger Achtung gebiethender Mann, wohl aber wiederum mancher, der Waldmann, oder der Stadt persönlich abgeneigt war. Mit diesen Eidsgenössischen Gesandten speis'te der Bürgermeister im Gasthofe zum Schwert. Da erhob sich auf der zwischen dem Gasthofe und dem Rathhause liegenden Brücke wildes Getümmel. Waldmann eilte ans Fenster, und sah seinen treuen Diener, den Stadtknecht Schneevogel, auf dessen Verstand, Muth und Herz er trauen durfte, an dem er mit solcher Freundschaft hing, daß er oft mit ihm Arm in Arm durch die Gassen ging, um unbesonnener, drohender Reden willen von vier Mann erstochen. Die Eidsgenossen hatten die grösste Mühe, den Bürgermeister, der in seinem Zorne hinunter eilen wollte, um den Gefallenen zu rächen, zurück zu halten, damit er nicht sich selbst einem gleichen Schicksale bloß stelle. Schneevogels Mörder entflohen in die unverletzliche Freystätte des Fraumünsters, aber noch an eben demselben Tage gingen sie frey herum. Das hätte den Bürgermeister warnen können; allein seine Stunde hatte geschlagen!

Die Lage der Dinge wurde so gefährlich, daß man Waldmann rieth, sich mit seinen treusten Freunden von Zürich zu entfernen, bis die grösste Hitze des Volkes verraucht sey. Er, im Vertrauen auf seine Unschuld, hielt es für würdiger, zu bleiben, und am folgenden Morgen, den ersten Aprill 1489, den Bürgern von Zunft zu Zunft Rechenschaft seines Thuns und Lassens zu geben. Mit Recht fürchteten seine Feinde diese

Maßregel. Daher entwarfen sie einen Anschlag, dieselbe zu verhindern. Schon hatte Waldmann einige Zünfte besucht, und zu seinem Vortheile gestimmt. Gleichen Erfolg hätte er bey den übrigen errungen. Er war auf der vierten, da erklang mit Einem Mahle die Rathsglocke. Waldmann schnell auf das Rathhaus. Niemand wollte wissen, wer den Befehl gegeben; aber der Rath sammelte sich. Es wurden Geschäfte vorgebracht. Waldmann sah sich aufgehalten. Die Zeit verfloß. Die Zünfte wurden ungeduldig, und gingen aus einander. Alles drängte sich voll Mißmuth und Erwartung dem Rathhause zu. Unter dem versammelten Volke trieben die Feinde des Bürgermeisters, voraus Lazarus Göldlin, die Spannung aufs höchste. Man kam auf den Gedanken, den Rath zu bitten, durch einen Ausschuß der Regierung und der Bürgerschaft mit dem See Frieden zu schließen. Lazarus Göldlin mit noch Zweyen sollte dieß Begehren vor den Rath bringen. Sie wurden, obschon ihr Vortrag schneidend war, willig angehört, und man wäre aller Wahrscheinlichkeit nach auf ihre Vorschläge eingegangen; allein Göldlin entfernte sich wieder, ohne den Entscheid abzuwarten. Unten an der Rathhaustreppe stand sein Knecht mit Mordart und Rüstung. Lazarus waffnete sich, und rannte bewaffnet unter das Volk. „Daß sich Gott der armen Stadt erbarme!“ schrie er mit jämmerlicher Stimme. Seine Anhänger und gedungene Leute wiederhohlten das Geschrey. Viel bewaffnetes Volk zeigte sich auf den Straßen. In allen Gassen erhob sich der Auflauf. Schrecken, Wuth, Neugier trieb Fremde und Einheimische, Unwissende und Einverstandene, Bewaffnete und Unbewaffnete dem Rathhause zu. Hier erhob sich wüthender Lärm. „Wo sind „die Verräther?“ wurde geschrieen, „Herunter mit ihnen!“ „Wir wollen sie heraus!“ „Waldmann, dein Regiment, deine „Hoffart ist vorbey!“ „Dein freundlich Wesen hilft in die„ser Stunde nichts!“ Man versuchte, die Rathhausthüren einzustoßen, oder einzuhauen. Kaum vermochten die Eidsgenöß-

ſiſchen Geſandten dieſes und die Ermordung des ganzen Rathes, welche ein allgemeines Blutbad unter den Bürgern nach ſich gezogen hätte, zu verhindern. Bereits hatten die, deren Verwandte und Freunde im Rathe ſaßen, laut gedroht, ihre Ermordung ſogleich wieder an den Mitverſchworenen rächen zu wollen. — Die Eidsgenöſſiſchen Geſandten erſchienen an den Fenſtern. Ludwig Seiler, Schultheiß von Luzern, nahm das Wort, bath, die Unterſuchung der ganzen Sache und die Bewahrung der Verdächtigen den Eidsgenoſſen zu überlaſſen. Vergebens. Das erhielt er, daß die Gefangenen ſicher zum Gefängniſſe geleitet werden durften. Statt nun die Aufrührer nach den ewigen Bünden zum Gehorſam zu mahnen, und den Bürgermeiſter, der ſo oft auf Tagſatzungen und in Schlachten vorgeleuchtet, nach Eidsgenöſſiſchem Rechte bey Gut und Ehre, Freyheit und Leben zu ſchirmen, fragte der Schultheiß die Empörer: „Wen wollt ihr denn?“ „Den Waldmann!“ riefen ſie. Seiler, ſtatt der Wuth des Pöbels, wo immer möglich, nur Ein Schlachtopfer Preis zu geben, wiederhohlt unbeſonnen, oder böswillig, noch mehrere Mahle ſeine verderbliche Frage. Die auf der Straße ſchreyen wild: „Den Oehen, „den Widmer, den Binder, den Stadtſchreiber, den oberſten „Rathsdiener, den Thurmwächter!“ Faſt alle Rathsherren werden genannt. Hier ruft Einer ſeinen Schuldherren, ein Anderer ſeinen Feind, oder Beleidiger, ein Dritter ſchreyt: „Nein „den nicht! Potz Wunden, den nicht!“ Ein unbeſchreiblicher Tumult erhebt ſich auf der Straße. Von Neuem droht ein allgemeines Blutbad. Die Eidsgenoſſen, denen längeres Zögern gefährlich ſchien, machten dieſem Spiele ein Ende. Sie traten in die Rathsſtube, wo Mißtrauen, Unruhe, Furcht walteten. Waldmann und die Seinigen hatten ſich mit dürren Worten geäußert: „Die Stifter dieſes Tumultes ſitzen unter „uns!“ Die Gegenpartey vertheidigte ſich mit Heftigkeit. Ohne die Vermittelung der Kaltblütigen hätten ſie einander ſelbſt umgebracht. Beym Eintreten der Eidsgenöſſiſchen Bo-

then entstand Stille. Diese wandten sich zum Bürgermeister mit den Worten: „Herr, Euch wollen sie zuerst!“ Er stand gefaßt auf, lös'te sein Schwert von der Seite, übergab es den Gesandten, erinnerte mit mannhaften Worten an seine ruhmvollen Thaten, dann schritt er zwischen Landammann Reding und Schultheiß Seiler unerschrocken hinaus. Gefangen folgten seine Freunde, seine traulichen Tischgenossen. Durch eine Gasse von Spießen, zwischen lästerndem Pöbel ging der Zug hindurch bis zu dem Schiffe, das die Gefangenen in den Wellenberg trug. Eine Menge von Wachtschiffen umringte sogleich diesen Wasserthurm. Ganz Zürich, sogar der Clerus stand in Waffen.

Hierauf wurden die Gemüther durch mannigfaltige, grobe Lügen noch mehr aufgeregt. Waldmanns verschlagene Feinde redeten von einem Verzeichnisse von sechzig Bürgern, denen Waldmann den Tod bestimmt habe. Wo sie irgend einen leichtgläubigen Thoren, einen aufgeblasenen Ehrgeizigen, einen furchtsamen Schwächling, einen hitzigen Feuerkopf antrafen, dem drückten sie Theil nehmend die Hand, und beglückwünschten ihn, daß er einer großen Gefahr entgangen sey, weil auch er auf jener Todesliste gestanden. Hunderte wurden durch diesen Glauben gegen den gefangenen Bürgermeister aufgebracht. Das Verzeichniß selbst war nie vorhanden. Wiederum wurde von der Annäherung Oesterreichischer Heere gesprochen. Man habe nachgemachte Thorschlüssel gefunden. Man wisse die feindliche Losung. Waldmann habe die Lärmhörner auf den Thürmen, das Geschütz im Zeughause unbrauchbar gemacht, um den Fremden die Einnahme der Stadt zu erleichtern. Die Thorwächter haben schwören müssen, auf ein gewisses Zeichen jedermann einzulassen. Viele Häuser seyen dem Feinde zum Opfer bezeichnet gewesen. In Waldmanns eigenem Hause seyen viele verborgene Waffen. Er habe Graf von Kiburg werden wollen. Auch habe er im Augustiner-Kloster einen heimlichen Rath gehalten, und wenig hätte gefehlt, so hätten

vier der vornehmsten Zürcher sogleich ihre Köpfe verloren. — Mit solchen Gerüchten, deren jedes, je gröber es war, desto mehr Glauben fand, erhielten Waldmanns Feinde die schon genug geängstigte Stadt in immer währender Spannung, und verhinderten das Aufkeimen eines jeden Gedankens an Waldmanns Verdienste und Tugenden.

Die Seebauern, die, acht tausend Mann stark, vor der Stadt lagen, anerbothen hoch erfreut Beyhülfe und Vereinigung; „man solle ihnen die Stadt öffnen, sie wollen den Handel „schlichten helfen, und tapfer zustehen, wenn das fremde „Kriegsvolk kommen sollte.“ Allein selbst diejenige Partey, deren Künste diese Leute in Bewegung gebracht hatten, mißtrauten solchen Beyständern und Rathgebern. Man schickte ihnen eine Bothschaft hinaus, die unter vielen freundlichen Worten mit ihnen abredete, „sie sollen die Stadt von Außen „bewachen, die Bürger wollen dasselbe von Innen thun. „Die Geschäfte denke man mit Hülfe ihrer Ausschüsse glück„lich zu beendigen.“ — Hierauf wurde von der in der Wasserkirche versammelten Bürgerschaft der ganze Rath entsetzt, Lazarus Göldlin mit sehr ausgedehnter Gewalt zum Stadthauptmanne ernannt, und ihm ein Rath von sechzig höchst ungebildeten, schlechten, aufrührerischen und pöbelhaften Menschen beygesellt, welche wegen ihrer Dummheit und Unbändigkeit bald allgemein verachtet und gehaßt, und mit dem Spottnahmen des hörnernen Rathes bezeichnet wurden. Sie zeigten sich so unbehülflich, daß weder Gutes noch Böses in Gang gebracht werden konnte, bis man mehrere erfahrene Glieder der alten Regierung zugezogen hatte, um den Mechanismus der Geschäfte zu leiten. Der ersten Sitzung wohnten auch zwey Anführer der Landleute bey. Sie forderten von der Stadt Dank und Geschenke für die Befreyung. Man mußte ihr Heer mit Wein und Brot versehen. Bald schien dieß zu geringe, und die Bauern gaben sich nicht zufrieden, bis Leckerbissen, Braten, gekochtes Fleisch, Semmeln, Kuchen, Feigen

und Mandeln hinaus geschickt wurden. Alles wurde aus Waldmanns Vermögen bestritten. Sein Haus in der Stadt und die Häuser seiner gefangenen Freunde leerte man zu Handen der Stadt. Sein Schloß Dübelstein plünderten die Bauern.

In der Mitternachtsstunde des zweyten Tages, an welchem Waldmann gefangen saß, fuhr ein Ausschuß seiner Richter in den Wellenberg zum Verhöre. Sie fragten ihn vierzig Stunden lang, oft an der Folter, wo ihm ein mehr als centnerschwerer Stein angehängt wurde. Sie folterten ihn bis zur gänzlichen Erschöpfung. Sie warfen ihn, mit Ketten beladen, in das scheußlichste Mörderloch. Er aber antwortete mit dem freyen Muthe eines schuldlosen Mannes, er klagte, bath, aber er zeugte nie wider sich selbst. Die Schwachheit hatte er, auf ein Ehrgefühl der Eidsgenössischen Gesandten und das dankbare Andenken der Bürger Zürichs zu zählen. Als er aber alle seine glorreichen Thaten, die Arbeit seines Lebens, seine Liebe für Zurich, die treue Sorge für das Heil der Eidsgenossen vergessen, und sich grausamen Feinden Preis gegeben sah, verzweifelte er an der Rettung. Er soll um ein ewiges Gefängniß gebethen haben. Es wurde abgeschlagen. Da brach ihm das Herz. Es entfielen ihm Thränen. Seine Ritterzeichen legte er von sich. Er aß nicht mehr.

Am sechsten Aprill 1489 saß über Hans Waldmann, Ritter, Bürgermeister von Zürich, vor dem die Burgunder geflohen waren, dessen Gunst Ludwig XI., Oesterreich, Savoyen, Mailand und Lothringen gesucht hatten, ein Blutgericht, das aus seinen erklärten Feinden bestand, und dem Eidsgenössische Gesandte beywohnten. Es wurde an Waldmann keine Schuld erfunden, und den größten Flecken seines Lebens, Theiligs Ermordung, berührte man nicht. Schon fürchtete man das Erwachen dankbarer Zürcher. Da kamen während der Sitzung athemlose, ganz von Schweiß durchnäßte Bothen. Sie meldeten, „eine große Macht Oesterreichs sey bey Eglisau über „den Rhein gegangen. Sie haben die Flamme Eglisau's gese-

„hen, und das Jammergeschrey derer gehört, die ohne Unter„schied des Geschlechtes, Standes und Alters umgebracht „worden. In wenigen Stunden könne Alles verloren seyn.“ Eine solche Nachricht mußte wegen der zwischen Oesterreich und den meisten Eidsgenossen um des Schwäbischen Bundes willen damahls herrschenden Spannung auf die bereits erhitzten Gemüther unfehlbar einwirken. Sogleich, ohne nähere Untersuchung, wurde Waldmann zu schleuniger Enthauptung verurtheilt.

Nachdem man ihm sein Loos eröffnet, beichtete er drey Stunden lang. Da erklang die Todesglocke. Das Schiff, das den Bürgermeister abhohlen sollte, landete an dem Wellenberg. Waldmanns Herz zerriß beym Gedanken an seine zurück gelassenen Freunde. Er, für sich selbst beruhigt, wurde von zwey hundert Mann zum Tode geführt. Auf dem Fischmarkte wurde ihm das Urtheil vorgelesen. Ein wundersames Gemisch von groben Verbrechen und unbedeutenden Dingen, von Hochverrath und Sittenlosigkeit, von Anzeigen und Nachreden über Großes und Kleines, Geschehenes und Vorgehabtes, das er als Mensch oder als Regent, zu seinem oder zu fremdem Nutzen, wider die Stadt oder wider die Göldlin gesagt, gethan, geschrieben haben sollte. Das Urtheil enthielt einige Todes würdige, aber kein eingestandenes Vergehen. „Viel Lüt,“ sagt Bullinger, „meinten, so er unter dem Volke „geredet hätt', wie er angefangen zu reden, und sich ent„schuldigt, ihm wäre am Leben nichts beschechen; wie er denn „am Fischmarkt angefangen hatt, ward sogar das gemeine „Volk, als es ihn selbst hört und sah, zur Erbärmd be„wegt.“ Aber sein Beichtvater, wahrscheinlich mit Waldmanns siegreichen Feinden im Bunde, hatte dem Bürgermeister am Eingange in die ernste Ewigkeit die Zusage abgedrungen, daß er nicht sprechen wolle, ihm die Vergebung seiner vielfachen Sünden zum Lohne seines Stillschweigens gesetzt, und fiel nun erinnernd in die Rede. Schwer wurde dem Bürgermeister

bey Anhörung des schändlichen Urtheiles sein Versprechen, um so schwerer, da er wohl heimlich von der Rührung und wieder erwachenden Liebe des Volkes Rettung hoffen mochte. Aber, seiner Zusage getreu, überwand er sich als ein Mann, der am Ausgange eines wohlthätigen Lebens die Schauer des Uebertrittes in ein unbekanntes Land zu besiegen weiß. Er wurde in einem Schiffe vor die Stadt auf eine Wiese nahe am See geführt, damit auch die rebellischen Bauern den Anblick seines Todes genießen könnten. Das Stadtvolk versammelte sich auf den Stadtmauern; im Ganzen mehr, als zehn tausend Menschen. Waldmann, in aschgraue Seide gekleidet, mit allen seinen Ritterzeichen angethan, schritt, jedermann freundlich grüßend, getrost in seinem Gott, einher. Jetzt wurden ihm die Ritterzeichen abgenommen. Ein Mahl brach sein Herz in die Worte aus: „Gott, um dieses Todes willen, „den ich nicht verdient habe, vergib mir meine Sünden!“ Schnell erinnerte der Beichtvater abermahls an das gelobte Stillschweigen. Hierauf bath Waldmann mit lauter Stimme alle Menschen um Vergebung und um ihre Fürbitte bey dem Herren, dem Allmächtigen, wie er auch für sie alle zu bethen versprach. Des Volkes Herzen brachen. Laut weinte viel Volk. Waldmanns Feinde zitterten. Es galt ihr, oder sein Leben. Er aber, von der Zeitlichkeit und dem Gedanken an gewaltsame Rettung losgerissen, kniete mit männlicher Fassung, anstandsvoll zur Enthauptung nieder. Noch Einen Blick warf er auf das geliebte Zürich. Sein letztes Wort war ein Gebeth für das Heil der undankbaren Stadt. Dann fiel sein hoch verdientes Haupt. Die Blutbühne dröhnte von dem Sturze des gewaltigen Leibes.

Nachdem er geendet, wurde Stillschweigen gebothen, und verkündet, „es sey sichere Nachricht gekommen, daß keine „Oesterreicher über den Rhein gegangen, auch überhaupt von „ihnen nichts zu fürchten sey.“ Noch heut zu Tage weiß man, in welchem Brunnen nahe vor der Stadt jene Schandbuben,

d'ren Schreckensbothschaft Waldmanns Todesurtheil beschleunigte, ihre Hemden genetzt, um sich den Schein zu geben, als kämen sie, vom Schweiße durchdrungen, aus weiter Ferne. Diese Büberey ist ungestraft geblieben. „Der Sache," sagt Bullinger, „ward nie nachgefragt; sondern geredt, in dieser „Aufruhr wäre viel Unfug ungestraft hingegangen, warum man „denn an diesen allein zum Ritter werden wolle. Es hat „aber einen bösen Grund!" — Waldmann wurde nach seinem Wunsche im Fraumünster begraben. Hundert und sieben und funfzig Jahre nach seinem Tode ward sein Leichnam noch frisch und unverletzt gefunden. Die beyden Göldlin lebten noch lange in Ehren und Würden; aber die Geschichte nennt ihre Nahmen mit Abscheu, während der Nahme ihres Schlachtopfers unter den Genien des Vaterlandes glänzt.

Mit Waldmann ist der letzte jener großen, kraftvollen Eidsgenossen gefallen, deren Muth unsere Freyheit gründete, deren Thaten wir bewundernd anstaunen. Männer, die, wenn sie sich auch Geschenke und Pensionen fremder Fürsten gefallen ließen, dennoch ihre Kraft edel und rein allein dem Vaterlande widmeten, und nicht fremden Planen dienstbar wurden. Kein Eidsgenosse der späteren Zeiten hat je wieder so vorgeleuchtet, wie Waldmann, Reding, Erlach, Bubenberg, Winkelried, Hallwyl, Hertenstein, Haßfurter und Andere. Waldmanns Todestag kann als der Wendepunct angesehen werden, von welchem an das Vaterland zuerst langsam, wie ein Kind, das bebend und furchtsam die ersten, wankenden Schritte versucht, dann mit des reißenden Waldstromes Schnelligkeit von der erhabenen Stufe der Ehre, Hoheit und Würde, zu der es jene großen Männer empor gehoben, herunter sank, und den Tugenden entsagte, durch welche jene so große Erfolge errungen hatten. An die Stelle der Vaterlandsliebe trat fortan aus Liebe zu fremdem Gelde, wilde Kriegswuth, welche das Vaterland auf mannigfaltige Weise in Unruhe und Gefahr stürzte, bis das veränderte politische und militärische System von Eu-

ropa, verbunden mit dem Verluste vor Marignano und den Folgen der Reformation, den Geist unsers Volkes abermahls anders gestaltete.

Der Waldmannische Spruch. Den neunten May 1489.

Nach Waldmanns Falle wurden noch mehrere seiner Freunde gefoltert und enthauptet, andere eingemauert, einer in sein Haus gebannt, viele schwer gebüßt, auch ein Unschuldiger durch die Qualen der Folter für immer um Gesundheit und Lebensfreude gebracht. Ueberhaupt mußten es in diesen Tagen die, welche einst einem von Waldmanns Feinden in etwas zuwider gewesen, mit Leib und Leben, oder doch mit ihrem Vermögen entgelten. Viele von denen, die hier gestraft wurden, viele Entflohene, auch einer der Eingemauerten kamen nachher, als der Ueberdrang der Gegner Waldmanns ein Ende genommen hatte, wieder zu Ehre und Ansehen. Wäre es nur menschlicher Macht vergönnt gewesen, auch die Ermordeten wieder aus ihren Gräbern hervor zu rufen!

Mit den empörten Bauern wurde durch die Eidsgenossen am neunten May 1489 der Waldmannische Spruch abgeschlossen, durch den alle Hoheitsrechte der Stadt geschmälert, und ein Same des Mißvergnügens ausgestreut wurde, der nach drey hundert Jahren nicht wenig zum Untergange der ganzen Schweiz beytrug. Unzählige Gegenstände wurden von dem Landvolke zur Sprache gebracht. Am schädlichsten schien, daß den Gemeinden eingeräumt wurde, sich zu zweyen, dreyen zu versammeln, und zahlreiche Ausschüsse an die Obrigkeit absenden zu dürfen. Die Kosten des ganzen Auflaufes wurden theils von der Stadt, theils von den Gemeindegütern, hauptsächlich aber von Waldmanns großem Vermögen getragen, das sich auf die für jene Zeiten höchst bedeutende Summe von vierzig tausend Gulden belief. Die Bauern, nachdem sie viele Wochen aus Waldmanns Vermögen gezecht hatten, be-

kamen aus eben demselben noch neun tausend zwey hundert Gulden zur Belohnung ihres Aufruhres. Jede Stadtzunft erhielt hundert Gulden, zum Aerger manches Ehrenmannes, der sich schämte, Theilhaber an einem Gute zu seyn, das auf solche Weise war erworben worden. Tausend Gulden wurden als Dankzeichen den treu gebliebenen Orten gegeben. Acht und zwanzig hundert Gulden mußten als Entschädigung für die von den Aufläufern an ihrem Eigenthume Gekränkten verwendet werden. Fünf und zwanzig Gulden empfing das Haupt der Rebellen, Jakob Meyer von Muggeren. Mit siebzehn hundert siebzig Gulden wurden Waldmanns Schulden und verschiedene kleine Bedürfnisse getilgt. Mit sechszehn hundert Gulden wurde die Wittwe abgespeis't. Dreyzehn hundert Gulden kostete die Zeche der Eidsgenössischen Gesandten und die St. Gallische Canzley, welche den Dienst versah, ohne die bedeutenden Geschenke, die man ihnen allen und ihrer Dienerschaft machte. Auch schämten sich die Eidsgenössischen Gesandten nicht, kostbare Stücke aus Waldmanns Verlassenschaft um geringen Preis an sich zu bringen, ja zu erbetteln. — Nach wenigen Wochen war nicht nur Waldmanns großes Capital-Vermögen, nicht nur sein herrlicher Schmuck, sein reiches Silbergeräth, seine fürstlichen Gewänder, seine prachtvolle Waffenrüstung, seine edeln Pferde, seine wohl versehenen Häuser, welches er Alles, wenn sein Brudersohn unbeerbt stürbe, den öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten Zürichs vermacht hatte, nutzlos verschleudert; sondern es hatte die Stadt zu dem alle öffentlichen Cassen erschöpft, und sich mit zwanzig tausend Gulden Schulden beladen. Zur Lehre, was man durch die Schwäche gewinne, einen großen Mann seinen Feinden Preis zu geben. „Darum," sagt Bullinger mit Grund, „darum, „welches Volk Verstand hat, hüthe sich vor bürgerlichen Zwey„trachten und Aufruhren, dann die Stadt Zürich viel Krieg „und Widerwärtigkeiten erlitten, aber zu keinen Zeiten hat „sie größeren Abgang und Verkleinerung gehabt, dann in dies„em unseligen Auflaufe."

Der geschworne Brief vom fünf und zwanzigsten May 1489.

Sieben Wochen dauerte die Gewalt des hörnernen Rathes, und eben so lange waren Stadt und Land in einem schweren unruhigen Taumel. Endlich beschlossen diejenigen, dem unsinnigen Spiele, bey welchem niemand seines Gutes, Leibes oder Lebens sicher war, ein Ende zu machen, deren Haß und List es zu ihrem Vortheile angefangen. Durch eine Bürgerversammlung in der Wasserkirche wurde der hörnerne Rath seiner Verwaltung entlassen, und durch einen neuen geschworenen Brief die alte Verfassung mit wesentlichen Verbesserungen wieder hergestellt; so nähmlich, daß der kleine Rath, der sonst meist von der Constafel besetzt worden war, nun folgender Maßen zusammen gesetzt werde. Zwey Bürgermeister und sechs Rathsherrn von freyer Wahl, (d. h. die aus dem ganzen großen Rathe nach Willkür ernannt werden konnten,) vier Constafel-Herren, zwey Rathsherren von der Constafel, Ein Rathsherr und zwey Zunftmeister aus jeder der übrigen zwölf Zünfte, zusammen funfzig. In den großen Rath soll fortan jede Zunft zwölf, die Constafel aber achtzehn Mitglieder geben. Die zunftmeisterliche Gewalt wurde eingeschränkt, und diese Würde sank fast nur zum Handwerksgerichte herab. Ritter Conrad Schwend und Felix Brennwald wurden zu Bürgermeistern ernannt. — Wohl nichts kann uns besser überzeugen, daß Waldmanns Tod bloß eine Folge der Cabale und Schlechtigkeit seiner Feinde, und nicht eine Folge von Vergehungen gewesen sey, als die Bemerkung, daß er zum Theile gerade um der so eben angeführten Veränderungen in der Verfassung willen, welche doch kaum einen Monath nach seinem Falle von seinen bittersten Feinden vorgeschlagen und gebilligt wurden, den Tod hatte leiden müssen. Denn ein Punct seines Urtheiles hatte gelautet: „Wiewohl unser geschworener „Brief einen Artikel enthält, daß man unseren Rath besetzen „solle von Rittern, Edelleuten und denen von der Constafel

„und ehrbaren Burgern, so hat Waldmann doch hinter dem „Rathe mit den Zunftmeistern, zu ewigen Zeiten zu halten, „erkannt, daß hinfür von der Constafel nicht mehr „dann sechs in den Rath gesetzt werden sollen, das „wider den Eid ist, so man den Burgern schwört „zu Zeiten, so man Rathsherren erwählt.“ — Und nun machen sich Waldmanns Feinde, von denen die neue Verfassung ausgegangen, ein Verdienst aus demjenigen, was an ihm, wenige Wochen früher, für Todes würdig erfunden wurde.

Herstellung der Ruhe.

Nicht so leicht ließ sich der Sturm beschwören, den man ohne Mühe aufgeregt hatte. Die Gasterey auf dem Lindenhofe reichte dazu nicht hin. Die Seebauern, die Greifenseer, die Grüninger verweigerten, theils aus Eigensinn, theils weil den treu gebliebenen Unterthanen ihre durch die Aufrührer erlittenen Plünderungen ersetzt werden sollten, den Huldigungseid. Da wurde kalt und fest gefragt, „ob sie schwören wol„len oder nicht,“ und der Landammann Reding sprach am See zornig zu dem wilden Haufen: „Gehabt euch wohl! „Wir ziehen heim, wir werden von euerer Aufführung Be„richt erstatten; wenn die Herren von Zürich uns wider euch „mahnen, so werden wir ihnen zuziehen, das wisset!“ — Und sie huldigten. — Hätte Reding zu rechter Zeit mit dieser seiner Stellung angemessenen Entschlossenheit gesprochen, so hätte den Beschwerden des Landes geholfen werden mögen, ohne daß Waldmanns edles Haupt gefallen wäre.

Auch in der Stadt ließ die erregte Parteywuth sich nicht sogleich dämpfen. Es war bey der Sache nicht das heraus gekommen, was Mancher gesucht haben mochte. Viele fingen an zu begreifen, daß sie nur listigen Leuten, die sich selbst nicht allzu sehr wagen wollten, zum Spielwerke gedient haben, und jetzt nach geleistetem Dienste als unnütz wieder bey Seite gesetzt werden. Auf den Straßen, in den Häusern, im

den Schenken wurde geläſtert und geſchmählt, und von zu ergreifenden Maßregeln geſprochen; aber die Hinrichtung einiger der vornehmſten Schreyer, unter denen einer von Schneevogels Mördern war, erfüllte den Pöbel mit Schrecken, und brachte ihn ſchnell zur Ruhe. Hierauf wurde das Schwert niedergelegt, viele Bußen erlaſſen, viele Schriften und nahmentlich, was Johann von Armbs über dieſe Ereigniſſe wohl zu frühe, zu lebendig und zu wahr aufgezeichnet, verbrannt, und dadurch der Nachwelt die genaue Sachkenntniß erſchwert.

Uebrigens erfuhren alle Eidsgenoſſen, was Begünſtigung eines Aufruhres für unſelige Folgen habe. Allenthalben brachen Unruhen los. Die Kraft des Geſetzes ſchwand, das Recht des Stärkeren wurde herrſchend, die Obrigkeiten verloren ihr Anſehen immer mehr. Darum war es unmöglich, die weiſen Verfügungen einzelner Cantone und ernſte Berathungen einer Tagſatzung zu Luzern wegen Abſchaffung der verderblichen Penſionen zu verwirklichen. Sobald dem Volke in irgend etwas nicht willfahret wurde, zeigte es ſich zur Empörung geneigt. Als Zürich in einer Theuerung nothwendige, landesväterliche Anſtalten traf, die aber Vielen mißfielen, ſo äußerte ſich Einer.: „Haben wir dürfen das Rathhaus auflaufen, ſo „dürfen wir jetzt auch das Kornhaus auflaufen!“ Bald wurde die Auflöſung aller in der ganzen Eidsgenoſſenſchaft beſtehenden Verfaſſungen, die Beute von Granſon, die Brandſchatzung der Waat, die Hoch-Burgundiſchen Friedensgelder, die Gelder für Murten, Tſcherlitz, Orbe, das Reislaufen, die Privat-Penſionen und viel Anderes drohend zur Sprache gebracht, und die Redlichkeit der Eidsgenöſſiſchen Häupter und Vorſteher verdächtigt. Erſt nach langen Jahren ſtillten ſich dieſe ſtürmiſchen Bewegungen.

Fünftes Capitel.

Die Unruhen vor dem Schwaben-Kriege.

1489 — 1495.

Vorwort.

Auf die Waldmannischen Unruhen folgte, als ein trauriger Zeuge der Verdorbenheit und Zerwürfniß, ein Bürgerkrieg, der zum Glücke für die Eidsgenossen schnell und unblutig sich endigte, so daß es dem unternehmenden Erzherzoge Maximilian nicht möglich war, diese innere Zweytracht zum Schaden der von ihm gehaßten Eidsgenossen zu benutzen. „Diesen merk„lich großen Krieg," bemerkt Etterlin fromm, „fügte der all„mächtige Gott durch seine grundlose Barmherzigkeit zum Be„sten, und war ein Mittler in der Sache, damit wenig Leut „umkamen, dann, wo seine milde Barmherzigkeit die Sache „nicht selbst geführt und regiert hätte, so wäre nicht unbillig „gewesen, daß nach Gestalt der Sachen, und wie es damahls „in der Eidsgenossenschaft stand, ein merklich großes Blut„vergießen geschehen wäre."

Zerstörung des Klosters zu Rorschach. Den acht und zwanzigsten Heumonath 1489.

Der Bau des Klosters zu Rorschach durch den St. Gallischen Fürst-Abt Ulrich Rösch hatte beynahe seine Vollendung erreicht. Die Wirthschaftsgebäude waren eingerichtet, eine Capelle geweihet. Zu spät erschienen die Vorsteher von St. Gallen und Appenzell mit Gegenvorstellungen vor dem Abte. Er, entweder auf das Gelingen des Unternehmens trauend, oder unwillig, daß man mit den Einwendungen so lange gesäumt hatte, both Recht auf die Eidsgenössischen Schirmorte-, und ließ fortbauen. Da wurde zu Urnäschen in Appenzell eine Kirchweih gefeyert. Die von Wein und Freude erheiterten Männer sprachen von ihren Kriegszügen, ihren alten Freyheiten, von der für St.

Gallen bevor stehenden, besorglichen Veränderung. Einige verabredeten sich, das Kloster zu Rorschach zu zerstören. Das Beyspiel der Zürcherischen Landleute, die mit gewaffneter Hand die Obrigkeit zu ihrem Willen gezwungen, und einen Eidsgenossen gestürzt hatten, der furchtbarer schien, als die Mönche von St. Gallen, spornte zu der genannten Unternehmung an, von der man sich um so eher Gelingen versprach, da sie nicht gegen die Obrigkeit gerichtet war, und also den gehässigen Schein der Empörung verlor, und im Lichte eines Krieges betrachtet werden konnte. Hierbey bedachte man nicht, daß weder die Person, noch die Macht des Abtes von den gesammten Eidsgenossen also angefeindet werde, wie die Größe Waldmanns, daß die Obrigkeiten, durch traurige Erfahrungen belehrt, wenig Geneigtheit mehr zeigen werden, aus falscher Politik zu ihrem eigenen Schaden offenbare Unruhen zu unterstützen, und daß über dieß dem Abte durch seine Schätze, sein Ansehen, und die Hülfe des Schweizerischen Clerus viele Wege offen stehen, die Gemüther der Eidsgenossen zu seinen Gunsten zu stimmen. — Den acht und zwanzigsten Heumonath 1489 versammelten sich in der Grub, einem Dorfe nicht fern von Rorschach, über funfzehn hundert bewaffnete St. Galler und Appenzeller. Sie schworen einen Eid der Treue, vereinigten sich mit einigen Rheinthalern und Gotteshausleuten, und überfielen Rorschach. Widerstand fanden sie keinen. Unter dem Zurufe: „Thut St. Gall ein Ehrentagwerk!“ begann die Zerstörung. Die Altäre wurden zerschlagen, Heiligthümer und Glocken heraus gerissen, die Wandgemählde mit Spießen durchstochen, Alles geplündert, die Ringmauern niedergerissen, Feuer ins Kloster gelegt, und laut gejubelt, daß es ungeachtet des heftigen Regens von den Flammen völlig verzehrt wurde. Sonst beschädigten die Thäter niemanden. Hierauf zogen sie, mit Beute beladen, heim, stolz und freudigen Gemüthes, wie die Sieger, welche bey Morgarten, Sempach und Näfels Oesterreichs Macht gebrochen, bey Laupen den Uebermuth des

Adels gezüchtigt, an der Birs die Wuth der Armagnaken gelähmt, und bey Granson, Murten und Nancy die Herrlichkeit Burgunds zertrümmert hatten. Zu St. Gallen wurden die Zerstörer des Klosters fröhlich empfangen, beschenkt und gut bewirthet. Nicht Allen gefiel diese übereilte That. Viele fürchteten mit Recht ihre Folgen. Schon auf dem Platze sprach beym Anblicke des Brandes ein alter, verständiger Mann: „Jetzt brennt das Kloster und zugleich das Rhein-Thal!“

Der Rorschacher Krieg. 1490.

Während der Zerstörung hatte der Abt die Gotteshausleute, welche zur Rettung des Klosters auszogen, heim gemahnt. Er selbst eilte nach Zürich und Luzern, um zu klagen. Auch seine Gegner blieben nicht müßig. An ihrer Spitze standen der Bürgermeister von St. Gallen Ulrich Farnbühler, einer der Helden von Granson, den Eidsgenossen werth, seit Langem ein eifriger Gegner des Klosters, und Herrmann Schwendiner, Landammann von Appenzell, ein beredter und listiger, aber roher, trotziger und auffahrender Mann. Die St. Galler und Apenzeller handelten, wie wenn sich schon Alles zu ihren Gunsten entschieden hätte. Sie wählten einen gemeinschaftlichen Rath, straften Gotteshausleute, setzten Beamte ein und ab, verfügten über Gefälle und Güter des Klosters. An die Eidsgenössischen Cantone schickten sie entschuldigende Gesandte, und wollten sich zwar die Eidsgenössische Vermittelung, aber nicht einen Eidsgenössischen Rechtsspruch gefallen lassen; auch erlebten sie die Freude, daß sich die Anfangs kleine Zahl der aufrührerischen Gotteshausleute täglich vermehrte. Die Entscheidung des Geschäftes nahm einen langsamen Gang, so daß der Abt im Unmuthe, oder aus Verstellung von Abtretung seiner Herrschaften an die Schirmorte sprach. Diesen hätte das gefallen, und sie würden schwerlich gezaudert haben, zur Bezwingung St. Gallens und Appenzells die Waffen zu ergreifen; aber die unparteyischen Stände wendeten Alles an,

um den Streit friedlich auszugleichen. Indessen konnte auf vielen Tagsatzungen der Weg der Güte nicht gefunden werden. Die letzte zu Baden am fünf und zwanzigsten October 1489 gab den Ausschlag. Während sich die Eidsgenossen im Sitzungszimmer noch immer beriethen, und die Bothen St. Gallens und Appenzells im Vorzimmer warteten, stieß Schwendiner, voll Ungeduld und bäurischen Trotzes, die Thüre des Sitzungssaales auf, und rief: „Wenn habt ihrs doch ein Mahl „errathen?“ Hierauf verließ er mit Farnbühler unter drohenden Reden, „von Errichtung einer neuen Eidsgenossenschaft „und Bestrafung der Räthe des Abtes, dieser Stifter alles „Unheiles,“ die Stadt Baden, und sie eilten nach St. Gallen, ihre Drohungen auszuführen. Unmittelbar nach diesen Vorfällen rüsteten die Schirmorte. Es wird gemeldet, der Abt habe aus List mit mehreren angesehenen Häuptern der Eidsgenossenschaft eine Wette eingegangen, „die Schirmorte „werden sich seiner nicht annehmen,“ und so durch die Hoffnung des Gewinnes Viele dazu bewogen, seine Sache zu ihrer eigenen machen. Auch die St. Galler und Appenzeller trafen ihre Maßregeln, und suchten Hülfe bey dem Schwäbischen Bunde; dabey zeigten sie vielen Muth, aber in noch höherem Grade thörichte Verachtung ihrer kräftigen Gegner. Von da an vergingen viele Wochen mit Unterhandlungen, Drohungen, Rüstungen. Es gelang den vermittelnden Orten, St. Gallen und Appenzell zur Annahme des Eidsgenössischen Rechtes zu bereden; allein nun wurde dasselbe von den Schirmorten verweigert. Im Januar 1490 brach endlich der Krieg los. Die Schirmore hatten schon früher Rorschach mit Besatzung versehen. Zwischen dieser und den Gegnern des Abtes fielen eine Menge Wortwechsel und Neckereyen vor. In einer Nacht führte die Besatzung mehrere unruhige Bürger aus ihren Betten ins Schloß. Sogleich entstand Lärm. Die Verbündeten belagerten die Besatzung. Da mahnte Schwyz am zweyten Februar die übrigen Schirmorte und die Eidsgenossen

zum Auszuge. Am sechsten Februar standen acht tausend Mann aus den Schirmorten zu Wyl. Hier kamen ihnen die Gotteshausleute mit Kreuz und Fahnen und dem Hochheiligen entgegen, und flehten um Erbarmen. Nach einem derben Verweise mußten sie schwören, „den Schirmorten gehorsam zu seyn, und ihre Strafe geduldig zu erwarten.“ Nach diesem stießen die Banner von Uri, Unterwalden und Zug zu den Schirmorten, die übrigen Cantone wurden erwartet. Vergebens zeigten sich St. Gallen und Appenzell nochmahls zu friedlicher Ausgleichung ihrer Uebereilungen geneigt. Alle Unterhandlungen wurden zurück gewiesen. Das Eidsgenössische Heer eilte, Rorschach zu befreyen. Die Rheinthaler wurden aufgefordert, den Schirmorten zu huldigen. Sargans, Werdenberg und Tockenburg befehligte man, von Süden her anzugreifen. Da erschien im Eidsgenössischen Lager eine Gesandtschaft der Appenzeller, geführt von einem Freunde der Eidsgenossen, dem friedlichen und angesehenen Greise Herrmann Zidler, Schwendiners Gegner, und bath um Frieden. Die Appenzeller mußten vorläufig den Schirmorten das Rhein-Thal abtreten, und schwören, sich zu Allem zu verstehen, wozu man sie verurtheilen werde, auch wurde Schwendiners Auslieferung verlangt; er war aber aus Furcht vor seinem eigenen Volke bereits entflohen. Unter diesen Bedingungen wurde ihnen Schonung der Ehre, des Leibes und der Güter verheißen. Nun stand St. Gallen allein. Seine meisten Bürger waren entschlossen, männlich zu handeln. Die Stadt war im Vertheidigungsstande, die Vorstädte durch die Bürger abgebrannt. Allein bey heran nahender Gefahr wurden zuerst viele Stimmen gegen Farnbühler, als das Haupt der geschehenen Unternehmungen, laut. Er fürchtete, sey es durch die Mitbürger oder durch die Eidsgenossen, Waldmanns Loos, und entfloh verkleidet. Seine Entfernung schien, die meisten seiner Mitbürger nicht zu schrecken. Sie versuchten Gegenwehr; aber bald traten Bekümmerniß und Furcht an die Stelle des Muthes.

Da vermittelten die Grafen von Sargans und Metsch, alte Freunde der Stadt, folgende Grundlage des Friedens: „Das „Bündniß mit Appenzell ist aufgehoben; die Rädelsführer „werden bestraft; die Anderen an Leib und Gut geschont.“ Den zehnten May, zehn Tage nach dem Anfange der Feindseligkeiten, traten die Eidsgenossen, welche, wie in Feindes-Land, geplündert und gebrannt hatten, mit schwer beladenen Wagen den Rückweg an. Ihr Benehmen bey dieser Gelegenheit und vorzüglich die Ausschweifungen der Krieger wurden in der Schweiz öffentlich getadelt. Mehrere Monathe vergingen nun, bis der eigentliche Friede geschlossen ward.

Der Friede 1490.

Die Bedingungen desselben wurden durch verschiedene Rechtssprüche auf folgende Weise fest gesetzt. — Die Gotteshausleute mußten dem Abte drey tausend, den Eidsgenossen vier tausend Gulden bezahlen, und durften fortan ohne des Abtes Einwilligung keine Versammlungen halten. Die übrigen Freyheiten behielten sie. In Kriegen sollten sie nur mit den Schirmorten ziehen. — Die St. Galler verloren an die Schirmorte, mit Ausnahme einiger Lehen, ihr ganzes Gebieth, welches der Abt um acht tausend Gulden an sich kaufte. Ferner zahlte St. Gallen dreyzehn tausend Gulden Entschädigungsgelder, und versprach, keine Gotteshausleute mehr zu Bürgern anzunehmen. Hingegen behielt die Stadt ihre Freyheiten und Rechte, ihren alten Bund mit sechs Eidsgenössischen Orten, und empfing die Versicherung, daß auf ewige Zeiten alle Heiligthümer und Kirchenzierden der Abtey in der Stadt bleiben sollten. Die Einschränkung der Stadt in ihre Ringmauern hatte für sie nicht die beabsichtigten, übeln Folgen, denn statt daß St. Gallen, aller Herrschaft beraubt, unbedeutend geworden, oder allmählich wieder in des Klosters Hand gefallen wäre, steigerte sich der durch keine anderen Beschäftigungen und Rücksichten gehinderte Fleiß der

Bürger, und St. Gallen wurde, ungeachtet seiner ungünstigen Lage, eine durch großen Handel blühende Stadt. — Die Appenzeller mußten das Rhein-Thal und alle Besitzungen außer ihren alten Landmarchen abtreten. Für das Rhein-Thal mußten sie zu dem auf immer die Reichssteuer bezahlen, auch die Rorschacher Besatzung entschädigen, einigen kleinen Rechten entsagen, und die in ihren Befreyungskriegen eroberten Banner von Schaffhausen und Sargans zurück geben. Eine auferlegte Summe von vier tausend und fünf hundert Gulden wurde wieder nachgelassen. — Das Rhein-Thal wurde eine Herrschaft der sieben alten Orte. Nach dem Schwaben-Kriege erhielt Appenzell den fünften May 1500 die achte Stelle in der Mitregierung. — Dem Begehren der drey Cantone Uri, Unterwalden und Zug, die mit den Schirmorten im Felde gelegen waren, ihnen an den Entschädigungssummen Antheil zu geben, entsprach man erst nach langwierigem Zögern. — Am härtesten büßte Farnbühler. Er, stets ein treuer Eidsgenosse, wurde von der allgemeinen Verzeihung ausgeschlossen. Ihm half keine Verwendung, kein Beweis, daß er große Mäßigung bewiesen, die Heftigkeit vieler seiner Mitbürger zurück gehalten, und bedeutenderes Unglück verhüthet habe. Er erhielt kein Geleit, vor Recht zu erscheinen. Im Jahre 1495 starb er, von Vielen bedauert, seiner Güter beraubt, in der Verbannung. Aber der geistreiche, thätige, rechtschaffene Mann hatte ein neues Vaterland, neue Freunde und ein neues Glück zu finden gewußt. Noch heut zu Tage blüht sein ansehnliches Geschlecht in Oesterreich und Würtemberg. — Auch Schwendiner starb im Auslande. Ueber fünf und zwanzig Jahre lang verfolgte er die Eidsgenossen vor den Reichsgerichten. Von dem Geschlechte dieses Mannes weiß niemand. — Der Abt erhielt den Auftrag, das Einschreiten des Kaisers und Papstes in die nun geschlichtete Sache zu hindern, was er auch glücklich vollbrachte. Im Uebrigen konnte sich Ulrich Rösch nicht lange seines Sieges erfreuen.

Er starb zu Wyl den dreyzehnten May 1491, fünf und sechzig Jahre alt, wurde mit großem Gepränge zur Erde bestattet, von seinen Mitbrüdern betrauert, und lange der zweyte Stifter des Klosters genannt. Sein Nachfolger ergab sich der Fröhlichkeit, Pracht und Verschwendung. Ulrichs große Plane geriethen in Vergessenheit. Zu Rorschach wurde neuerdings ein Kloster erbaut, aber nur als Schule gebraucht.

Zug nach Burgund. 1493.

Bald nach der Herstellung des inneren Friedens finden wir die Eidsgenossen in fremden Diensten anf einem Zuge nach Burgund und einem anderen nach Neapel; aber die Züge, in denen unsere Vorfahren für fremde Fürsten um schnöden Sold ihr Blut verschwendeten, und ihre wahre Ehre befleckten, werden nicht unser vorzügliches Augenmerk seyn. Der angeführten erwähnen wir nur wegen ihrer für die ganze Eidsgenossenschaft unseligen Folgen, welche die Eidsgenossen als die ersten Früchte jener verderblichen, fremden Dienste, zu denen Ludwigs XI. Geld und List sie verlockt hatten, einernteten.

König Karl VIII. von Frankreich hatte 1491 dem Deutschen Könige Maximilian eine große Beschimpfung angethan. Dieser und sein Vater Kaiser Friedrich III. setzten Alles in Bewegung, um die erlittene Treulosigkeit zu bestrafen. Der Kaiser mahnte zu verschiedenen Mahlen das ganze Deutsche Reich, auch die Eidsgenossen. Niemanden konnte das Losungswort zum Kriege angenehmer seyn, als diesen. Aus den tiefsten Alpenthälern, von den höchsten Gebirgen, aus Dörfern und Städten strömten Tausende zusammen, gierig nach Beute und nach fröhlichen Tagen. Alle Gebothe der Oberen wurden verachtet, ungeordnete Scharen eilten nach Burgund, allein die wenigsten zu Maximilian, die meisten zu dem reicheren Könige von Frankreich. Der Krieg war nicht heftig, aber gefährlich für die innere Ruhe der Schweiz. Bern und

die Städte neigten sich auf die Seite der Deutschen, und riethen, Oesterreich beyzustehen. Ursache genug für die eifersüchtigen Länder, sich zu Frankreichs Gunsten zu erklären. Es drohete ein neuer Bürgerkrieg. Die Freunde des Vaterlandes mußten froh seyn, daß die Städte den Ihrigen verbothen, Theil am Kriege zu nehmen. Dieß Verboth ward aber nicht befolgt. Zum Glücke wurde im May 1493 zu Senlis ein Friede geschlossen, weil Carl einen Zug nach Neapel vorhatte, nach dessen Gelingen er sich zum Herren über das unter viele Besitzer getheilte Italien, wo nicht gar, wie Einige melden, zum Kaiser des Orients empor zu schwingen hoffte.

Zug nach Neapel. 1494 und 1495.

Zu diesem Zuge wurde Carl von einigen Günstlingen und von dem listigen Ludovico Sforza Moro, Verweser von Mailand, ermuntert, welcher seinen Neffen, den Herzog Johann Galeazzo Sforza von Mailand, aus dem Wege zu schaffen, und sich selbst an dessen Stelle zu setzen trachtete, bey diesen Unternehmungen aber den König von Neapel, dessen Enkelinn Galeazzo's Gattinn war, fürchten mußte, und den Gefürchteten zu beschäftigen oder zu vernichten wünschte. Als Erbe des Hauses Anjou, das im Jahre 1435 durch den jetzt regierenden Stamm der Aragonier aus Neapel vertrieben worden war, konnte Carl VIII. seinen Planen einen Anstrich des Rechtes geben; auch schien es leicht, eine dem Volke verhaßte Regierung zu stürzen. Die Rathschläge und Bedenklichkeiten der Unverblendeten und Verständigen wurden verachtet. Carl brach 1494 mit einem großen, wohl gerüsteten Heere, dessen schönste Zierde sechs tausend Eidsgenossen waren, und vielem Geschütze nach Neapel auf. Eine ansehnliche Flotte unterstützte die Bewegungen des Landheeres. Carls Marsch glich mehr einem Triumphe, als einem Feldzuge. Das zitternde Italien demüthigte sich vor des Königes Macht. Ferdinand von Neapel entfloh. Das Reich fiel im Jahre 1495 ohne

Gegenwehr in Carls Hand. Aber während er sich zu Neapel huldigen ließ, und träumerische Hoffnungen größeren Glückes nährte, machten ihm der Uebermuth und die Ausschweifungen, die Habsucht und die Bedrückungen seiner Krieger aller Herzen abgeneigt, und das Neapolitanische Volk sehnte sich wieder nach der milderen Herrschaft des Hauses Aragonien. Zugleich vereinte sich in Carls Rücken ein furchtbarer Bund zu seinem Untergange. Der Papst und Venedig, die vorher Neapel gefürchtet hatten, erbebten nun vor der viel furchtbareren Französischen Uebermacht. Auch Sforza, der mittler weile seinen Neffen durch Gift getödtet, und sich eine Kaiserliche Belehnung über Mailand verschafft hatte, in welcher des ermordeten Galeazzo fünfjähriger Sohn übergangen war, fürchtete jetzt die geschwächten Aragonier weit weniger, als die ehrgeizigen Plane Carls, und trat dem Bündnisse gegen diesen um so eher bey, da ein Französischer Feldherr, Herzog Ludwig von Orleans, als Erbe der Visconti, die vor den Sforza Mailand beherrscht hatten, Ansprüche auf dieses Herzogthum machte, und sich verschiedener Plätze bemächtigte. Nicht minder begierig ergriff Maximilian, durch den am neunzehnten August 1495 erfolgten Tod seines Vaters Kaiser von Deutschland, die günstige Gelegenheit, einem verhaßten Beleidiger wehe zu thun. Durch den entflohenen König von Neapel wurde Spanien bewegt. Ein mächtiges Heer sollte im Norden Italiens dem Französischen Könige den Rückweg nach seinem Reiche verlegen. Carl mußte schnell in Neapel eine Besatzung zurück lassen, und mit kaum zehn tausend Mann den Rückzug antreten. Bey Fornova am Taro rettete ihn nur die ausgezeichnete Tapferkeit seines Heeres, besonders der Eidsgenossen, und die Unordnung der überlegenen Feinde. Mühsam erreichte er Frankreich, wo er in den Armen des Genusses und der Trägheit seines mißglückten Unternehmens bald vergaß. — Glücklich für die Eidsgenossen, wenn auch sie eben so bald die Folgen dieses Zuges,

dessen vornehmste Theilnehmer sie waren, hätten verschmerzen können!

Es hatten sich beym Beginnen dieses unseligen Zuges in der Eidsgenossenschaft neuerdings gewaltige Zerwürfnisse erhoben. Die Regenten waren zum Theile gegen diesen Zug; aber Tausende zogen Französisches Geld und die Verführungskünste des der Deutschen Sprache kundigen Landvogtes, (Baillif, Balli,) von Dijon, der für den erfahrensten Meister in der Behandlung der Eidsgenossen galt, zu den Französischen Heerführern. Vergebens ritten im Anfange des Krieges abmahnende Gesandte der Tagsatzung mit ernsten Befehlen nach Italien. Sie wurden nicht zu ihrem Volke gelassen. Es soll ihnen von den Franzosen bey Strafe des Stranges verbothen worden seyn, mit den Eidsgenössischen Söldnern zu sprechen. Unverrichteter Sache kamen sie mit einem leeren Entschuldigungsbriefe des Königes heim, und es standen ungehorsame Eidsgenössische Söldner bey Neapel, bey Genua, bey Novara, kurz, wo nur immer Französische Fahnen wehten. In der Lombardey strömten zu diesem Kriege fast eben so viele Eidsgenossen zusammen, als in der größten Gefahr des Vaterlandes bey Murten gegen Burgund gestritten hatten. Man sah indessen nicht nur die ausgelassene, gesetzlose Jugend, sondern greise Häupter angesehener Anführer, die schon gegen Carl den Kühnen edlere Waffen getragen, und jetzt, von Geldgier geblendet, den reinen Ruhm der Tapferkeit in verbothenen Kriegen befleckten. Im Lager schien es, als wenn, wie einst unter Dixico, die ganze Nation zur Eroberung einer milderen Heimath ausgezogen wäre. Vergebens eiferten dagegen auf Tagsatzungen, in den Räthen der einzelnen Cantone, auf Kanzeln, im bürgerlichen Leben weise und wohlmeinende Freunde des Vaterlandes mit höchster Anstrengung in Wort und Schrift, und riethen, „aller fremder Herren müßig zu „gehen, damit wir Eidsgenossen für dieß hin desto traulicher „in Liebi und Freundschaft geleben möchten!“ Vergebens

mahnte das umsichtige Bern, nun ganz gegen Frankreich erkaltet, und dem Kaiser zugethan, „sich, (wenn man doch an diesen Kriegen Antheil nehmen wolle,) „den Deutschen anzuschließen.“ Die Länder, jetzt warme Freunde der Franzosen, wollten nur von diesen und ihrem Gelde hören. Alle Abmahnungen verachteten sie, und wer die muthwillige Jugend vom Reislaufen zurück halten wollte, mußte Aufläufe befürchten. In Solothurn stiegen die Ungehorsamen über die Stadtmauern in die Schiffe. Zu Freyburg zogen sie mit offenen Fahnen aus der Stadt. Wehmüthig drückt sich die Solothurnische Regierung in einem Schreiben an Basel darüber also aus: „Wie kommerhaftig und widerwärtig uns „das ist, wissent wir nit genugsamlich zu klagen, noch zu „schreiben, und schreibent doch das in unser Herz, denn wir „durch den regierenden Unfrieden zur Geduld gezwungen sind.“ Und Freyburg klagt gegen Solothurn: „Wie großes Mißfal„len wir daran gehebt, so haben wir dem Waldwasser seinen „Gang müssen lassen, und uns zu dieser Zeit milder Regie„rung unterzogen.“ Selbst das unsägliche Elend, welches die Eidsgenössischen Söldlinge in Italien traf, schreckte niemanden. Wenige von den nach Neapel gezogenen stolzen Kriegern, vor deren Anblicke die Tapfersten gezittert, sahen ihre Heimath wieder. Nicht allen war der Tod auf dem Schlachtfelde vergönnt. Hunderte starben in harter Kriegsgefangenschaft. Viele fielen unter den Dolchen der Italiäner. Von den funfzehn hunderten, welche bey der Französischen Besatzung in Neapel geblieben waren, kehrten nach der Vertreibung derselben kaum hundert zurück. Diese so wohl, welche kriegsgefangen auf Schiffen nach Genua geliefert wurden, als die früher Heimkehrenden, endeten durch Hunger und Durst, Gift und Seuchen, von keinem Menschen gepflegt, in Heuschobern, auf offener Landstraße, auf freyem Felde, ja oft auf Misthaufen, und die mit Blut und Thränen befleckte, reiche Beute, welche ihr unbarmherziger Geiz zusammen gescharrt, wurde ihren Mördern, oder doch Fremden zu Theil.

Und diejenigeu, welche abgezehrt, („wie sterbend Hund," sagt der kräftige Anshelm,) ihren Freunden fast unkennbar, sich heim schleppten, vergifteten das Vaterland mit einer ekelhaften, ansteckenden, gefährlichen Seuche. Furchtbar griff diese bey einem völligen Mangel aller Kenntniß der Heilart und aller Gegenanstalteu unter dem bloß gegebenen Volke um sich. Unzähligen brachte sie unter den heftigsten Schmerzen den Tod. Andere fristeten kümmerlich, als elende Krüppel, oft in Noth und Armuth ein freudenloses Daseyn. Die Obrigkeiten suchten, durch Absonderung der Angesteckten der Ausbreitung der Krankheit Schranken zu setzen. Fromme glaubten, in diesem Unglücke den Zorn des Himmels über den Verfall der vaterländischen Sitten zu entdecken. Aber Alles dieses bewog nur Wenige, zur Pflicht und Ehre zurück zu kehren. Habsucht, Haß und Eifersucht wurden täglich allgemeiner. Die, welche nach der Lombardey zogen, stießen die heftigsten Drohungen gegen Bern aus, so daß diese Stadt mit Zürich, Freyburg und Solothurn gemeinsame Maßregeln ergriff, und Krieger aushob, um im Nothfalle Gewalt mit Gewalt abzutreiben. An die aus der Lombardey heim kehrenden sandte man Bothen, sie freundlicher Gesinnungen zu versichern. Glücklich wurde dieß Mahl der Sturm beschworen; aber große Uneinigkeit dauerte unter den Eidsgenossen fort, weil viele Fürsten um Söldner warben, und die Länder eben so entschieden die Französische, als Bern die Deutsche Partey hielten. Traurig sahen die Freunde von Volksehre und Vaterland der nahenden Zukunft entgegen, ahndeten wüthenden Bürgerkrieg und den Untergang der alten, ewigen Bünde. Da nahte eine große Gefahr von Außen, und der innere Zwist verstummte, und die Eintracht kehrte zurück unter die entzweyten Brüder des Eidsgenössischen Bundes.

Sechstes Capitel.

Der Schwaben-Krieg.

1495 — 1499.

Ursachen des Krieges. 1495—1498.

Wir wissen, wie der alte Unwille zwischen Oesterreich und der Eidsgenossenschaft im Jahre 1488 durch die Verweigerung des Eidsgenössischen Beytrittes zum Schwäbischen St. Georgen-Bunde neue Nahrung erhalten hatte. Schon damahls waren die Verhältnisse so drohend geworden, daß zum Ausbruche eines heftigen Krieges vielleicht nur eine günstige Gelegenheit und ein schicklicher Vorwand fehlte. Diese Gelegenheit und diesen Vorwand brachte das Jahr 1495. Auf dem Reichstage zu Worms forderte der Kaiser Maximilian Hülfe gegen die zunehmende Türkische und Französische Macht. Drohend stellte er besonders die Gefahr von Seite der letzteren vor, und schilderte treffend der Franzosen alte Art und Weise: „Männiglich soll der Franzosen Gewohnheit merken, sie sin„gen höher, dann genotirt ist; sie lesen anders, dann ge„schrieben ist; sie reden anders, dann ihnen im Herzen ist.“ Die Reichsstände traten mit der Gegenforderung auf, „zuerst „Ruhe und Ordnung im Reiche fest zu begründen,“ und der bedrängte Kaiser mußte einwilligen. Es wurde ein allgemein verbindliches Sicherheitsgesetz, Landfrieden genannt, entworfen, ein Gerichtshof, das Kammergericht, zur Vollziehung desselben aufgestellt, und eine Kriegssteuer gegen Türken und Franzosen ausgeschrieben. Den Eidsgenossen, von denen einige den Reichstag besucht hatten, eröffnete eine ansehnliche Gesandtschaft diese nothwendigen und zweckmäßigen Verfügungen, und lud sie ein, „als Gehorsame des „Reiches und Liebhaber der Gerechtigkeit sich denselben zu „unterziehen.“ Als Lockspeise wurde beygefügt, „man werde „in den vom Reiche zu führenden Kriegen die Eidsgenossen

„am liebsten zu Söldnern annehmen.“ Allein die ängstliche Sorge für die wohl erworbene Freyheit, die vielfachen Erfahrungen über die feindliche Gesinnung des Hauses Oesterreich, die beym Burgunder-Kriege verübte Untreue und die mächtigen Wirkungen des Französischen Geldes machten die Eidsgenossen abermahls abgeneigt, den Forderungen des Reiches zu entsprechen. Dieser Abschlag erregte in Deutschland großen Unwillen. Man fand es unleidlich, daß sich die Eidsgenossen als ein unabhängiges Volk benehmen wollten, und gab seine Unzufriedenheit durch vielfache Neckereyen zu erkennen; allein ein solches Benehmen konnte nicht dazu dienen, die Deutschen zum Ziele zu führen. Zwar bewirkte 1496 eine Gesandtschaft des vom Kaiser, Papste, Spanien, Venedig und Mailand gegen Frankreich gebildeten großen Bundes, daß sich Bern, Schwyz und Obwalden mit Mailand verbanden; allein Zürich, Luzern, Nidwalden, Zug, Glarus, Freyburg und Solothurn erneuerten im gleichen Jahre ihre innige Verbindung mit Frankreich. Ueberhaupt waren die Ansichten der Eidsgenossen über ihre politische Stellung sehr getheilt. Die Weisesten und Besten riethen, sich aller fremden Dienste zu entschlagen, und nicht um niederträchtigen Gewinnes willen Werkzeug jeder Ungerechtigkeit zu werden. Andere hängten sich an Deutschland. Den Dritten schien eine Verbindung mit Frankreich an Geld und Ehre ergiebiger. Die Vierten fanden es vortrefflich, wenn die Eidsgenossen allen Fürsten Werbungen gestatteten, weil dadurch alle der Schweiz zinsbar werden müßten. Im Allgemeinen war aber das Ansehen des Kaisers so sehr gesunken, daß Unruhen entstanden, als ihn eine Bernersche Gesandtschaft und Freunde der Deutschen aus Zürich und Freyburg nach Italien begleiteten. Auf dem Reichstage zu Lindau im Jahre 1496, wo die Eidsgenossen zur Annahme des Landfriedens beredet werden sollten, brach ein heftiger Wortwechsel aus. Der für Deutschlands Heil unermüdete Reichskanzler, Erzbischof von Mainz, sprach

zu den Eidsgenössischen Gesandten: „Schicket euch in die „Sachen; denn der Weg ist gefunden, euch einen Herren „zu geben, und das werde ich mit der Feder in meiner Hand „zuwege bringen!“ Ein Eidsgenosse entgegnete: „Was Ihr „drohet, gnädiger Herr, ist vormahls Anderen mißlungen, die „es mit Hellebarten versuchten, welche mehr zu fürchten „sind, als ein Gänsekiel!“ Es war ein eitles Beginnen des Reichstages, durch eine gebietherische und drohende Sprache ein Volk einschüchtern zu wollen, das seit mehr, als anderthalbhundert Jahren aus fast ununterbrochenen, schweren Kriegen triumphirend hervor gegangen, von der Vernichtung des gewaltigen Burgunder-Fürsten noch siegtrunken, und durch den Glauben an seine Unüberwindlichkeit begeistert war; ein Volk, dem eine so harte Sprache um so sonderbarer vorkommen mußte, da es gewohnt war, sich von den mächtigsten Staaten geehrt und gefeyert, mit Schmeicheleyen, Versprechungen und Geldspenden überhäuft zu sehen. Darum schieden auch die Eidsgenössischen Gesandten unwillig von dem Reichstage, und ihre Berichterstattung vermehrte die in ihrem Vaterlande gegen das Reich herrschende, ungünstige Stimmung. Auch die Einmischungen der Kirche konnten die Ansichten der Eidsgenossen nicht ändern. Vergebens wurde zu Lindau an den Kirchthüren ein Mahnbrief des Papstes angeschlagen, der allen Eidsgenossen den Bann drohte, welche nicht „innert funfzehn Tagen“ das Bündniß mit Frankreich aufgeben würden. Unerschrocken riefen die Bedrohten dagegen die Aussprüche einer Kirchenversammlung, ja, den Richterstuhl Gottes, als des höchsten aller Gewaltigen, an. Zum Kaiser, zu den befreundeten Fürsten und Reichsstädten ordneten sie neue Gesandtschaften, um die Unbilligkeit der an sie gemachten Forderungen darzuthun. Die Fürsten, die Städte antworteten ausweichend, Maximilian blieb bey dem angenommenen, drohenden Tone. „Man werde,“ sprach er, „die Eidsgenossen zum Gehorsam zwingen, und er einer

„der Vordersten seyn, wenn man ihr Land einnehme.“ Worauf ihn Conrad Schwend, Bürgermeister von Zürich, gewarnt, „ja nicht unter den Vordersten zu seyn; denn das „Volk sey so grob und unwissend, daß er fürchte, es würde „nicht einmahl der Kaiserlichen Krone schonen.“ — Alles verkündete Krieg! — Die Natur selbst schien dem abergläubigen Geschlechte durch wunderbare Zeichen die Annäherung furchtbarer Ereignisse anzudeuten. Die Eidsgenossen im Gefühle ihrer gerechten Sache und im Vertrauen auf ihre Kraft rüsteten. Eine zahlreiche Gesandtschaft eilte nach Frankreich, Hülfe zu fordern, und empfing viele schöne Worte.

Constanz verscherzt. 1495 — 1497.

Um dieselbe Zeit wurde die wichtige Erwerbung der Stadt Constanz, die durch ihre örtliche Lage Schlüssel und Eingang in die Eidsgenossenschaft ist, muthwillig verscherzt. Constanz war mit verschiedenen Ständen in engerer Verbindung. Die Bürger der Stadt waren den Eidsgenossen geneigt. Daher wünschten einige Orte, vorzüglich Bern, sie in den Bund aufzunehmen. Allein die Eifersucht der Länder, welche den Städten auf Eidsgenössischen Tagen kein Uebergewicht der Stimmenzahl gönnen wollten, stand hindernd entgegen, und zu einer Zeit, wo in dem bevor stehenden Kriege der Beytritt der Stadt zu dem Schwäbischen, oder zu dem Eidsgenössischen Bunde einen entscheidenden Vortheil, oder Schaden bringen konnte, wurde dieselbe von den Ländern durch eine Gewaltthat, die vielleicht der List der Führer eben so sehr, als dem Uebermuthe des Volkes zuzuschreiben ist, gezwungen, zum großen Schaden der Eidsgenossen, sich dem Schwäbischen Bunde anzuschließen.

Hans Muheim von Uri, Landvogt im Thurgau, hatte nähmlich mit Constanz einen Zwist. Um sich zu rächen, wiegelte er die schlagfertige Jugend Uri's auf. Sie zog, von Unterwaldnern und Zugern verstärkt, gegen Constanz. Thur-

gauer und Freyämtler gesellten sich zu der unruhigen Schar. Die Eidsgenossen mahnten die Ausgezogenen heim; aber die Führer derselben trotzten, und ließen die Gesandten nicht einmahl zum Volke sprechen. Uri, Unterwalden und Zug, statt nach dem Inhalte der Stanzer-Verkommniß das Betragen der Aufrührer zu mißbilligen, traten auf ihre Seite, und antworteten auf die Vorstellung, „das Thurgau gehöre nicht ihnen allein," verächtlich, „die vier Orte müssen nun auch „vor der Thüre stehen bleiben, wie sie im St. Galler Han„del." Da beschlossen Zürich, Bern, Luzern, Schwyz und Glarus erbittert, mit ihren Bannern auszuziehen. Abermahls drohte ein Bürgerkrieg. Vermieden ward er nur dadurch, daß Constanz, ehe die fünf Orte im Felde standeu, sich bequemte, den drey Orten vier tausend Gulden zu bezahlen. Dazu solen die Feinde der Eidsgenossen in der Stadt viel beygetragen haben, um im Augenblicke der ersten Erbitterung über den erlittenen Schaden die Stadt in den Schwäbischen Bund zu bringen. Das Vorhaben gelang zum Schaden der Constanzer und der Eidsgenossen. Die letzteren büßten eine wichtige Vormauer und Schutzwehr ihres Landes ein; Constanz aber erlitt nicht nur in dem bald nachher ausbrechenden Kriege empfindliche Einbußen, sondern verlor auch funfzig Jahre später in den Stürmen der Religionsunruhen seine Freyheit, die es als Glied der Eidsgenossenschaft auf unsere Tage gebracht haben würde.

Bündniß mit Rhätien. 1497 und 1498.

Der Verlust von Constanz wurde den Eidsgenossen durch die engere Verbindung mit Rhätien mehr, als aufgewogen. Dieses Land, ebenfalls eine Vormauer der Eidsgenossenschaft stand schon lange mit mehreren Orten in freundschaftlichen Verhältnissen. Nun, da der ausbrechende Groll des Adels und der Fürsten auch seiner mit Mühe, Blut und Schweiß errungenen Freyheit drohte, suchte es Schutz bey den Eidsge-

noffen, und fand willige Aufnahme. Zu Wallenstadt verbanden sich den fünften Aprill 1497 sieben Orte mit dem Grauen- und den dreyzehnten December 1498 mit dem Gotteshausbunde zu gegenseitiger Beschirmung und Hülfe.

Verwirrungen in der Eidsgenossenschaft. 1498.

Nicht minder wichtig, als der Bund mit Rhätien, war den Eidsgenossen die Annäherung Berns an die Gesinnungen seiner Bundesbrüder, um so wichtiger, da der Kaiser der eroberungslustigen Stadt die Grafschaft Neuenburg, welche er, weil der Besitzer im Französischen Heere focht, für ein erledigtes Reichslehen erklärte, als Preis ihrer fort dauernden Freundschaft angetragen hatte. Aber Bern lehnte diese Anträge mit Eidsgenössischem Edelmuthe ab, und hob auf Bitten der übrigen Stände sein Bündniß mit Mailand auf. Gleichwohl entstand schnell wieder eine gefährliche Trennung im Inneren. Carl VIII. von Frankreich war am siebzehnten Aprill 1498 gestorben. Sein Nachfolger, ehemahls Herzog von Orleans, nun Ludwig XII., gerieth unmittelbar nach seiner Thronbesteigung mit dem Kaiser Maximilian, welchem er die Erfüllung des Friedens von Senlis versagte, in Krieg. In beyden Heeren dienten Eidsgenossen. Aber, ungeachtet der eifrigen Bemühungen, Versprechungen, Drohungen des Kaisers, die meisten bey den Franzosen; denn der Landvogt von Dijon, die Thaler nicht schonend, gewann mit reichem Solde die Gemeinen, mit fetten Jahrgeldern die Oberen; aber auch für den Kaiser sprach und warb mancher Parteyführer. Alle früheren Unordnungen des Reislaufens erneuerten sich in so hohem Grade, daß in dem Augenblicke, in welchem die Eidsgenossen die Stunde nicht wußten, in der sie aufgerufen würden, Vaterland, Weib und Kind, Habe und Gut zu vertheidigen, und einen Krieg zu beginnen, der vom Wormser-Joche, bis nach Granson auf drey Viertheilen der Eidsgenössischen Grenze geführt werden mußte, und zahlreiche

Streitkräfte erforderte, die Schweiz von waffenfähiger Mannschaft fast ganz entblößt war, so daß die Solothurnische Regierung in einem Schreiben sich äußerte: „Unser Land ist so „verödet und leer, daß wir kaum so viel Männer darin „haben, daß man einen Todten möchte zur Kirche tragen und „läuten.“ Zum Glücke für die Eidsgenossen war Kaiser Maximilian durch die Französische Fehde genug beschäftigt, und der Schwäbische Bund von der Verlegenheit der Eidsgenossen gewiß nicht unterrichtet, sonst würde ohne Zweifel ein Angriff erfolgt seyn; und als Maximilians Fehde zu Ende ging, kehrten die Reisläufer heim, und die Schweiz war gerettet.

Erster Feldzug.

Anfangs Februar bis Ende März 1499.

Anfang des Krieges. Februar 1499.

Ein neuer Vorfall erhöhte jetzt den Unwillen des Kaisers gegen die Eidsgenossen. Der in die Reichsacht gefallene, von ihnen beschützte Graf Georg von Sargans versuchte, den Kaiserlichen Rath Gossenbrot im Bade zu Pfäffers aufzuheben. Nur mit Mühe konnte derselbe gerettet werden. Durch diesen und andere Vorfälle wurde die Stimmung täglich bedenklicher, die prahlerischen Drohungen und pöbelhaften Schimpfreden immer lauter und leidenschaftlicher. Eine geringe Ursache konnte das glimmende Feuer zum wildesten Ausbruche bringen. Die Berner versuchten noch eine begütigende Gesandtschaft an den Kaiser. Er war in den Niederlanden. Bevor sein Entscheid eingehohlt werden konnte, begannen seine Räthe im Tirol, vorzüglich der beleidigte Gossenbrot, den Krieg. Sie ließen das Bündtnerische Münster-Thal besetzen. Hierauf schloß der Schwäbische Bund am zwanzigsten Januar 1499 zu Constanz die genaueste Kriegsordnung ab.

Als die Bündtner das Münster=Thal wieder eingenommen hatten, wurden sie durch einen zweyten Einfall der Schwaben vertrieben. Die Eidsgenossen rückten auf die Mahnung der Bündtner von allen Seiten freudig ins Feld. Aber zum Verdrusse Vieler, die nach Beute, oder nach Rache dursteten, wurde noch ein schiedsrichterlicher Versuch eingeleitet; allein als die Schwäbische Besatzung des Schlosses Gutenberg die heim ziehenden Eidsgenossen mit Schmähungen, Schimpfreden und Schüssen erzürnte, blieben diese stehen. Der Krieg war aufs Neue angefangen. Die feindlichen Heere trennte nur noch der Rhein. Einige Tage vergingen unter wechselseitigen Neckereyen. Kaum konnten die Führer der Eidsgenossen den Muth des Volkes zähmen, bis eine bedeutende Macht im Felde stand. Als aber Zürich und Glarus gekommen waren, durch feindliche Schüsse ein Eidsgenosse getödtet wurde, eine feindliche Streifpartey ein Schweizer=Haus anzündete, und die Bündtner zur Einnahme von Gutenberg tausend Eidsgenossen verlangten, wurde der Angriff beschlossen.

Gefechte von Luziensteig und Treisen. Den zehnten bis dreyzehnten Februar 1499.

Es hatten sich nähmlich die Schwäbischen durch Verrätherey des Städtchens Meyenfeld bemächtigt, und die Bündtnerische Besatzung nebst denjenigen Bürgern, welche Freunde der Eidsgenossen waren, niedergemacht. Sie selbst legten nun vier hundert Mann in das Städtchen, und besetzten am zehnten Februar den wichtigen Paß Luziensteig. Den eilften griffen die Bündtner Luziensteig mit Nachdruck an, erstürmten den Paß, und trieben die Schwaben mit ansehnlichem Verluste ins Schloß Gutenberg. Zur Eroberung dieses Schlosses hatten nun die Bündtner von dem Eidsgenössischen Heere das erwähnte Hülfs=Corps von tausend Mann begehrt, welches noch am eilften Abends aufbrach, allein bey Einbruch der Dunkelheit, ehe es die Bündtner erreicht hatte, in der Nähe feindlicher Truppen stehen blieb.

Die Eidsgenössische Hauptmacht beschloß auf den Morgen des zwölften ebenfalls einen Angriff. Sie mußte den Rhein durchwaten. Jenseits stand das feindliche Heer. Unter dem Feuer des Schwäbischen Geschützes drangen die zur Vorhuth geordneten Zürcher und Zuger auf einer Furt unerschrocken durch den Fluß, und fielen mit solcher Heftigkeit in den Feind, daß dieser mit Einbuße von mehreren hundert Mann die Flucht ergriff, ehe noch der Gewaltshaufe der Eidsgenossen herbey kam. Zu ihrem Unglücke geriethen die Fliehenden auch noch jener Eidsgenössischen Abtheilung, die am Abend vorher der Dunkelheit wegen in ihrer Nähe stehen geblieben war, in die Hände, und erlitten neuen Verlust. Die Sieger, die nur wenige Mann eingebüßt hatten, plünderten und verbrannten das schöne Dorf Treisen, eroberten und verbrannten das Schloß Vaduz, und führten seinen Besitzer, Ludwig von Brandis, Bürger zu Bern, der an den Eidsgenossen untreu geworden war, gefangen nach Rapperschwyl. Auch das Städtchen Mayenfeld ward wieder gewonnen, die Besatzung nach Chur abgeführt, und einige verrätherische Bürger enthauptet.

Schlacht im Hard. Den zwanzigsten Februar 1499.

Hierauf bewegte sich das Eidsgenössische Heer, acht tausend Mann stark, dem Rheine nach abwärts gegen den Boden-See. Allenthalben kamen ihm Bothen der Einwohner, vorzüglich der Wallgauer, mit der Nachricht von der Unterwerfung entgegen. Seinen Marsch beschleunigte es, als es zu Rankwyl Kunde empfing, daß zu Bregenz ein feindliches Heer von zehn tausend Mann liege, welches mit trotzigem Uebermuthe in den Streit geführt zu werden begehre. In der Gegend von Fußach stießen die Eidsgenössischen Vortruppen auf den Vortrab der Feinde, und trieben ihn zurück. Freudig verfolgten sie die Weichenden, ohne im dichten Nebel zu bemerken, daß sie sich der feindlichen Hauptmacht allzu sehr

näherten. Plötzlich standen sie vor dem Schwäbischen, durch Geschütz und Reiterey starken Gewalthaufen; ihr eigenes Heer war noch zurück. Die Wenigen erschraken nicht, doch drangen sie nicht weiter vor, sondern sendeten den Ihrigen Eilbothen, und fielen nach der frommen Väter Sitte auf die Knie zum Schlachtgebethe. Dieß hielten die Schwäbischen für ein Flehen um Gnade, verweigerten dieselbe unter Hohngelächter und Schmähungen, und brannten ihr Geschütz los. Es ging zu hoch. Das Eidsgenössische Heer rückte nach. Die Vorhuth auf. Mit den Ihrigen vereint, rannten sie den Feinden ihr übel bedientes Geschütz ab. Die Schwaben, die mit ihrem Geschütze zugleich den Muth verloren, warfen sich in die Flucht. Alle Bemühungen ihrer Führer, einen ordentlichen Rückzug zu bilden, waren vergeblich. Mehrere Tausend wurden erschlagen. Viele flüchteten durch den nahen Sumpf, und versanken, bis die Leichen der Ersten den Letzten zur Brücke dienten; Andere gingen mit überladenen Schiffen unter; Einige versteckten sich in den Schilf und erfroren in der kalten Nacht, nur Wenige von den Verborgenen wurden am folgenden Tage von den Lindauern in Schiffen kümmerlich gerettet; Mehrere rannten so eilig und so weit, bis sie entkräftet, oder todt nieder sanken; Viele sollen erst zu Augsburg, oder zu Ulm wieder zur Besinnung gekommen seyn. Die Stadt Bregenz wurde von allen wehrhaften Bewohnern verlassen, und wäre ohne Schwertstreich erobert worden, wenn die Schweizer nachgerückt wären; sie aber verweilten nach ihrer alten Gewohnheit drey Tage auf dem erstrittenen Schlachtfelde, um die Rächer ihres Sieges zu erwarten, und als sich niemand blicken ließ, fingen sie am dritten Tage an zu brandschatzen. Die Bewohner des Bregenzer-Waldes huldigten ihnen, versprachen eine Summe Geldes, und das Eidsgenössische Heer eilte nach Hause.

Erster Zug ins Hegau. Februar 1499.

Gleichzeitig mit der Schlacht im Hard waren einige Verordnungen der Tagsatzung über bessere Grenzbesetzung und ein verheerender Streifzug ins Hegau. Veranlaßt wurde er durch die Rüstungen und Neckereyen der Schwäbischen Ritterschaft, welche beym Ausbruche der Feindseligkeiten laut gejubelt hatte, „nun sey die gute Gelegenheit gekommen, die stolzen, groben „und gottlosen Bauern zu demüthigen.“ Diese Ritter versammelten ihre Unterthanen, übten sie in den Waffen, brannten die Büchsen auf ihren Schlössern los, und bothen Geld für den Vorrang im Streite mit den Eidsgenossen. Eines Tages erschien Burkard von Randeck mit einer großen Schar vor Dießenhofen, und grub unter entehrenden Beschimpfungen einen Brunnen ab. Um diesem streitsüchtigen Adel Gelegenheit zum Kampfe zu geben, both die Tagsatzung zu Zürich auf den achtzehnten Februar ein zweytes Heer aus den Cantonen Zürich, Bern, Freyburg, Solothurn und Schaffhausen auf. Zehn tausend Mann stark betrat es das feindliche Gebieth, aber nicht, wie die Tagsatzung befohlen hatte, in einem Heerhaufen, sondern in mehreren Abtheilungen. Widerstand fand es nirgends; denn die, welche vor Kurzem den Kampf mit den Eidsgenossen so laut begehrt hatten, erschienen nicht im Felde. Raubend und brennend kam das Heer bis Friedingen, wo über die Fortsetzung des Zuges große Uneinigkeit entstand. Endlich erklärten Bern und Solothurn, „heim zie„hen zu wollen, weil ihre eigenen Cantone von den Oester„reichischen Waldstädten aus bedroht seyen; weil die ungün„stige Jahreszeit und der Mangel an Lebens- und Kriegsbe„dürfnissen nicht länger das Feld zu halten erlaubte, und weil „sie sich nicht auf Belagerung der kleinen Hegauischen Städt„chen einlassen könnten; auch sey,“ fügten sie bey, „unter „den hülflosen Einwohnern bereits genug Elend durch die „Eidsgenossen verbreitet worden.“ — In der That waren in Zeit von acht Tagen mehr, als zwanzig Dörfer und Schlös-

ser im Rauche aufgegangen, und eine große Zahl Greise, Weiber und Kinder irrte ohne Nahrung und Kleidung umher, und wurde meisten Theils, dem Feuer kaum entronnen, ein Opfer der grimmigen Kälte. Kirchen waren aufgebrochen, Heiligthümer waren geschändet. Ueberhaupt hatte Mangel an Kriegszucht in diesem Zuge viel Unglück verursacht. Dadurch wurde die Beute so geringe, und viele Leute gingen in Streifgefechten verloren. Einzelne Krieger verließen sogar das Hauptheer, nahmen auf ihre eigene Hand Schlösser ein, und plünderten sie. Nirgends wurde die Beuteordnung, nirgends die Vorschriften Eidsgenössischer Kriegsgesetze beobachtet. Begann man irgend wo, Beute zu sammeln, so entstand plötzlich ein Feuer, das Muthwillige, Mißgünstige, rasende Wütheriche angezündet hatten, und von dem Gute ließ sich meist um so weniger retten, da die Beute Machenden nicht selten in heftigen Zwist geriethen, und statt die Gegenstände ihrer neidischen Zänkereyen den Flammen zu entreißen, sich balgten und wund schlugen. Laut klagte man zugleich über das Betragen der Berner und Freyburger, denen man, wenn nicht Verrätherey, doch wenigstens Zweydeutigkeit Schuld gab, und sie wegen ihrer Beutesucht, die oft über ihre Streitlust ging, mit einem Spottnahmen belegte. — Im Uebrigen ging das ganze Heer, ohne seine gemachten Eroberungen zu sichern, nach der Eidsgenossenschaft zurück, und somit war für Ein Mahl der Feldzug von beyden Seiten beendigt.

Die Eidsgenössische Tagsatzung. 1499.

In diesem schweren, bedenklichen Kriege war die Tagsatzung der Eidsgenossen fast ununterbrochen zu Luzern oder zu Zürich, das dem Kriegsschauplatze näher lag, versammelt, und ordnete mit Eifer, was zum Heile des Vaterlandes dienlich schien. Sie hatte die Vertheidigung von Bündten, die Besetzung der Grenzen, den Zug ins Hegau geleitet. Ueber alle diese und viele andere Gegenstände wurden nun neue oder

genauere Verordnungen aufgestellt. Vor allen Dingen erließen die Tagherren, welche über die im Hegauer-Zuge vorgefallenen Unordnungen empört waren, und nach ihrem eigenen Ausdrucke den Zorn Gottes fürchteten, am sechs und zwanzigsten April 1499 zu Zürich folgende Kriegsordnung: „Alsdenn jetzt in beyden Heeren von unsern Eidsgenössischen „Knechten groß Ungehorsam gewesen, und die Gebothe unserer „Hauptleute verachtet worden, dadurch uns der Tagen einst „ein groß Schad, Schmach und Schand zu besorgen zuge„fügt werden möchte, wann sie hant etlich Kilchen aufgebro„chen, Kelch und Meßgewand daraus entwendet, daß Gott „schmählichen ist zu besorgen, daß er uns der Ta„gen einst großlich plagen möcht. Sämlich unchristlich „Wesen abzustellen, ist auf diesen Tag Gott zu Lob und Eh„ren treffenlichen angesehen, u. s. w.“ Die gleiche Verfügung verordnete: „Die Krieger sollen beym Auszuge schwören, den „Hauptleuten unbedingt zu gehorchan, die Banner und Fah„nen niemahls zu verlassen, in der Schlacht nur darauf zu „denken, ihren Feinden zu schaden, sie nicht zu fangen, son„dern zu tödten, in Reihe und Glied bis in den Tod zu ver„harren, die fliehenden Kampfgenossen niederzustechen, und „erst, wenn der Sieg errungen ist, und die Hauptleute es „gestatten, zu plündern; dabey aber der Gotteshäuser, Kir„chen und geweiheten Orte, so wie der Frauen und Priester „zu schonen, und alles gewonnene Gut in die gemeinsame „Beute zu legen.“ Ueberdieß verboth man die Freypartieen auf das strengste, und setzte Mehreres über die Waffen und das Betragen im Lager fest.

Aber noch viele, nicht minder wichtige Gegenstände beschäftigten die Tagsatzung bey dem immer ernster werdenden Gange des Krieges mit dem mächtigsten Fürsten ihrer Zeit. Sie rathschlagte über völlige Sicherung der Grenzen, Sammlung von Salz und Lebensmitteln, Erwerbung von Bundesgenossen, oder Schließung eines

ehrenvollen Friedens. — Als früher Oesterreich die Schweiz angefallen, war es in seinem eigenen Inneren lange nicht so mächtig, wie jetzt unter Maximilian, der alle die weitläuftigen Staaten dieses Hauses allein beherrschte. Nicht nur hatte Oesterreich in früheren Zeiten nie eine so große Ländermasse besessen, und also auch nie eine so große Kraft entwickeln können; sondern es waren auch die Besitzungen dieses Hauses meist unter mehrere Fürsten vertheilt gewesen, deren ungleiche Ansichten, getheiltes Interesse, wechselseitige Eifersucht und öfterer Zwist Unentschlossenheit und Schwerfälligkeit in alle Kriegsbewegungen brachten, oder nur einen einzelnen dieser Fürsten auf den Kampfplatz treten ließen. Häufig war auch Oesterreich zugleich von einer anderen Seite angegriffen, und schon dadurch gehindert, mit aller seiner Kraft gegen die Eidsgenossen zu wirken, oder es stand doch gewöhnlich allein, und dann waren die Eidsgenossen mit Hülfe ihrer angebornen Streitbarkeit und einer begeisternden Freyheitsliebe wohl im Stande, dem mächtigen Hause mit Glück die Stirne zu biethen. — Selbst im alten Zürich-Kriege, in welchem sich ja sogar ein Theil der Eidsgenossenschaft aus blinder Rachsucht zum Untergange seiner Brüder mit Oesterreich innig verbunden hatte, standen diesem Hause mehr Hindernisse entgegen, die gehaßten Republikaner unter seine Füße zu bringen, als jetzt, da ihm die gesammte Eidsgenossenschaft scheinbar einträchtig entgegen trat; denn damahls hatte es die Deutschen Fürsten zu fürchten, die mit eifersüchtigen Augen die Fortschritte eines Hauses bewachten, dessen heißhungrige Ländergier ihnen allen gegründete Besorgnisse erregt, und welches sie daher seit Albrechts I. Tode hundert und neun und zwanzig Jahre lang vom Kaiserthrone entfernt gehalten hatten. Damahls sah Oesterreich seine Kraft durch die furchtbaren Armagnaken zersplittert, die es selbst gegen die Eidsgenossenschaft herbey gerufen, und die, bey St. Jakab blutig zurück gewiesen, nun durch verheerende Wuth ihren Bundesfreunden

furchtbar wurden. Damahls tobten an den Ost-Grenzen der Oesterreichischen Staaten die Einfälle der wilden Hungarn, und im Inneren war Zwist, während die von Zürich verlassenen Eidsgenossen mit begeisterter Eintracht und wuthentbranntem Hasse ihren Feinden gegenüber standen. — Aber jetzt! — Jetzt stand an der Spitze aller Oesterreichischen Länder, deren schreckbare Masse, kleiner Erwerbungen nicht zu gedenken, sich durch die reiche Burgundische Erbschaft vermehrt hatte, Kaiser Maximilian, durch Kraft, Muth und Geist zu kriegerischen Unternehmungen geschickt, nur oft durch Geldmangel und die schlechte Kriegszucht seiner Zeit in seiner schönsten Laufbahn gehemmt. An seiner Seite stritt das Deutsche Reich, um die Eidsgenossen seinen Gesetzen gehorsam zu machen. Mit niemanden, als mit den Eidsgenossen, war Krieg, und jene alte Einigkeit, aufopfernde Vaterlandsliebe und innige Brudertreue war nicht mehr in dem Eidsgenössischen Volke. An ihre Stelle war Kraft zersplitternde Lauigkeit, Zänkerey, Mißtrauen, und wer weiß, ob nicht auch Verrath getreten; denn viele Eidsgenossen waren Oesterreich äußerst günstig, und nur ungern in dem Kriege. Wie konnte unter solchen Umständen die kleine, auf drey Viertheilen ihrer Grenzen angegriffene oder bedrohte Eidsgenossenschaft hoffen, auch bey der beyspiellosesten Tapferkeit und dem ausharrendsten Muthe gegen so vielfache, überlegene Streitkräfte auf einem so ausgedehnten Kriegsschauplatze glücklich zu seyn? Jetzt galt es nicht, feste Bergpässe mit einer Hand voll Helden gegen eine große Macht, die sich nicht gehörig entwickeln konnte, zu vertheidigen, oder an einem einzigen Puncte überlegene feindliche Heere in freyem Felde zu schlagen; nein, es galt, auf vielen Seiten zugleich im Felde zu erscheinen, und ein an mehreren Stellen, z. B. bey Constanz, Waldshut, Seckingen, Dornach offenes Land gegen die Ueberschwemmungen einer gewaltigen Uebermacht zu vertheidigen. — Unter solchen Umständen mußte auch dem Unerschrockensten die Auf-

gabe schwierig scheinen, und vielleicht bereitete sich mancher einsichtsvolle Freund des Vaterlandes in seinem innersten Gemüthe eher zum ehrenvollen Tode, als zum freudigen Siege, während seine Worte und seine Haltung frohe Hoffnungen ausdrückten, mit denen er den Muth der Menge aufrecht zu halten strebte, damit nicht mit dem Muthe Alles verloren gehe. Wenn es der Eidsgenossenschaft auch gelang, die ersten Anfälle von sich abzuhalten, so schien es doch fast unmöglich, den Kampf auf die Länge auszudauern, um so unmöglicher, da Maximilian mit vieler Wahrscheinlichkeit des Gelingens versuchen konnte, das kornarme Land ohne Blutvergießen durch Hunger zu bezwingen. — Als einst Carl der Kühne mit der Schweiz seinen Kampf um Seyn oder Nichtseyn begonnen, verschaffte ihr die, Vielen gemeinsame, Gefahr verschiedene Bundes-Freunde. Jetzt hatte zwar Frankreich schöne Worte gegeben; aber mit Ausnahme der Bündtner, Schafthauser, Appenzeller und Walliser, die sämmtlich als alte Eidsgenossen angesehen werden konnten, trat Alles scheu und muthlos zurück, oder schloß sich wohl gar den Feinden an. So trat die niedere Vereinigung, im Burgunder-Kriege von den Eidsgenossen gerettet, zu den Feinden über. Selbst Basel, zu dessen Vertheidigung gegen Cervolas Räuberscharen die Eidsgenossen so großmüthig herbey geeilt; selbst Basel, welches St. Jakobs blutgedüngter Boden so laut zur Dankbarkeit mahnte, erwählte mit seinem Bischofe, dem Bischofe von Constanz und den Zürich und Solothurn verbürgerten Grafen von Sulz und Thierstein die Rolle der Unthätigkeit.

Unter diesen drohenden Umständen verfügte die Tagsatzung im Hochgefühle der Pflicht und Ehre muthvoll und äußerlich einträchtig, was den Umständen angemessen schien. Aus jedem Orte wurde eine gewisse Zahl Krieger zur Bewahrung der Grenzen aufgebothen. Alle festen oder bedroheten Puncte, alle Rhein-Uebergänge, alle Päße, vorzüglich aber der gefährlichste Punct, das Schwaderloch, wurden mit hinreichender

Mannschaft besetzt. Die Oberaufsicht über die Besatzungen von Bruck bis hinauf in die Hochgebirge Graubündtens wurde an Zürich übertragen. Das Land von Bruck bis in die Waat mußte Bern mit Freyburg uvd Solothurn bedecken. Wer Büchsen hatte, mußte sie ins Feld stellen. Auch empfahl man allgemein, Landstreicher und Bettler, durch die in Kriegen viel Böses gestiftet werden kann, sogleich zu entfernen.

Aber alle diese Anstalten würden wenig geholfen haben, so bald es im Inneren am Unentbehrlichsten, an Lebensmitteln, gebrach, und dieß mußten die Eidsgenossen befürchten. Die Erzeugnisse des eigenen Landes vermochten ihr Bedürfniß bey Weitem nicht zu befriedigen, und nun entzog noch der Krieg dem Ackerbau viele fleißige Hände. Salz, dem Hirten nicht weniger unentbehrlich, als Getreide, brachte das Land gar nicht hervor, und die Hoch-Burgundischen Salzwerke, aus denen man sich sonst versehen hatte, hielt Maximilian, der Herr dieses Landes, den Eidsgenossen verschlossen. Dem Getreidemangel vorzubeugen, legte man Beschlag auf alle aus dem Hegau geflüchteten, oder in den Klöstern aufgehäuften Vorräthe, und sorgte, daß niemand durch wucherischen Aufkauf die allgemeine Noth vermehren könne. Schwieriger war die Erhaltung des Salzes, welches für das Vieh, die Zubereitung und Aufbewahrung der Käse und die Genießbarkeit der meisten Speisen unentbehrlich ist. Die Zufuhr von Meersalz ging sehr langsam von Statten, und erst gegen das Ende des Krieges kam eine Uebereinkunft mit Burgund zu Stande.

Bündniß mit Frankreich. Mitte März 1499.

Umringt von den drohendsten Verhältuissen, schlossen die Eidsgenossen ein Bündniß, wichtiger, als das mit ihren kleinen Nachbarn. Frankreich, das den Arm der Schweizer zu manchem Vorhaben nöthig hatte, und darum schon ihre Vernichtung nicht unthätig hätte betrachten können, das ferner mit Freuden die Gelegenheit ergriff, den Deutschen Kaiser zu

schwächen, und seine eigenen Plane auf Mailand mit möglichst kleiner Gefahr zu befördern, sagte den Eidsgenossen allen Beystand zu. Der König wollte die alten freundschaftlichen Verhältnisse erneuern, und verhieß, im Falle der Noth in eigener Person zu Felde zu ziehen. Anfangs schien der Widerspruch von Bern und einigen anderen Cantonen jede Annäherung der Eidsgenossenschaft an Frankreich unmöglich zu machen; aber das Andenken an Oesterreichs alten Haß und die immer deutlicher erkannte Gefahr beschleunigte die Verbindung. Im März kam auf der Tagsatzung zu Luzern ein zehnjähriges Schutzbündniß mit Frankreich zu Stande. „Der König verspricht Subsidien, Mannschaft und Geschütz, „von welchem sogleich eine Abtheilung aufbrechen soll. Da„gegen erlauben die Eidsgenossen, wenn sie nicht selbst in „Kriege verwickelt sind, dem Könige von Frankreich freye „Werbung in ihren Landen, und betrachten den Herzog von „Mailand als gemeinschaftlichen Feind, mit dem sie sich in „keine Unterhandlungen einlassen. Der Papst, das Reich, alle „früheren Bündnisse sind vorbehalten.“

Friedensunterhandlungen. 1499.

Während aller dieser Zurüstungen erbothen sich mehrere benachbarte Fürsten und Städte, in Erinnerung der von den Eidsgenossen empfangenen Freundschaft, die Zwistigkeiten auszugleichen. Der Bischof von Constanz, die Niedere Vereinigung, der Herzog von Mailand, der Pfalzgraf am Rheine machten deßwegen Anerbiethungen. Maximilian schien geneigt. Die Eidsgenossen zeigten sich willig. Aber der Schwäbische Bund wollte nichts vom Frieden hören. Sein Widerstand beschleunigte vorzüglich den Abschluß des Französischen Bündnisses. Die Feindseligkeiten wurden fortgesetzt.

Zweyter Feldzug.

Ende März bis Ende May 1499.

Treffen beym Bruderholze. Den zwey und zwanzigsten May 1499.

Die Feindseligkeiten begannen mit verwüstenden Streifzügen in den Umgebungen von Basel. Ungefähr tausend Solothurner, Berner und Luzerner, welche auf die Nachricht vom Anrücken der Feinde auf Dornach gezogen waren, und keinen Feind fanden, überfielen, um nicht vergebens ins Feld gezogen zu seyn, unter Daniel von Babenberg das Sundgau. Sie hatten sich noch nicht weit vom Schlosse Dornach entfernt, als sie Nothschüsse hörten, und den Rauch angezündeter Häuser sahen. Sie wendeten um, und stießen bey Rheinach auf den Feind, der in der Gegend geplündert hatte, und beym Anblicke der Schweizerischen Krieger mit vier tausend vier hundert Mann beym Bruderholze eine starke Stellung nahm. Die unerschrockenen Eidsgenossen griffen mit Feuer an, durchbrachen die Reihen der Gegner, und errangen in kurzer Zeit, ohne mehr als Einen Mann zu verlieren, den Sieg. Die Feinde, feige fliehend, ließen sechs hundert Todte und eine Fahne, auf der eine Geißel mit der Inschrift, „treib's, „so geht's!“ angebracht war, auf der Wahlstatt. Die Anführer Friedrich von Cappel und ein Graf von Thierstein wurden schwer verwundet.

Waffenthat bey Hallau. Den sechs und zwanzigsten März 1499.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Treffen im Bruderholze nahmen die Eidsgenossen einen Theil des Klettgaues weg, und machten sich die Einwohner zu Freunden. Die Feinde versuchten zu verschiedenen Mahlen Wiedereroberung. In einem dieser Angriffe zeichnete sich die Zürcherische Besatzung zu Hallau

sehr vortheilhaft aus. Ihre Habe und die der begüterten Einwohner war in der mit hohen Mauern umgebenen, festen Kirche verwahrt. Eines Tages zeigte sich, lüstern nach der reichen Beute, eine Schar Landsknechte. Als die Eidsgenossen auf sie los gingen, nahmen sie die Flucht, und lockten ihre Verfolger in einen Hinterhalt, wo dieselben von mehreren Tausenden angegriffen, und so übermannt wurden, daß sie Mühe hatten, Hallau wieder zu erreichen. Die Feinde nach. Das Dorf, wird angezündet, der Kirchhof umringt und beschossen. Den Zürchern scheint bestimmt, hier zu sterben, wie ihre Brüder bey St. Jakob an der Birs gestorben sind. Sie, stets zum Tode bereit, die Ehre höher als das Leben achtend, und selbst in der äußersten Noth bey voller Besinnung und auf Alles bedacht, bemerken die Sorglosigkeit der Gegner, und fassen den kühnen Entschluß, sie zu vertreiben. Funfzig Mann bleiben zur Vertheidigung zurück, zwey hundert und funfzig stürzen sich in den Feind. Er, seiner Uebermacht vergessend, flieht überrascht. Die Ehre der Eidsgenossen, die Habe der Einwohner ist gerettet. — Um diesen kleinen Neckereyen ein Ende zu machen, und die Wortbrüchigkeit des Grafen von Sulz, Bürgers von Zürich, der sich auf die Seite der Feinde geschlagen hatte, zu bestrafen, beschloß die Eidsgenössische Tagsatzung einen zweyten Zug ins Hegau. Ehe derselbe unternommen werden konnte, geschahen Kriegsthaten in der Gegend von Constanz.

Ueberfall bey Ermatingen. Den eilften Aprill 1499.

Auch Oesterreich und der Schwäbische Bund waren nicht müßig geblieben. Gleichzeitig mit den Bewegungen und Streifzügen der Eidsgenossen entwickelten sie zu Constanz und an den Bündtner-Grenzen bedeutende Streitkräfte. Auf allen Puncten entbrannte der Krieg. Von Constanz aus wurde durch mehr als zehn tausend Mann das Thurgau überfallen,

in der Absicht, die Eidsgenössische Macht von dem Hegau abzuhalten, und, im Falle des Gelingens, wohl gar bis gen Zürich vorzudringen. In der Nacht vom eilften Aprill zogen die Oesterreicher mit äußerster Vorsicht aus den Thoren von Constanz. Die Brücken hatten sie dicht mit Stroh überlegt, damit man den Hufschlag der Pferde nicht höre. Auf der Reichenau fuhren acht hundert Mann zur Unterstützung des Unternehmens ab. Noch fesselte die allzu sicheren Eidsgenossen der Schlaf. Die Zürcherische Besatzung zu Ermatingen wurde überfallen. Gegen hundert Mann nebst dem Befehlshaber in den Betten, einige auf der Flucht erstochen, die meisten konnten entrinnen; aber viele ohne Schuhe, ohne Kleidung, ohne Waffen. Die rückwärts gelegenen Luzerner sammelten sich, wollten zu Hülfe eilen, mußten aber der Uebermacht weichen, und verloren ihre zwey Büchsen. Es läßt sich nicht berechnen, was den Feinden, wenn sie besser Ordnung gehalten, hätte gelingen können. Allein siegtrunken verachteten sie alle Warnungen erfahrener Krieger, glaubten sich vollkommen Meister, und ließen ihren träumerischen Hoffnungen, ihrer Rachgier und ihren Lüsten vollen Lauf. Einige zündeten Dörfer und Kirchen an, Andere raubten und mordeten, Viele überfüllten sich mit Speise und Trank, Viele eilten wohl beladen nach Constanz zurück, um sich selbst und das Erbeutete in Sicherheit zu bringen. Mittlerweile strömten die Eidsgenossen, durch Flüchtlinge, Lärmfeuer, Sturmglocken zur Rettung des Vaterlandes aufgerufen, von allen Seiten herbey. Als sich unter Rudolf Has von Luzern und Oswald von Rotz von Unterwalden ungefähr zwey tausend Mann beym Schwaderloch gesammelt, und durch Kundschafter die Unordnung des Feindes erfahren hatten, so bewirkte Has, dem die verlorenen Büchsen seines Standes schwer am Herzen lagen, den Entschluß, die ungeordneten Feinde zu überfallen, und die erlittene Schmach und Schande zu rächen. „Jetzt," sprach er, „ist der Sieg noch möglich, ja leicht;

„wenn der Feind sich wieder ordnet, werden wir seine Ueber„macht nicht aufhalten; darum muthig, Rache oder Tod!“ Alles schwor dieses. Alles war freudig. Jeder wollte der erste zum Streite seyn. Man kniete nieder zum Gebethe, und zog dann still links durch den Wald bey Gontenschwyl dem Feinde in die Seite. Bey seinem Anblicke entzündete sich erst recht die Kampflust. Um ihre unverhältnißmäßige Schwäche zu verbergen, bedienten sich die Eidsgenössischen Führer der List, hier und da im Walde Trommelschläger aufzustellen, deren Lärm und Gerassel den Feind auf den Gedanken bringen sollte, als wären noch viele Truppen durch den Wald im Anmarsche, und die Angreifenden nur die Vorhuth eines großen Heeres. Hierauf fiel bey Triboltingen die Eidsgenössische Schar mit furchtbarem Geschreye, gleich wüthenden Löwen, an den Feind. Unmöglich war es ihm, sich gehörig zu ordnen. Wirkungslos feuerte sein Geschütz. Das Fußvolk, von Furcht und Schrecken geblendet, widerstand den heftigen Anfällen der Eidsgenossen nicht. Die Reiterey allein focht muthig. Viele Ritter stiegen von den Pferden, aber sie wurden von den Fliehenden mit fortgerissen, oder erschlagen. Unter ihnen Burkard von Randeck, einer der kühnsten und trotzigsten Führer des Schwäbischen Bundes. Viele Flüchtlinge stürzten sich im blinden Schrecken in den See. Mehrere sanken mit überladenen Schiffen. Viele geriethen in die Fußeisen, welche sie selbst gelegt hatten, um Constanz besser gegen die Eidsgenossen zu vertheidigen. Die Constanzer stürmten mit allen Glocken, und wagten es lange nicht, die Fliehenden einzulassen. Zum Glücke für diese endeten die Befehle der vorsichtigen Eidsgenössischen Führer und das Feuer des Schlosses Gottlieben, welches der Bischof von Constanz dem Schwäbischen Bunde verrätherischer Weise übergeben hatte, die heftige Verfolgung. Die Eidsgenossen dankten Gott, und sammelten die Beute. — Wie erfreute die Luzerner der Anblick ihrer wieder gewonnenen Büchsen! Wie ergötzten sich alle Eidsgenossen an zwey sehr großen Büchsen mit des Kaisers Wappen

und mehr noch an der Büchse, welche Constanz für diesen Krieg hatte gießen, und Seckel, (Geldbeutel,) benennen lassen, weil es den Eidsgenossen die bey Muheims Zuge versprochene Brandschatzung aus diesem Seckel hatte bezahlen wollen. Außer dem fanden sich Fahnen und mancherley Waffen und Vorräthe. Die Feinde hatten viel, die Eidsgenossen wenig verloren. Die Constanzer bathen um Geleit, die Leichen der Ihrigen zu suchen. Traurig führte ein langer Zug von Priestern, Frauen und Kindern über hundert erschlagene Mitbürger in die Stadt zurück, um ihnen die letzte Ehre zu erzeigen. Die übrigen Leichname blieben, nackt ausgezogen, den Vögeln und Thieren des Feldes zur Beute.

Zweyter Zug ins Hegau. Mitte bis Ende Aprill 1499.

Mit größerer Freudigkeit wurde nun der Zug ins Hegau unternommen. Die Krieger sammelten sich den dreyzehnten Aprill zu Kaiserstuhl und Eglisau. Sie drangen eben so siegreich vor, wie beym ersten Zuge. Alle Städte und Schlösser beugten sich unter ihren gewaltigen Arm. Aber bald zeigten sich auch wieder die alten Unordnungen. Mit Brennen, Rauben, Grausamkeiten befleckten die Eidsgenossen ihre Ehre, schadeten sich selbst, und oft entstand abermahls blutiger Zwist unter den beutesüchtigen Knechten. Reiche Schätze, große Vorräthe, besonders an Getreide, die den Eidsgenossen so äußerst ersprießlich gewesen wären, wurden nutzlos ein Raub der Flammen, ehe sich die Zankenden über die Theilung vereinigen konnten. Die Zweytracht dehnte sich auch auf die Anführer aus. Gerade wie beym ersten Zuge entstand Uneinigkeit über die Fortsetzung der Bewegungen; gerade, wie beym ersten Zuge erhielt Bern die Nachricht, daß das Solothurnische Gebieth bedroht sey, und nun trat abermahls Alles mit schwer beladenen Wagen, aber unter vielen Beschuldigungen von Bestechungen, Verrath und Feigheit den Rückweg an. Die vor-

züglichste Erbitterung zeigte sich wiederum gegen Bern. — An den Thoren von Basel siegten heim ziehende Eidsgenossen in einem kleinen Gefechte. — Einige andere streiften mit Erfolg ins Sundgau. — Am Rebetsch flohen tausend Berner, von plötzlichem Schrecken ergriffen, beym bloßen Anblicke des Feindes bis nach Biel und Nidau. Zu ihrem Glücke waren die Feinde, von gleichem Schrecken überrascht, oder allzu vorsichtig, ebenfalls zurück gegangen. Die Schuld dieser schimpflichen Flucht möchte wohl eher einem feigen, oder unerfahrenen Führer, als der Muthlosigkeit des Volkes zuzuschreiben seyn, und mit Wahrheit bemerken hierüber einige alte Eidsgenössische Geschichtschreiber: „Ein Haufe Hirschen, den ein „Löwe anführt, ist mehr zu fürchten, als ein Haufe Löwen, „den ein Hirsch anführt.“

Frauentreue.

Auf diesem Zuge hatten die Eidsgenossen das Städtchen und Schloß Blumenfeld, das Eigenthum des Herren von Roseneck, eines ihrer heftigsten Feinde, nach tapferer Gegenwehr genommen. Der Ort sollte geplündert werden, und in Flammen aufgehen. Den Einwohnern wurde gestattet, von ihrem Liebsten und Kostbarsten so viel mitzunehmen, als sie tragen möchten. Die Besatzung erhielt Schonung, von der nur Roseneck allein ausgenommen war. Da lud seine Gattinn ihn, als ihr Liebstes und Kostbarstes, auf den Rücken, und trug ihn aus der Burg. Die Eidsgenossen, von ihrer treuen Liebe gerührt, begnadigten Roseneck, und ließen noch über dieß der edeln Frau alle ihre Kostbarkeiten.

Hans Schuler, genannt Wala. Ende März 1499.

Mittlerweile war wenige Tage nach der Schlacht am Bruderholze der Krieg auch an den Bündtner-Grenzen wieder losgebrochen. Die Oesterreicher waren mit einer bedeutenden Macht in die Grafschaft Sax eingefallen, plünderten und ver-

brannten unter Drohungen und Gotteslästerungen einige Dörfer und Kirchen, und es entspannen sich mehrere kleine Gefechte zwischen ihnen und den Eidsgenossen. In einem derselben zeichnete sich Hans Schuler, genannt Wala, vortheilhaft aus. Sein Muth hatte ihn mitten unter die Feinde geführt. Von dreißig Reisigen umgeben, wehrte er sich lange gegen die Ueberzahl, und hob mehrere aus dem Sattel, bis er sich endlich, von allen Seiten gedrängt und ermüdet, an Niklaus von Brandis, der ihm Schonung des Lebens versprach, ergab. Brandis brachte ihn nach Feldkirch, wo man den tapferen Krieger mit verdienter Bewunderung ehrte, und ihn mit schriftlichen Zeugnissen seines Muthes entließ. Um dem von Brandis seine Großmuth zu vergelten, gaben die Eidsgenossen seinen bey Vaduz gefangenen Sohn Ludwig ohne Lösegeld frey.

Schlacht bey Frastenz. Den zwanzigsten Aprill 1499.

In Folge verschiedener nachtheiliger Gefechte gingen die Oesterreicher wieder über den Rhein zurück, und legten sich am Eingange des Wallgaues hinter starke, doppelte Verschanzungen, deren rechte Seite sich an die Ill, die linke an den Berg Lanzengast lehnte. Man hatte den Plan entworfen, sich in kein Haupttreffen einzulassen, sondern die Eidsgenossen durch beständige Streifereyen und Raubzüge zu necken, vor ihren Heeren sich hinter die starken, unnehmbar scheinenden Verschanzungen zu ziehen, und sie auf diese Weise zu ermüden. Vergebens machten die Anführer eines Eidsgenössischen Heeres von zehn tausend Mann, welches nach dem Einfalle der Oesterreicher in die Grafschaft Sar ins Feld gerückt war, verschiedene Versuche, die Feinde aus ihrem Schlupfwinkel heraus zu locken. Endlich beschlossen die Eidsgenossen, durch die Nachricht von dem Siege ihrer Brüder bey Ermatingen ermuthigt, diese Verschanzungen zu stürmen, um an dieser Grenze das Vaterland von dem Ueberdrange des Feindes zu befreyen.

Zur Erleichterung des Unternehmens erwählte man zwey tausend der muthigsten Krieger, welche unter den Befehlen des tapferen, kriegskundigen Heinrich Wolleb von Uri das Oesterreichische Lager über den Berg Lanzengast umgehen sollten, während das Hauptheer von vorn angriffe. Samstag den zwanzigsten Aprill 1499 brach man auf. Langsam rückte der Gewalthaufe vor. In höchster Stille stiegen die zwey tausend auf mühseligen und gefährlichen Wegen Berg an. In der Mitte des steilen Berges stärkte sie Wolleb durch Gebeth und eine ermuthigende Anrede, denn ihnen stand ein heißer Kampf bevor. Der Feind, mit der schwachen Seite seines Lagers wohl vertraut, hatte die Berghöhe mit zwey tausend Mann Kerntruppen, Büchsenschützen und Erzknappen, der sogenannten stählernen Schar besetzt, um jeden Uebergang über den Berg zu verwehren. Diese unterhielten ein heftiges Feuer auf die heran steigenden Eidsgenossen. Es blieb unwirksam; weil die Eidsgenossen, sich an den Boden anschmiegend, auf Händen und Füßen fortklimmten, so daß die Schüsse zu hoch gingen. Endlich war die Berghöhe erreicht, und die stählerne Schar wurde mit Entschlossenheit angegriffen, aber erst nach der heftigsten Gegenwehr zersprengt. Die umgangenen Verschanzungen konnten nun von dem Feinde nicht mehr behauptet werden. Mit Leichtigkeit überstieg sie das Eidsgenössische Hauptheer, dem sich Wolleb wieder anschloß, um den eigentlichen Kampf zu beginnen. In der Ebene hinter den Verhauen hatte sich das Schwäbische Heer, zwölf bis vierzehn tausend Mann stark, mit Geschütz und Reiterey wohl versehen, aufgestellt. Auf Wollebs Ermahnung warfen sich die Eidsgenossen, als die Feinde ihr Geschütz losbrannten, zur Erde nieder. Er allein blieb stehen. Das feindliche Feuer ging unschädlich über die Eidsgenossen hin; aber Wolleb stürzte schwer verwundet. Rings um ihn her Schrecken über den Fall des Helden. Da rief er mit letzter Lebenskraft: „Tapfer dran, liebe Eidsgenossen, mit Euch ist Gott, der Sieg kann nicht mehr feh-

„len!“ und verschied. Sie, von Rauch und Dampf verhüllt, muthig an den Feind. Donner des Geschützes, Trommeten, Trommeln, vielfaches Geschrey zerrissen die Luft. Schrecklich war der Angriff, verzweifelt die Gegenwehr. Den zweyten Anfall hielten die Oesterreicher nicht aus. Ihr Heer lös'te sich auf. Vergebens bemühten sich Einige, die unordentliche Flucht aufzuhalten. Viele Feinde fraß das Schwert, nicht wenige die nahe Ill. Mehrere tausend Oesterreicher, die Blüthe ihres Heeres, lagen auf dem Schlachtfelde. Noch mehrere wären gefallen, hätten nicht die Eidsgenössischen Befehlshaber die Verfolgung beendigt. Fahnen, Gezelte, Büchsen, reiche Beute erfreuten die Sieger. Die Zahl ihrer Todten war gering, beträchtlich die der Verwundeten. Am meisten bedauerten sie den Hinschied ihres tapferen, klugen Führers Wolleb, der durch einen großen Tod das beleidigte Vaterland versöhnt, und die Erinnerung an die Räubereyen und Eidbrüche, durch die er, als einer der wildesten Reisläufer, die Tagherren in Verlegenheit und Schande gebracht, herrlich verwischt hatte.

Begnadigung des Wallgaues. Den zwanzigsten Aprill 1499.

Aengstlich harreten die Wallgauer, welche an den Eidsgenossen, denen sie nach dem Gefechte von Treisen gehuldigt hatten, durch die freudigste Aufnahme der Oesterreicher und Verstärkung ihres Heeres treulos geworden waren, auf den Ausgang der Schlacht. Als der erste Leichnam, welcher zu Feldkirch aus der Ill gezogen wurde, ein Eidsgenosse war, überließ sich Alles der Freude. Aber bald kamen zahlreiche Oesterreichische Leichname, und, was noch schlimmer war, lebendige Flüchtlinge mit der unglücklichen Nachricht von der verlorenen Schlacht. Schneller wechselte nie die lebhafteste Freude mit dem lähmendsten Schrecken. Alles, was so eben gejubelt, erbebte nun vor der furchtbaren Rache der Sieger. In dieser großen Noth faßte man den Entschluß, der allein retten

konnte. Greise, Weiber, Kinder, Priester näherten sich mit traurigen Geberden und kläglichem Geschreye dem siegreichen Heere. Mitleid mit der hülflosen Schar, deren Versorger und Beschützer zu Frastenz erschlagen waren; Liebe zu ihrem alten Ruhme, Retter und Beschirmer der Wittwen und Waisen zu seyn; Scheu vor dem Allerhöchsten und dem sanften Heilande, bey dessen Nahmen und Blute sie beschworen wurden, bewegte die Eidsgenossen. Thränen der Rührung entströmten den Augen abgehärteter, oft rücksichtsloser Krieger. Sie vergaßen die Treulosigkeit, nahmen Geißeln, und begnügten sich mit einer Brandschatzung von acht tausend Gulden.

Dritter Feldzug.

Ende Aprills bis Ende Herbstmonathes 1499.

Rüstungen. Ende Aprills und Anfang Mayes 1499.

Während des auf allen Puncten siegreichen Fortganges der Eidsgenössischen Waffen, schickte sich der Kaiser an, den Krieg mit größerem Nachdrucke zu führen. Er schloß seine Fehde in den Niederlanden, eilte nach dem Kriegsschauplatze an den Grenzen der Schweiz, und mahnte in einem Schreiben, das ihm der Geist der Lüge und der finsterstten Rachsucht eingegeben zu haben schien, das ganze Reich gegen die Eidsgenossen auf. Er mahnte wider sie härter, als selbst wider die Türken. Predigten „gegen die gottlosen Bauern“ unterstützten des Kaisers Ermahnungen, und unzählige Scharen strömten von allen Enden Deutschlands herbey, um die beleidigte Majestät des heiligen Römischen Reiches zu rächen. — Aber auch die Eidsgenossen versäumten keine Anstrengung, um die errungenen Vortheile zu behaupten. Die Grenzen wurden stärker besetzt, Eilposten angelegt, von Frankreich Hülfe begehrt, und Gesandte abgeschickt, um den Marsch des versproc-

chenen Geschützes zu beschleunigen. Kleinere Gefechte und Streifereyen, die meist zum Vortheile der Eidsgenossen ausschlugen, waren das Vorspiel größerer Unternehmungen. Das drohende Ungewitter entlud sich zuerst an den Grenzen von Bündten.

Schlacht auf der Malser-Heide. Den zwey und zwanzigsten May 1499.

Nach dem Verluste der Verschanzungen von Frastenz hatten die Tiroler auf der Malser-Heide, einer schönen, fruchtbaren Ebene bey Taufers, nahe an dem Ursprunge der Etsch, ein sehr festes Lager errichtet. Vorn war es vom Wasser umflossen, mit doppelten Verhauen und hölzernen Thürmen befestigt, von beyden Seiten durch hohe und steile Berge gedeckt, und durch zwölf tausend Mann und viel Geschütz vertheidigt. Von hier aus neckten und plünderten die Feinde mit Trotz und Hohn das nahe Engadin, schrieben Brandschatzungen aus, und führten zur Versicherung Geißeln nach Meran. Die Bündtner, dieser Plage müde, beschlossen, das Lager zu stürmen. In der Nacht vom zwey und zwanzigsten May 1499 zogen acht tausend Mann in zwey Abtheilungen gegen das Lager. Die eine unter Benedict Fontana bestieg den Schlingenberg, um dasselbe zu umgehen. Die andere wartete auf ein Zeichen, daß jene die Höhe erreicht hätten, um dann von vorn anzugreifen. Die Feinde hatten ihr Heer in drey Haufen getheilt. Der erste sollte den Paß über den Berg verlegen, der zweyte die Verhaue vertheidigen, der dritte war zur Unterstützung beyder, oder als Rückhalt für den entscheidenden Augenblick des Treffens aufgestellt. Der erste verfehlte zum Theile seinen Zweck. Er wurde auf seinem Standpuncte von dem ersten Haufen der Eidsgenossen bemerkt, und diese suchten, ihm durch Veränderung ihres Marsches zu entgehen, wodurch auch er gezwungen ward, seine Stellung zu verlassen. Gegen Sonnenaufgang hatten die Bündtner die Bergspitze erstiegen, gaben

das verabredete Zeichen, und eilten gegen den Feind. Entweder auf der Berghöhe, oder doch ehe sie beym Heruntersteigen das feindliche Lager erreicht hatten, kamen sie mit der ersten Abtheilung der Tiroler ins Gefecht. Diese wurde zurück gedrängt, und vereinigte sich mit dem zweyten Heerhaufen, der die Verschanzungen beschützte. Lange und hartnäckig wurde hier gekämpft. Fürchterlich wüthete das feindliche Geschütz. Vergebens hofften die Eidsgenossen Erleichterung durch die Ankunft ihrer Hauptmacht. Diese wurde von ihrem Befehlshaber Dietrich Freuler von Schwyz unnütz aufgehalten. Endlich unterlagen die Tiroler der Bündtnerischen Kraft, und zogen sich auf ihre dritte Heeresabtheilung zurück. Fest und unerschütterlich stand diese. Die Zerstreuten sammelten sich um sie her. Ein neuer, heftiger Kampf entbrannte. Die wenigen Bündtner, von Marsch und Streit ermüdet, durch viele Todte und Verwundete sehr geschwächt, nunmehr neben den bereits geschlagenen Feinden mit einer an Zahl überlegenen, frischen Macht ins Gefecht verwickelt, verzweifelten an Sieg und Leben. Schon war ihr Anführer Benedict Fontana gefallen. Im Handgemenge in den Unterleib tödtlich verwundet, hielt er mit der einen Hand die hervor quellenden Eingeweide zurück, stritt eine Zeit lang mit der anderen, und sank ermattet mit dem Ausrufe: „Wacker dran, liebe Bundsgenossen! Erschreckt „nicht über meinen Fall, ich bin ja nur Ein Mann! Rettet „Ehre, Freyheit und Vaterland!“ — Fünf Stunden hatte der heftige Kampf schon gedauert. Noch immer kamen die heiß ersehnten Brüder nicht. Endlich eilten sie, durch einen Bothen aufgefordert, herbey, und mit dem Klange ihrer Hörner kam Verwirrung und Flucht in den entmuthigten Feind. Unter den Fliehenden brach die Brücke zu Glurns. Die Sieger verfolgten, bis die Anführer den Abbruch des Gefechtes befahlen. Der feindliche Verlust betrug vier tausend, der Eidsgenössische ungefähr tausend Mann. Er fiel um so schmerzlicher, da er Freulers Zögerung zuzuschreiben war. Dieser

Befehlshaber entfloh dem allgemeinen Unwillen. Ueber seine Schuld, oder Unschuld ist nie geurtheilt worden. Die Meinungen über ihn sind verschieden. Er mochte zu den abenteuernden Reisläufern gehören, denen Vaterland, Recht und Ehre um eine Hand voll Gold feil war, und doch vielleicht in diesem Falle unschuldig seyn, denn wer berechnet alle hindernden Zufälle des Krieges? — Die Beute war beträchtlich; allein indem sich die Sieger darüber freuten, wurden ihre Mitbürger zu Meran grausam ermordet. Die Feinde kamen auf ihrer Flucht vor dieses Städtchen, drangen den Bewohnern die daselbst aufbewahrten Engadinischen Geißeln ab, und tödteten sie gegen alles Völkerrecht auf barbarische Weise.

Dritter Zug ins Hegau. Ende May 1499.

Vom neunzehnten May an ängstigten und verwüsteten die Eidsgenossen das Hegau durch einen neuen Einfall. Ohne Widerstand waren sie bis nach Stockach gekommen, und belagerten das Städtchen, um die Feinde durch die Furcht vor seinem Verluste zu einem Treffen zu bringen. Allein diese blieben in ihren sicheren, befestigten Plätzen. Unter die Eidsgenossen kam abermahls Uneinigkeit, ehe noch Stockach erobert war. Sie zogen heim, und verwüsteten auf ihrem Wege, was etwa noch in den früheren Zügen verschont geblieben war. Einen schrecklichen Anblick gewährten bey einbrechender Nacht die überall aufsteigenden Flammen, und neuerdings wurde durch die Eidsgenossen grenzenloses Elend verbreitet. Aber auch sie selbst sollten nicht ganz unbeschädigt über den Rhein zurück kommen. Nur ihre Kaltblütigkeit im Gefechte wendete einen bedeutenden Verlust von ihnen ab.

Des Kaisers verunglückter Einfall in Bündten; Juni 1499.

Maximilians Muth war noch nicht gebeugt. Er beschloß, zur Züchtigung der ungehorsamen Bündtner in eigener Person

einen Einfall in ihr Land zu leiten. Funfzehn tausend Mann setzten sich zu diesem Zwecke in Bewegung. Da die dürftige und ausgesogene Gegend keine Vorräthe für so viele Menschen darboth, so erhielt Wilibald Pirkheimer von Nürnberg, einer der besten Hauptleute des Schwäbischen Heeres, den schwierigen Auftrag, Lebensmittel aus dem Veltlin herbey zu schaffen. Sein Weg führte ihn über mehrere hohe, steile, mit ewigem Schnee und Eise bedeckte Gebirge. Ueberall waren gefährliche Angriffe der erbitterten, aller Wege kundigen Bündtner zu besorgen. Bald machten Kälte, Näsſe, Mangel, Hunger und Durst die Fortsetzung des Marsches unerträglich. Die Krieger weigerten sich, das Wormser-Joch zu besteigen. Pirkheimer selbst mußte zu Fuße voran gehen. Der Nachmittag war bereits stark vorgerückt, doch versicherten die Führer, man könne den Gipfel noch bey Tage erreichen. Allein der weiche, tiefe Schnee und die schlüpfrige Erde erschwerten das Gehen. Von Hunger und Mattigkeit beynahe erschöpft, erreichten sie die Anhöhe erst gegen Mitternacht, und hier konnte die einzige kleine Hütte nicht einmahl alle fassen. Nach einer schlecht zugebrachten Nacht trafen sie am folgenden Mittage in Bormio ein, ohne jedoch ausruhen zu dürfen, weil sie die Noth der Ihrigen kannten, und vernahmen, daß der Feind in der Nähe sey. Schnell wurden die wenigen Lebensmittel auf Lastthiere geladen, eiligst der Rückzug angetreten. Er both gleiche Schwierigkeiten dar, wie der Hermarsch. Ein Mahl mußten die Pferde Leitern hinauf gezogen werden; doch vereinigte sich Pirkheimer bald mit einer Abtheilung des Kaiserlichen Heeres. Auf dem Berge, welcher sie nun noch vom Engadin, wo die Kaiserliche Hauptmacht stand, trennte, erblickten sie die Bündtner, von fern wie eine Schar kleiner Vögel anzuschauen. Bald begannen diese ihre Angriffe. Sie schleuderten gegen die Hinansteigenden große Felsenstücke, welche zum Glücke für die Kaiserlichen der tiefe Schnee nicht den Berg hinunter rollen ließ. Gleichwohl mußte eine starke Schar

Kaiserlicher die Bündtner umgehen, ehe es Pirkheimer gelang, den Berg zu ersteigen. Beym Vorrücken erregte eine Lauine Schrecken und Gelächter. Mit fürchterlichem Krachen und Getöse stürzte sie herunter, und verschlang vier hundert Mann, zerschlug sich aber plötzlich. Da erschien einer der Verschwundenen nach dem anderen wieder, der eine des Helmes, ein anderer der Schuhe, die Meisten der Waffen beraubt, Viele leicht gequetscht. Drückender, als jemahls, ward bey dem großen Kaiserlichen Heere der Mangel, als Pirkheimers heiß ersehnte Abtheilung in dem schönen, mit vielen Flecken und Dörfern besetzten Engadin auf dem linken Ufer des schnell fließenden Inn eintraf, und für die nach Speise Schmachtenden fast gar keine Vorräthe mit brachte. Im Thale selbst war nichts zu finden. Die Bewohner waren über das rauhe Gebirge nach Chur entflohen. Alle Vorräthe, ihre beste Habe hatten sie mit genommen, die Hütten mit dem Zurückgelassenen angezündet. Da entstanden über die Theilung der wenigen Lebensmittel heftige Schlägereyen. Viele Krieger ätzten vor Hunger das Gras ab. Andere kamen von Sinnen. Manche verließen die Fahnen. Das Kaiserliche Heer konnte sich glücklich preisen, daß sich noch eine unzerstörte Brücke über den Inn fand. Man war froh, nach zwey Tagereisen, auf welchen Viele vor Hunger und Ermattung zurück blieben oder starben, das Tirol wieder zu erreichen, ohne von anderen Thaten sprechen zu können, als daß man mit eigenem, großem Verluste das Land eben so nutzlos, als grausam verwüstet habe.

Unterhandlungen und Rüstungen. Ende Juni und Anfang Juli 1499.

Auch der Anblick dieses Elendes sprach vergebens zu Maximilians aufgebrachtem Herzen. Der Kaiser hatte den Jammer, die Niedergeschlagenheit, das überall verbreitete Elend, die rauchenden Trümmer vieler Städte, Dörfer und Schlöß-

ser, die Menge hülflos und bloß herum irrender Weiber und Kinder, das Unglück und die Muthlosigkeit seiner eigenen Krieger gesehen, und schien gerührt. Milde, tröstende Reden entflossen seinem Munde, und in Vieler Herzen blühte die süße Hoffnung des Friedens. Aber neue Scharen von Kriegern waren herbey geströmt, und in Maximilians Brust mußte die Rührung dem Ehrgeize und der Rachsucht, und der Rath einer gesunden Staatskunst den Eingebungen der Leidenschaft weichen. Er rathschlagte mit den Hauptleuten über die Fortsetzung des Krieges. Man beschloß, die Eidsgenossen durch beständige, auf vielen Puncten begonnene Anfälle zu ermüden, und versuchte, durch ein schärferes Kriegsgesetz den gesunkenen Gehorsam und die erloschene Mannszucht wieder herzustellen. Dagegen zeigten sich die Eidsgenossen völlig zum Frieden geneigt. Sie waren erschöpft, und spürten allmählich Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen. Ihre Aufopferungen an Geld und Mannschaft waren bedeutend. Durch ihre Siege wurden sie zwar mit Ruhm bedeckt; aber dieser Ruhm linderte das Drückende des Krieges nicht, und im gleichen Grade mit dem Ruhme wuchs die allgemeine Noth. Willig hörten daher die Eidsgenossen auf die vermittelnde Stimme von Frankreich und Mailand. Sie schrieben auch selbst an den Kaiser. Er, von Siegeshoffnungen trunken, antwortete nicht. Als die Eidsgenossen diese feindselige Stimmung bemerkten, und eine Warnung vor drohender Gefahr über die andere an sie gelangte, ergriffen auch sie unverzagt ihre Maßregeln. Mannschaft wurde aufgebothen, und an die Grenzen gelegt, die Bundesgenossen um Hülfe angesucht, für Vorräthe gesorgt, und von jedem Orte eine Anzahl Krieger stets bereit gehalten, bedrohten Puncten zuzueilen. Am meisten fürchtete man für Schwaderloch und Dornach. Man schwankte. Schon hatten Berns und Solothurns Bitten für Dornach entschieden, als drohende Nachrichten von der Zusammenziehung eines zwanzig tausend Mann starken feindlichen Heeres bey Constanz die Eidsgenössische Hauptmacht nach dem Schwaderloche hinzogen

Fast täglich sah man zu Constanz drohende Bewegungen. Ein gelungener Angriff von Lindau aus auf Rorschach, wobey den Eidsgenossen fast hundert Mann der nachlässigen Besatzung erschlagen, Rorschach angezündet, und die umliegenden Dörfer geplündert und verbrannt wurden, bis der anrückende Landsturm die Feinde zum übereilten Rückzuge zwang, ließ für das offene Thurgau Alles fürchten, und immer neue Scharen der Eidsgenossen eilten zu seiner Vertheidigung herbey, während alle übrigen Puncte von Streitern fast gänzlich entblößt blieben. Diese schöne Gelegenheit benutzte der kaiserliche Feldherr im Elsaß, Graf Heinrich von Fürstenberg, aufgefordert durch den verrätherischen Bürgermeister von Basel, Imer von Gilgenberg, um mit funfzehn tausend Mann über Dornach in die Eidsgenossenschaft einzudringen. Aber während er noch das Schloß berannte, eilten Aufgebothe von Solothurn, Bern und Zürich herbey. Als Caspar Göldlin von Zürich mit seiner Fahne zu Liestal angelangt war, wollte er nicht ruhen, noch essen, bevor er die feindliche Stellung ausgekundschaftet. Von der Scharten-Fluh, einem nahen Felshügel, überschauten die Eidsgenössischen Führer das Lager der Feinde. Nachdem sie es gesehen, beschloß ihr Muth nach kurzer Rast den Angriff auf den sehr überlegenen Feind.

Schlacht bey Dornach. Den zwey und zwanzigsten Juli 1499.

Das feindliche Lager war in der schönen, einem blühenden Garten ähnlichen Ebene zwischen Arlesheim, Dornach und Rheinach an beyden Ufern der Birs aufgeschlagen, und hatte mehr Aehnlichkeit mit einem fröhlichen Jahrmarkte, als mit einer kriegerischen Versammlung. Eine lustige Festfeyer hätte man hier vermuthet, wenn nicht der beständige Donner des gegen Dornach aufgeführten Geschützes ein Zeichen von der ernsteren Bestimmung der gelagerten Scharen gegeben hätte. Einige der feindlichen Krieger flochten sich Laubhütten, andere

badeten, viele, mit Prachtgewändern angethan, zechten aus silbernen Bechern, und genossen die herrlichen Gerichte, welche ihnen die Domherren und andere adeliche Freunde von Basel gesendet hatten. Die letzteren hatten selbst auf dem Münster-Thurme des nahen Basel ein üppiges Mahl angeordnet, dessen Freude sie durch den Anblick der Beschießung, Bestürmung, Einnahme und des Brandes von Dornach noch zu erhöhen hofften. Hinwiederum im Lager erscholl von einigen lauter Gesang; andere unterhielten sich im Schatten der Bäume und Gezelte mit muthwilligen Scherzen; andere bereiteten die Abendmahlzeit; viele lustwandelten; mancher versuchte sein Glück im Spiele; doch stiegen auch in Einigen ernstere Gedanken auf; manchen ergriff beklemmende Ahndung eines nahenden Unglückes; viele erinnerten sich billigend an die warnenden Worte Geilers von Kaiserberg, Leutpriesters zu Straßburg, der geathen, „nicht wider die Eidsgenossen zu zie„hen, und, wenn sie ziehen wollten, so müßten sie sich nit „zurüsten, als ob sie gen Baden ins Bad wollten, sondern „mit männlichen Herzen und guten, langen Spießen und „Hellebarten und Büchsen und dazu Gottesfurcht vor allen „Dingen.“ Viele saßen traurig, und redeten von Vorsicht, Klugheit und Mannszucht auf feindlichem Gebiethe; aber die trügerische Freude der sorglosen Menge übertäubte und verlachte diese, als ängstliche Träumer. Der Feldherr selbst spottete ihrer, „es werde doch nicht Schweizer schneyen, sie ste„hen alle im Schwaderloche; wer sich aber fürchte, könne „seinen Panzer anziehen, oder heim zu den furchtsamen Frauen „gehen.“ Alle Warnungen waren verloren, oder wurden mit Trotz abgefertigt. Selbst die bestimmte Aussage eines Gefangenen, „daß die Eidsgenossen anrücken,“ bewog niemanden zur Vorsicht. Man hatte nicht einmahl Wachen ausgestellt. Das ganze Lager überließ sich unbekümmert dem ungestörten Genusse der mannigfaltigsten Vergnügungen.

Freude ergriff die Eidsgenössischen Führer beym Anblicke

dieser thörichten Sorglosigkeit. Rachbegierde und Heldenmuth entflammten sie beym Anblicke der von den Feinden zerstörten Dörfer und des bedrängten Dornach. Sie versprachen sich sichern Sieg. Am zwey und zwanzigsten Heumonath Mittags zwischen zwey und drey Uhr setzten sie sich in der heftigsten Sonnenhitze in Bewegung. Durch einen Wald gedeckt, kamen sie dem Feinde so nahe, daß sie die Worte im Lager vernahmen. Ermuthigend redete der Schultheiß Niclaus Conrad von Solothurn sie an: „Gedenket, biedere Eidsgenossen, der Tapferkeit Euerer Väter, „die nie vor feindlicher Uebermacht gezittert, und ihr Leben „für Ehre, Freyheit und Vaterland muthig aufgeopfert. Ihr „höret nun die Flüche und Lästerungen unserer Todfeinde. „Auf unserem Boden liegen sie, unser Land, unsere Weiber, „unsere Kinder zu verderben. Muthig und unerschrocken las„set uns, gleich den Vätern, in den Feind dringen, wohl auf „einander achten, und der Sieg über diese sorglose Menge „wird uns nicht entgehen!“ Hierauf ein inbrünstiges Gebeth; dann das Zeichen zum Angriffe.

Ohne Ordnung rannten die Eidsgenossen mit möglichster Schnelligkeit an das Lager. Viele Feinde wurden wehrlos erschlagen. Andere, die den entstandenen Lärm einer Uneinigkeit unter den eigenen Leuten zuschrieben, eilten, keinen Ueberfall ahndend, herbey, den Streit zu schlichten, und fanden unter den Streichen der Eidsgenossen ihren Tod. Der Graf von Fürstenberg selbst, entweder vom gleichen Irrthume befangen, oder durchdrungen von dem Wunsche, durch Tapferkeit zu zu verbessern, was er durch Unbesonnenheit verdorben hatte, fiel im ersten Angriffe. Aber während die Eidsgenossen keine geschlossene Ordnung bildeten, viele aufs Plündern gingen, die meisten sich mit dem Niedermachen Wehrloser, die ihnen keinen Schaden thun konnten, aufhielten, und alle es versäumten, das ganze feindliche Lager im Augenblicke der Ueberraschung und des Schreckens zu zersprengen, sammelten sich kaltblütig die entfernteren, auf dem jenseitigen Birs-Ufer

liegenden Scharen der Kaiserlichen, gingen über den Fluß, und begannen das Gefecht. Das Geschütz wurde aufgefahren und losgebrannt. Die Reiterey hieb mit Nachdruck ein. In der weiten Ebene sahen sich die Eidsgenossen bald umringt, und es ward ihnen schwer, dem von allen Seiten eindringenden Feinde die Spitze zu biethen. Sie verloren viele Leute. Ungerochen fiel Keiner; aber der Verlust schwächte, während der zahlreiche Feind den seinigen kaum bemerkte. Was half es nun, daß Einzelne vortreffliche Thaten verrichteten, daß Heinrich Rahn von Zürich das Banner von Straßburg erstritt, daß Alle mit Löwenmuthe kämpften? Zusehends nahm die Zahl der Eidsgenossen ab. Die Schlachtordnung wankte. Einige flohen. Immer heftiger und zahlreicher drangen die Feinde ein. Viele Eidsgenossen verzweifelten an einem glücklichen Ausgange, da rettete sie ihr guter Gott.

Es erscholl der Lärm einer frisch heran ziehenden Schar. Es waren die Banner von Luzern und Zug, zwölf hundert Mann stark. Sie hatten nach dem Schwaderloche marschiren sollen, aber bey der Nachricht von Dornachs Gefahr die Richtung ihres Marsches geändert. Als sie durch den Wald zogen, durch welchen ihre Brüder auf den Feind losgegangen waren, begegneten sie den erschrockenen Flüchtlingen. Mit hastigen Worten mahnten diese: „Liebe Eidsgenossen, ziehet „nicht weiter, ihr werdet nichts schaffen; denn die Unseren „dermaßen umgeben und beschädigt sind, daß Wenige davon „kommen werden.“ Die Anführer der Zuger und Luzerner entbrannten in edelm Zorne. Schultheiß Fehr von Luzern schalt. „Ihr hättet bis in den Tod nicht von eueren Brü„dern weichen sollen! Wir wollen zu unseren treuen, lieben „Eidsgenossen Leib und Leben setzen, zu den Todten, wie zu „den Lebendigen!“ Ammann Steiner von Zug rief: „Sollen „wir das Gefecht hören, und nicht zulaufen! Das wäre „uns eine ewige Schande! Ich halte dafür, daß unsere „Eidsgenossen noch nicht, wie ihr vorgebet, überwältiget sind,

„und sind sie auch erschlagen, so werden sie sich dermaßen „an den Feind gehalten, und ihn geschädigt haben, daß wir „etwas schaffen, und unsere Eidsgenossen rächen werden. „Darum, wer ein redlicher Eidsgenosse ist, folge mir!„ Muthig eilten die beyden Banner vorwärts. Beschämt schlossen sich die Flüchtlinge ihnen an. Als sie das Schlachtfeld betraten, und Augenzeugen des mißlichen Kampfes wurden, eilte der Feldprediger Hans Schönbrunner, Pfarrer und Decan zu Zug, mitten durch die Feinde zu den Eidsgenossen hin; und rief laut: „Seyd tapfer, liebe Eidsgenossen, denn meine „Herren von Luzern und Zug sind da, mit aller ihrer Macht „euch zu helfen!“

Mit banger Erwartung hatten die Eidsgenossen die nahenden Scharen betrachtet. Waren das Feinde, so mußten sie unterliegen. Aber mit welcher Freude erfüllte sie Schönbrunners Zuruf! Mit welchem Jubel erkannten sie die Banner ihrer Freunde von Luzern und Zug! Neue Kraft belebte sie. Dagegen war der Feinde Muth gebrochen. Das hoch hallende Feldgeschrey, der Klang der Harsthörner schreckte sie, sie flohen nach kurzem Widerstande, und warfen hinter sich die Birs-Brücke lange vorher, ehe alle Scharen hinüber waren, ab. Bis tief in die Nacht wurden sie verfolgt. Ihre Niederlage war sehr groß. Viele Häupter, über drey tausend Mann waren gefallen. Auch die Eidsgenossen betrauerten sechs hundert der Ihrigen. Sie hätten noch weniger verloren, wenn mehr Ordnung und Gehorsam gewesen wäre; wenn nicht die Zuger und Luzerner viele Welsche Berner, welche, statt zu fechten, die Todten plünderten, erschlagen hätten, weil sie ihre Sprache nicht verstanden, und wenn nicht in der Hitze der Verfolgung und im Dunkel der Nacht mehrere Eidsgenossen sich gegenseitig getödtet hätten.

Wie freudig ergoß sich nicht dennoch nach geendigter Blutarbeit der Sieger Dankgebeth! Wie fröhlich genossen sie die reichen Vorräthe des erstrittenen Lagers! Wie siegstolz

berichteten sie ihren Oberen die geschehene That! Wie betrachteten sie am folgenden Tage jubelnd die schöne Beute, die reichste des Krieges! An ihrer Freude nahmen Uri, Schwyz, Unterwalden und Freyburg Theil, die den Tag nach der Schlacht zu dem Eidsgenössischen Heere stießen. Demüthig kamen an eben demselben Tage einige Mönche von Basel, die Leichen der erschlagenen Grafen, Ritter und Herren zu suchen. Es erschien eine Gesandtschaft der Stadt, um diese Leichen zu bitten, damit sie bey ihren Vätern bestattet werden könnten; aber die Solothurner, denen die Eidsgenossen die Entscheidung überließen, schlugen es ab. „Die Edeln," sprachen sie, „müssen bey den Bauern liegen!" Vergebens bemühte sich das Haus Fürstenberg. Vergebens bath der Kaiser. Auch der erschlagene Feldherr ruhet bey seinen gefallenen Scharen.

Friede. Den zwey und zwanzigsten Herbstmonath 1499.

Wie oft nach einem heftigen Donnerschlage ein Ungewitter plötzlich endet, so endete nach dieser Schlacht der Krieg. Maximilian hatte seine eigenen Kräfte erschöpft, und der Eifer des Adels erkaltete. Der Kaiser hatte zwar wohl zu seinen Gunsten das Reich in Bewegung gebracht; aber die Langsamkeit, Uneinigkeit und Unbehülflichkeit des Reichsheeres, die Unlust Vieler an diesem Feldzuge überhaupt, und die bestimmte Erklärung Anderer, nicht angriffsweise zu Werke zu gehen, sondern nur die Grenzen des Reiches vertheidigen zu wollen, beraubten Maximilian aller Vortheile, die er sich von seinem zahlreichen Heere versprach, und machten ihn geneigt, Friedensvorschlägen Gehör zu geben. Noch mehr fühlten die Eidsgenossen die Uebel des Krieges in ihrer ganzen Größe. Zwar erregte der neue, wichtige Sieg allgemeine Freude, auch war das Französische Geschütz mit vielen Versprechungen weiterer Hülfe angelangt, und Ludwig XII., an Verschlagenheit und Hinterlist Ludwig XI. gleich, drang heimlich auf Fortsetzung

des Krieges, während er öffentlich die Rolle des Vermittlers übernahm. Auch befahl die Tagsatzung, die Grenzbedeckung zu vervollständigen, und ordnete einen Zug ins Sundgau an. Aber dennoch bothen sich Gründe genug dar, die jedem Verständigen die Beendigung des Krieges wünschbar machten. Durch die häufigen, von allen Seiten wiederhohlten Angriffe waren die Kräfte der Eidsgenossen, die in eine übernatürliche Anstrengung gesetzt werden mußten, nicht minder, als die des Kaisers erschöpft. Zweytracht und Uneinigkeit, Eigennutz und Selbstsucht hatten den höchsten Grad erreicht, und hinderten oft den glücklichen Fortgang der wichtigsten Unternehmungen, oder die Benutzung oder Verfolgung eines mühsam errungenen Sieges, oder drohten, angegriffene Orte in der Stunde der Noth der Hülfe ihrer Bundesbrüder zu berauben. Im Felde war weder Ordnung noch Gehorsam. Trotz der Verbothe der Tagsatzung folgten Tausende von Freywilligen den Heeren, und thaten, was ihnen gelüstete. Zahlloser Troß erschwerte die Züge. Nach einem Siege, nach einer Eroberung war kein gegebenes Wort, kein Befehl heilig, und die kostbarste Beute wurde von neidischen Zänkern oder ausgelassenen Muthwilligen oft nutzlos zerstört. Durch ihr Betragen auf feindlichem Gebiethe brachten die Eidsgenossen die Bewohner, statt sie durch Milde zu gewinnen, durch Grausamkeit und Raubsucht zur Verzweifelung; und wenn schon Rauben und Brennen damahls Kriegsgebrauch war, die Eidsgenossen durch die schändlichsten Drohungen und bittersten Schmähungen aufs heftigste gereizt wurden, und die Heere des Kaisers da, wo sie den Boden der Schweiz betraten, sich vielleicht noch größerer Ausschweifungen schuldig machten: so dient dieß den Schweizern nur zu geringer Entschuldigung, welche in ihren Verirrungen so weit gingen, daß sie sogar die Sonderstechen zu St. Jakob an der Birs ausplünderten. Vielfach klagten verständige Hauptleute mit sichtbarem Kummer über diese gefährlichen und verderblichen Unordnungen; aber Führer, welche meist selbst nicht

in den Schranken der Ordnung blieben, oder von dem Verdachte der Käuflichkeit und des Verrathes sich nicht rein hielten, konnten diesen Unfug nicht enden. — Die Grenzbesatzungen litten an Mannschaft und Kriegsbedürfnissen empfindlichen Mangel. Nur wenige Stände erfüllten die Vorschriften der Tagsatzung. Dabey waren diese Besatzungen, die das Land hätten schützen sollen, die ersten, alle Ruhe zu stören, Freund und Feind zu berauben, die öffentlichen Vorrathshäuser zu plündern, und durch angedrohte Heimkehr Geld zu erpressen. Wenn nun schon diese ausgelassenen Krieger dem Feinde an Tapferkeit, Erfahrung, Standhaftigkeit in Ertragung von Beschwerden und selbst noch an Kriegszucht so weit überlegen waren, daß sogar feindliche Anführer ihre Lobredner werden, und neben vielen anderen Beyspielen mit Bewunderung erzählen, eines Tages haben die Eidsgenossen über den vom Thauwetter stark angeschwollenen Rhein zu setzen versucht, und seyen bereits tief in den Strom hinein gekommen, als sich plötzlich das Gerücht verbreitete, daß die Feinde auf dem jenseitigen Ufer im Anmarsche wären. Man hielt es für Unvorsichtigkeit, ohne genaue Kundschaft weiter vorzurücken, und für Schande umzukehren, ohne den Feind gesehen zu haben. Also blieb man zwey Stunden lang im Strome stehen. Vielen ging das Wasser bis an die Schultern, schwimmende Eisklötze mußten sie mit den Spießen von sich abwehren, Einige versanken, Viele verloren durch den Frost den Gebrauch ihrer Füße, oder gar das Leben; Keiner wich, bis die Nachricht gekommen, daß keine Feinde sich zeigen. Was wäre dessen ungeachtet bey der geschilderten Stimmung der Eidsgenossenschaft zu erwarten gewesen, wenn dem Feinde ein einziger Schlag hätte gelingen, und z. B. die lange unentschiedene Schlacht von Dornach, in der nur eine außerordentliche Gunst des Glückes den Eidsgenossen den Sieg verschaffte, hätte verloren gehen sollen? — Bey längerer Fortsetzung der Feindseligkeiten hätte ferner unfehlbar Getreidenoth eintreten müssen; die

Vorräthe waren größten Theils verzehrt, die Ernte nicht gehörig besorgt, vom Auslande wenig zu erhalten, und schon hatte Pirkheimer im Bündtner-Lande in einer schrecklich verwüsteten Gegend zwey alte Weiber angetroffen, die eine Heerde von vier hundert ausgemergelten Kindern, wie Vieh, vor sich her auf die Weide trieben, wo der Entsetzte sie mit Heißhunger das Gras abätzen sah, und auf seine Fragen folgende Antwort vernahm: „Die Väter dieser Unglücklichen hat das „Schwert, ihre Mütter Seuche und Hunger, ihre Wohnun„gen und Habe der Feind und das Feuer gefressen. Nur „wir Elenden sind noch übrig, um diese armen Kinder, wie „das Vieh, auf die Weide zu treiben, und mit Gras zu füt„tern. Vor wenigen Tagen waren ihrer noch ein Mahl so „viele, sie starben vor Hunger und Elend, auch diese da „werden bald zu ihren Vätern gehen, glücklicher durch einen „frühen Tod, als durch ein längeres Leben!“ — Fassen wir dieses Alles zusammen, so wird es uns leicht erklärbar, warum auch die Eidsgenossen, ungeachtet ihrer vielen Siege, den schnellsten Abschluß des Friedens wünschen mußten.

Das Geschäft der Friedensvermittelung übernahmen die Französischen und Mailändischen Gesandten, von denen die letzteren besonders eifrig den Frieden betrieben, da ihr Fürst den tapferen Arm der Eidsgenossen zu gewinnen hoffte, um sich gegen Frankreichs Angriffe auf Mailand zu vertheidigen. Bey den starken Gegensätzen, welche die Eidsgenössischen und die Kaiserlichen Forderungen bildeten, war die Aussöhnung kein leichtes Werk. Erschwert wurde dieselbe noch durch die Ansprüche und die Halsstarrigkeit einzelner Cantone und durch die Neigung Vieler zum Kriege. Schon hatten während des Laufes der langwierigen Unterhandlungen die Thätlichkeiten wieder begonnen. Endlich sah sich der überall geschlagene Kaiser genöthigt, von seinen durch ihre Härte lächerlichen und empörenden Forderungen abzustehen, und am zwey und zwanzigsten Herbstmonathe 1499 vereinigte man sich über folgende

Bedingungen: „Alle Verhältnisse vor dem Kriege sind herge„stellt. Bündtens Verbindung mit der Eidsgenossenschaft ist „anerkannt. Die Gefangenen werden von beyden Seiten ge„gen Verpflegungsgelder losgegeben. Der Kaiser befreyt die „Eidsgenossen von allen zugemutheten Reichsbeschwerden. Alle „Schmähungen sind verbothen, alle Wehthaten vergessen. Die „Herrschaften Thierstein und Büren fallen an Solothurn, wenn „die Grafen nicht innerthalb Jahresfrist das auf ihre Herr„schaften geliehene Geld zurück zahlen. Das Thurgauische Land„gericht fällt an die Eidsgenossen. Der Kaiser vergütet eben „denselben die rückständigen Brandschatzungen."

Die Eidsgenossen hatten also in diesem Kriege, in welchem sie in acht Treffen Sieger gewesen waren, durch den zwanzig tausend Menschen das Leben eingebüßt hatten, bey zwey tausend Städte, Flecken, Dörfer und Schlösser abgebrannt, und das Land auf dreyßig Meilen in der Runde verwüstet ward, nichts gewonnen, als das Landgericht im Thurgau, und doch verursachte die Theilung dieser geringen Erwerbung den heftigsten Zwist. Die VII alten Orte, Herren des Thurgaues, wollten auch das Landgericht für sich allein; aber die Zugewandten und die übrigen Cantone verlangten ebenfalls Theil an demselben, die letzteren überdieß noch Theil an der Regierung des durch ihre Waffen vertheidigten Landes. Endlich behielten die VII Orte die Landvogtey. Das Landgericht ward unter alle zehn Stände getheilt. Die Zugewandten wurden mit ihrem Begehren abgewiesen. — Die Brandschatzungen und Lösegelder wurden theils zu Entschädigungen, theils zu Geschenken verwendet, oder unter die Mannschaft vertheilt, die bey ihrer Auflegung zugegen gewesen war. Die übrige Beutetheilung verdient keine Erwähnung, weil Einzelne das Beste für sich, oder Befehlshaber für ihre Stände verschleppten, und das, was als Gemeingut übrig blieb, kaum nennenswerth war. Auch die Brandschatzungen wurden nicht billig vertheilt; weil nur diejenigen Orte davon erhielten, deren

Krieger den Zug, in welchem die Gelder waren erworben worden, mitgemacht hatten. So konnte oft in einer unbedeutenden Streiferey viel, in einer schweren Schlacht nichts gewonnen werden. Bern wendete die Beute am Besten an. Es hatte die von der Dornacher-Schlacht erhaltenen acht hundert Pfunde unter die Verwundeten vertheilt. Lange sprach man auf den Tagen davon, zum Danke für den glücklichen Krieg etwas Gott Gefälliges zu thun. Am Ende überließ man dieses den einzelnen Ständen, und empfahl vorzüglich Abstellung der Flüche und Gotteslästerungen.

So endete der letzte Krieg, den die alten Eidsgenossen zur Behauptung ihrer ewigen Freyheit geführt. Ruhmvoller, geachteter, als je, traten sie aus dem Kampfe, in welchem sie ihre angeborenen Rechte gegen Kaiser und Reich siegvoll vertheidigt. Aber bey aller Gunst des Glückes, die der Eidsgenössischen Tapferkeit zum verdienten Lohne geworden war, hat dennoch der Zeitraum dieses Krieges für den wahren Freund des Vaterlandes viel Niederschlagendes; denn furchtbar entwickeln sich die bedenklichsten Vorbothen und deutlichsten Anfänge nachfolgender großer Verderbniß.

Basel und Schaffhausen in den Eidsenössischen Bund. Den achten Brachmonath und den neunten August 1501.

Die Aufnahme dieser beyden Städte in die engere Eidsgenössische Bundesvereinigung war eine so unmittelbare Folge des Schwaben-Krieges, daß wir ihrer hier mit einstweiliger Uebergehung der zwischen inne liegenden Ereignisse gedenken.

Basel, eine alte freye Reichsstadt, durch Wissenschaft und Reichthum, Größe und günstige Lage ausgezeichnet, Sitz einer Universität, eines Bisthumes und eines ausgebreiteten Handels, Marktplatz der ganzen Gegend weit umher, einer der Schlüssel der Eidsgenossenschaft, hatte sich ohne eigentlichen Bund schon lange den Eidsgenossen angeschlossen, und schon

mehrere Mahle in bedenklichen Lagen sich ihrer freundschaftlichen Hülfe erfreut. Im Schwaben-Kriege hatte sich die Stadt in ihrem Inneren entzweyt. Die Bürgerschaft war Eidsgenössisch, der Adel Schwäbisch gesinnt, und beyde Theile leisteten ihren Freunden heimlich und öffentlich den möglichsten Vorschub. Nach der Schlacht von Dornach, als die Eidsgenossen das Baselsche Gebieth besetzt hielten, gegen die Stadt drohende Bewegungen machten, und entschieden fragten, ob sich dieselbe als Freund oder Feind betrachtet wissen wolle, floh der Adel aus Furcht vor den trotzigen Siegern, und beraubte in seiner selbst gewählten Verbannung reisende Kaufleute seiner Vaterstadt. Man suchte bey den Eidsgenossen Hülfe, und diesen schien eine nähere Verbindung mit Basel ersprießlich. Sie kam den achten Brachmonath 1501 zu Stande, obgleich sich die Länder widersetzten. Frohere Zeiten sah Basel nie, als die Tage seiner Aufnahme in den Eidsgenössischen Bund. Die Stadtvorsteher ritten den Gesandten, welche am Feste Kaiser Heinrichs, des Schutzheiligen der Stadt, in Basel eintrafen, entgegen. Bey ihrem Einzuge schrie die freudige Jugend: „Hier Schweizer-Land!“ Ein feyerlicher Zug der Gesandten, des Rathes und der Bürger ging in den Münster, von dort nach geendigtem Hochamte auf den geräumigen Kornmarkt. Von einem Gerüste herab wurde der Bundesbrief verlesen, und gegenseitig beschworen.

Der berühmte Buchdrucker Hieronymus Froben war das erste Kind, welches als Eidsgenosse geboren wurde; mit Pfeifen und Trommeln ward er zur Kirche getragen, und von den Eidsgenössischen Gesandten aus der Taufe gehoben. Freudengeläut erklang. Die Thore wurden geöffnet, und statt zahlreicher, geharnischter Wächter ein altes Weib mit der Kunkel zur Bewachung der Stadt und zum Einzuge des Zolles bestellt, um zu zeigen, wie sicher sich Basel zum Verdrusse Vieler unter dem Schutze des Eidsgenössischen Bundes fühle. Freudengelage beschlossen den ewig denkwürdigen Tag.

Enger noch, als Basel, hatte sich auch das fröhlich aufblühende Schaffhausen schon seit 1454 durch ein Bündniß an die Eidsgenossenschaft angeschlossen, und tadellose Bundestreue bewiesen. Billig ward daher den neunten August 1501 auch sein Wunsch gewährt, für immer ein Ort der Eidsgenossenschaft zu werden.

Als den beyden Städten ihr Rang unter den Eidsgenössischen Ständen angewiesen werden sollte, beschloß man, Basel vor Freyburg uud Solothurn zu setzen. Vergebens protestirten die zurück Gesetzten, und verweigerten die Besiegelung des Bundesbriefes. Man wollte sie dafür eines Rechtes, das sie schon zwanzig Jahre lang ausgeübt hatten, berauben, des Rechtes, auf Eidsgenössischen Tagen Sitz und Stimme zu haben, und behauptete, sie seyen nicht Orte oder Stände, sondern nur Zugewandte oder Bundesgenossen, und die gegenseitige Bundesbeschwörung, die sie nie hatten erlangen können, erhielt wie wir sahen, Basel ungefordert.

Des zweyten Hauptttheiles vierte Unterabtheilung.

Die Mailändischen Feldzüge.

1499 — 1519.

Erstes Capitel.

Ueberblick.

Nachdem wir die Eidsgenossen in den ersten, schönsten Zeiten ihrer auflebenden Freyheit; hierauf im bürgerlichen Kampfe; dann im höchsten Glanze kriegerischen Glückes, aber durch die Folgen desselben, uneinig, verdorben, ein Spiel der Leidenschaften gesehen; endlich an ihrem letzten, großen Kampfe für Freyheit und Vaterland Theil genommen: so erblicken wir sie nunmehr im traurigsten Verfalle, als Sclaven des Goldes, ihre mit Ruhm geschmückten Waffen fremden Fürsten feil biethend, und das alte Lob unerschütterlicher Treue schmählich befleckend. Nur mit Widerwillen ergreift man die Feder, um sowohl die äußeren, als die inneren Verhältnisse der Eidsgenossen während eines Zeitraumes zu schildern, der, trotz alles kriegerischen Glanzes, dennoch der traurigste und schändlichste ist, der die Eidsgenössische Geschichte verunstaltet. Keine edeln Verhältnisse mit dem Auslande, nur wenige erfreuliche Ereignisse und Anordnungen im Inneren werden von uns erblickt. Zank und Streit, Schmach und Schande ist überall. Jeder

verkauft sich einem anderen Herren, und der höchste Zweck Eidsgenössischer Staatskunst wird ein möglichst gewinnreicher Handel mit dem Blute der Söhne des Vaterlandes. Es kann auch allerdings nicht geläugnet werden, daß die Eidsgenossen hohe Preise für ihr Blut und Leben erfeilschten; aber nichts desto minder bleibt es der Schandfleck unserer vaterländischen Geschichte, daß ein so ehrloser Menschenhandel so lange das einzige Geschäft des Volkes und seiner Führer, und die niedrigste Gewinnsucht so lange das einzige Ziel ihrer Bestrebungen bleiben konnte.

Zwar nie saßen die Eidsgenössischen Räthe von größerem Glanze umgeben, geehrter und gefürchteter auf den Tagsatzungen, als in diesen Jahren trauriger Verkehrtheit, und das verhängnißvolle Jahr 1513, erschütternd für die innere Ruhe, gefährlich für die Fortdauer des Schweizerischen Freystaates, entwickelte die Kraft der Eidsgenossen in ihrem ganzen Umfange, vergrößerte den Ruf ihrer Tapferkeit und Treue, und erhöhete den Glanz ihrer Tagsatzungen. Mailand und Savoyen waren von ihren Winken abhängig. Gesandte des Papstes, des Kaisers, vieler Könige, Fürsten, Herren und Städte drängten sich um sie her, alle wetteifernd, mit schmeichelhaften Worten um ihr Bündniß, ihre Freundschaft, Fürsprache, Vermittelung und Ausgleichung zu buhlen, und durch Ablaß, durch geistliche und weltliche Freyheiten, durch reiche Geschenke, fette Jahrgelder und hohen Sold sich des eisernen Armes der Eidsgenossen, durch diesen eines unfehlbaren Sieges zu versichern.

Allein was Vielen die höchste Stufe des Ruhmes und Glückes schien, das betrachteten Andere mit größerem Rechte als das entschiedenste Unglück; denn keinem auch nur oberflächlich prüfenden Auge konnte sich das tiefe Elend verhüllen, das unter diesem Flitterglanze verborgen war. Hören wir doch die lauten Klagestimmen redlicher Vaterlandsfreunde, die mit der Kraft der Wahrheit und der eigenen Ueberzeugung die dringende

Nothwendigkeit verkünden, den Dienst fremder Herren und ihre verderblichen Geschenke von sich zu thun. Sehen wir doch, wie die Quelle des Verderbens so unverkennbar ist, daß die Regierungen, wie sauer es ihnen auch ankomme, sich häufig entschließen müssen, Pensionen und Reislaufen mit Strenge zu verbiethen, und durch ernste Beschlüsse scharfe Bestrafung der Uebertreter der oft beschworenen Verbothe anzuordnen; wie es aber beym bloßen Worte bleibt, und ungehindert allen Heeren Eidsgenössische Krieger zuströmen, Häupter der Cantone an ihrer Spitze, durch Glieder der Tagsatzung begünstigt, deren linke Hand sich öffnet, die verführerischen Pensionen zu empfangen, während die rechte sich erhebt, mit feyerlichem Eide die Annahme der Gelder fremder Fürsten zu verschwören. Sind wir doch Augenzeugen der steten Unruhen und Empörungen, die, als Folge dieser unseligen Staatskunst, im Schooße unsers Vaterlandes wüthen. Und wer schildert uns den aus derselben Quelle entspringenden, tiefen Verfall der Sitten, wer die gänzliche Zerstörung aller Achtung für Gesetz und Recht, wer die völlige Auflösung aller Bande der Zucht und Ehrbarkeit, die Zertrümmerung der Sicherheit und Ruhe? Kräftig äußert sich Bullinger über diesen traurigen Zeitraum in folgenden Worten: „Dieser Zeit „stund es in der Eidgenossenschaft fast übel, dann viel Für„sten und Herren buhleten um die Eidsgenossen heimlich und „öffentlich, schuben und verhießen viel Gold und Geld, und „verderbten viel redliche Leute, einfaltige und redliche Gemü„ther, die bisher von solchem verderbten Wesen wenig gewußt. „Es wurden auch die Eidsgenossen unter sich selbst in Zweytracht „gericht; denn der eint Päpstisch, der ander gut Französisch, „der dritt Herzogisch, der viert endlich gut Kaiserisch war, „damit war die alte Einfalt und Liebe verblichen, und der „Eidsgenössische Bund zertrennt, der Zeit, da das schnöde „Geld regiert, und verderbt viel redlicher Leuten, das doch „aller Ehrbarkeit leid und widrig war. Es war auch da=

„ mahls in der Eidsgenossenschaft ein schandlich, üppig und
„ verrucht Leben mit Prassen, Spielen, Hoffart, Unzucht,
„ Tanzen und allem Muthwillen das ohne Aufhören Tag und
„ Nacht währt, und insonders, wo die Tagsatzungen waren,
„ als zu Zürich, Luzern, Baden, und ward der gemein
„ Mann zu Stadt und Land von der Arbeit zum Müßig-
„ gange, zur Leichtfertigkeit und zum Kriegen gezogen, und
„ war also allenthalben ein üppig und verrucht Leben.

Zweytes Capitel.

Der Kampf der Parteyen.

1499 — 1510.

Anfang der Mailändischen Feldzüge. 1499.

Der König von Frankreich Ludwig XII. und Ludovico Sforza, genannt Moro, Herzog von Mailand, hatten, wie wir oben gesehen, beyde mit großem Eifer an dem Abschlusse des Friedens zwischen den Eidsgenossen und dem Kaiser gearbeitet, nicht weil sie sich das Wohl unsers Vaterlandes angelegen seyn ließen, sondern weil sie beyde des tapferen Armes der Eidsgenossen bedurften, um sich wegen Mailand zu bekriegen, welches der eine beherrschte, und auf das der andere rechtmäßige Ansprüche zu besitzen behauptete. Es hatte sich gegen Sforza ein Bündniß zwischen dem Papste, Frankreich und Venedig gebildet, das ihn in eine höchst mißliche Lage versetzte, und ihn nöthigte, sich den Eidsgenossen auf alle Weise zu nähern, weil nur dieses kriegerische Volk ihn zu retten vermochte. Allein seine Versuche blieben ohne Erfolg. Die Eidsgenossen waren zwar lange uneinig, wem sie dienen sollten. Fruchtlos verhallte die Stimme der Rechtlichen, welche riethen, der ganzen Sache müßig zu gehen. Die Mehrheit behauptete, der Eidsgenosse, dessen armes Vaterland nicht alle seine Söhne ernähre, müsse im Auslande eine Erwerbsquelle

haben. Diese sey in fremden Bündnissen zu finden, und einzig das müsse mit Sorgfalt bedacht werden, wo der meiste Vortheil zu erwarten sey. Dem Herzoge Sforza war schon früher das Französische Geld an der Erreichung seiner Absichten hinderlich gewesen, auch dieß Mahl wieder folgte die große Mehrheit der Eidsgenossen dem angenehmen Klange des Französischen Goldes. Ferner hatte Sforza im Jahre 1496 den Eidsgenossen die Bestätigung ihrer im Mailändischen errungenen Vorrechte versagt. Als der Schwaben-Krieg losbrach, nahm der Herzog gegen die Eidsgenossen eine feindselige Miene an, und unterstützte den Kaiser. Alles dieses entfernte die Herzen von ihm, und vereitelte seine spätern Bemühungen um ein Eidsgenössisches Bündniß. Ludwig hingegen sparte an die Eidsgenossen weder Geld, noch schöne Verheißungen, schloß ein Schutzbündniß mit ihnen, leistete ihnen im Schwaben-Kriege einige Hülfe, und erwarb sich dadurch die Neigung des Mehrtheiles ihres Volkes. Während des Schwaben-Krieges machten beyde Fürsten eifrige Zurüstungen. Kein Verboth, nicht ein mahl Todesstrafen, konnten Eidsgenössische Söldlinge abschrecken, das Vaterland in seiner Noth zu verlassen, und vor dem Abschlusse des Friedens mit dem Kaiser den Franzosen, oder dem Mailänder zuzulaufen.

Immer mißlicher gestaltete sich indeß für Sforza die Lage der Dinge. Wie hätte er gegen das mächtige Frankreich und seine starken Verbündeten glücklich in den Kampf treten können? Immer ängstlicher beeilte er daher den Abschluß des Friedens zwischen Oesterreich und der Schweiz, um durch dieses Werk die Eidsgenossen mit sich auszusöhnen, und ihre Hülfe zu erwerben; allein noch ehe der Friede geschlossen war, fiel Mailand durch Mitwirkung vieler Eidsgenössischen Miethlinge, die sich gegen den Willen ihrer Obrigkeiten im Französischen Heere befanden, in die Hände des Königes. Sforza, von seinen Unterthanen gehaßt, sah sich bey der Annäherung der Französischen Macht von Allen verlassen, und

kaum gelang es ihm, seine Person und seine Schätze zum Kaiser zu retten. Im August 1499 besaßen die Franzosen mit Ausnahme des Veltlins das ganze Herzogthum.

Die Eidsgenossen, durch Ludwig XII. von diesem Glücke benachrichtiget, beschlossen sogleich, das Reislaufen zum Sforza zu verbiethen, eine Glück wünschende Gesandtschaft an den König zu senden, ihre Vorrechte im Mailändischen, auch für Uri die Stadt und Herrschaft Bellenz zurück zu fordern, und an die noch rückständigen Subsidien zu erinnern. Die Gesandten wurden freundschaftlich empfangen, und fürstlich beschenkt, aber mit leeren Worten entlassen. Der schlechte Erfolg und die üble Behandlung Eidsgenössischer Krieger in Französischem Dienste machten Viele Frankreich abgeneigt. Mit Freuden benutzte Sforza im Anfange des Jahres 1510 diese Gelegenheit, die Eidsgenossen wider für sich zu gewinnen. Die Tagsatzung horchte auf seine Vorschläge. Sein Gesandter, der durch den Abschluß des Baseler-Friedens sehr beliebte Galeazzo Visconti, erhielt Geleit, aber noch ehe er vor der Tagsatzung erschien, waren dem Sforza, trotz der schärfsten Regierungsverordnungen, über fünf tausend kriegslustige Eidsgenossen, vorzüglich die von Frankreich übel gehaltenen, zugelaufen. Schnell drang der Herzog mit diesen, mit drey tausend Wallisern und einigen anderen Truppen über Como vor. Die Franzosen hatten durch Hoffart und Zügellosigkeit das Mailändische Volk von sich abgewendet. Es sehnte sich nach dem alten Herren, der mit allen seinen Schwächen der bessere schien. Volksaufstände unterstützten den vordringenden Sforza. Er eroberte, mit Ausnahme einiger festen Plätze, sein Herzogthum eben so schnell wieder, als er es verloren hatte. Bereits am fünften Februar des Jahres 1500 zog er unter lautem Jubel in seine Hauptstadt ein, verstärkte sein Heer, und rückte vor Novara, welche Stadt sich mit Ausnahme des Schlosses ergab.

Belagerung von Novara. Den neunten Aprill 1500.

Erst als sich Sforza den Eidsgenossen mit günstigem Erfolge angenähert hatte, erkannte König Ludwig die drohende Gefahr. Schnell forderte er laut des Bündnisses Hülfe und Zuzug. Es wurde versprochen, wenn die rückständigen Subsidien bezahlt, und alle rechtmäßigen Forderungen der Eidsgenossen eingegangen seyen. Trefflich arbeiteten zugleich die Oesterreichischen und Mailändischen Gesandtschaften den Franzosen entgegen. Mittlerweile hatte Sforza Mailand wieder erobert. Da ergriff der Landvogt von Dijon, Glied der Französischen Gesandtschaft, das zuverlässigste Mittel, die Eidsgenossen für Frankreichs Zwecke zu bewaffnen. Er reißte von einem Orte zum anderen, theilte Geld in Haufen aus, befriedigte auch die unverschämtesten Forderungen, und bald hatte er mit und ohne Willen einzelner Cantonsregierungen vier und zwanzig tausend Eidsgenossen beysammen. Zu Freyburg war der Sammelplatz. Schleunig brach man nach Italien auf, vereinigte sich mit dem Französischen Heere, rückte gegen Novara vor, und zum ersten Mahle standen nun Eidsgenossen gegen Eidsgenossen um Sold und Lohn in fremden Diensten gegen einander.

Die Nachricht von dem Anrücken dieses Heeres war zu Sforza gekommen. Er, auf die Beschlüsse der Tagsatzung sich stützend, maß ihr keinen Glauben bey, und verwarf den Rath seiner heller sehenden Eidsgenössischen Hauptleute, sich nach der Stadt Mailand zurück zu ziehen, wo er Geld, Lebensmittel, Mannschaft, Festungswerke, mit einem Worte alle Bedürfnisse gefunden hätte, den Franzosen zu widerstehen, bis die Tagsatzung Schritte zu seinen Gunsten hätte thun können. Dieselbe hatte nähmlich eingesehen, daß es nicht rathsam sey, zwey feindlichen Parteyen Werbung zu gestatten; sie erbebte vor dem Gedanken, daß um wenig Geld Eids-

genossen ihre Eidsgenossen, Brüder ihre Brüder, Väter ihre Söhne würgen könnten. Sie begriff, daß Sforza, der von ihrer Gunst abhinge, ein besserer Nachbar wäre, als das trotzige, übermächtige Frankreich; doch durfte auch dieses nicht gerade zu beleidigt werden. Deßwegen beschloß man zu Luzern den ein und dreyßigsten März 1500, die Eidsgenossen auf beyden Seiten heim zu mahnen, und als Vermittler aufzutreten. Eilbothen gingen mit diesem klügsten aller Beschlüsse nach Italien ab; allein da man an dem Gehorsam der eigenen Krieger zweifelte, oder der Habsucht einigen Spielraum gönnen wollte, war die geheime Anweisung beygefügt, „man solle „wenigstens alle Eidsgenossen auf Eine Seite zu bringen suchen.“ Aber vor Ankunft der Eidsgenössischen Bothen, die der König auf ihrer Reise listiger Weise aufhielt, war Alles entschieden. Die Franzosen hatten den Herzog mit ihrem übermächtigen Heere in Novara eingeschlossen. In ihren Händen war die an den Ringmauern der Stadt liegende, mit einem Ausgange ins Freye und einem Eingange ins Innere der Stadt versehene Burg. Der Belagerte dagegen hatte ein schwaches Heer, kein Geld, keine Lebensmittel, wenig Geschütz, wenig Pulver, keine haltbaren Werke und nicht Muth genug, nach dem wiederholten Rathe der Klügsten sich nach Mailand durch zu schlagen. Mißlicher konnte keine Lage seyn. Zu allem diesem kam nun noch das Spiel Französischer Hinterlist. Man both in der Stadt große, schriftliche Versprechungen herum. Die Eidsgenössischen Hauptleute beyder Heere traten zusammen. Viele verließen den Herzog. Wenige nur, weil sie nicht gegen ihre Brüder fechten wollten, die Meisten, weil ihnen für ihr Geld und ihre Beute bange war. Die zurück Bleibenden schrien nach ihrem Solde, erregten Aufruhr, und drohten, heim zu gehen. Die Größe der immer furchtbarer herein brechenden Gefahr zwang den Herzog zu einem muthigen Entschlusse. Er wollte sich durchschlagen; aber der alte Geist war nicht mehr unter seinen

Kriegern. Sein Heer war ausgerückt, seine Reiterey bereits im Gefechte. Ein Schatten von Hoffnung blieb übrig, daß die Eidsgenossen im Französischen Heere, zufrieden mit der Eroberung von Novara, ihre Hände nicht in das heilige Blut der fliehenden Brüder tauchen würden. Da kehrten des Herzoges Eidsgenossen um, mit der Erklärung, nicht gegen die Französischen Schweizer fechten zu wollen. Traurig folgte Sforza. Sein Loos war entschieden; ihn ereilte die Strafe für seine nahmenlosen Verbrechen. Seine Eidsgenossen unterhandelten ohne sein Wissen und seinen Willen mit den Franzosen, und erhielten, den Herzog und einige Mailändische Edle ausgenommen, freyen Abzug. Die Bitten, die Thränen, die Beschwörungen des schändlich Verrathenen halfen nur so viel, daß ihm erlaubt wurde, verkleidet mitzugehen.

Verrath an Ludovico Sforza Moro, den zehnten Aprill 1500.

Freytags, den zehnten Aprill wurde Sammlung geschlagen. Wenige wußten, warum es zu thun sey. Der Herzog, auf Eidsgenössische Art bewaffnet und gekleidet, trat als gemeiner Krieger in die Reihen. Vor den Thoren stand zu beyden Seiten der Straße in langer, unabsehbarer Ordnung mit aufgepflanztem Geschütze das Französische Heer. Langsam zogen die Sforzischen hindurch. Plötzlich hielten sie. Ein Gemurmel, „wo ist der Herzog?“ durchlief die Französischen Scharen. Es wurde Geschütz losgebrannt, Spieße gefällt, Lombarden erstochen. Der Landvogt von Dijon, umgeben von Französisch-Eidsgenössischen Hauptleuten, sprengte fluchend durch die Mailandischen Reihen, den unglücklichen Sforza suchend. Lange ward dieser durch Viele, deren Mitleid ihm gern aus dieser Noth geholfen hätte, möglichst verborgen. Da both der Landvogt Geld, und Sforza sah sich durch Rudolf Turmann von Uri verrathen. Der Landvogt schalt ihn, schlug ihn mit dem Schwerte, und obschon die Französischen

Eidsgenossen schrien, der Herzog sey ihr Gefangener, wurde er sogleich nach Frankreich abgeführt. Vorher sah noch der Unglückliche seine ergebensten Freunde fangen, seine treusten Diener und Krieger tödten, aber auch Feinde sein Schicksal beweinen. Die murrenden Französischen Eidsgenossen wurden von dem Landvogte mit dem nie erfüllten Versprechen eines ausserordentlichen Monathsoldes begütigt. Sforza, der durch Schwert und Gift sich den Weg zum Throne gebahnt, durch Grausamkeit und Treulosigkeit sich auf dem Herrscherstuhle erhalten und nunmehr durch schändlichen Verrath um die Früchte seiner Verbrechen gekommen war, verschmachtete den Rest seines Lebens in einem scheußlichen Kerker unter der grausamsten Behandlung. Auch sein Bruder, der Cardinal Ascanius, gerieth bald darauf durch einen treulosen Freund in Französische Gefangenschaft. Zwey von Ludwigs Söhnen, Maximilian und Franz, wurden von der Deutschen Kaiserinn erzogen. Ueber den schändlichen Verrath, der den alten Ruhm Eidsgenössischer Redlichkeit und Treue befleckte, war in der Schweiz Trauer und Unwille. Die Krieger, welche nach Hause kehrten, wurden um so übler empfangen, da sich über diese Miethlinge die unangenehmsten Nachrichten verbreiteten. Nicht nur waren sie zu einer Zeit, als das Vaterland, durch einen noch nicht beendigten Krieg bedroht, in grösster Gefahr schwebte, in fremde Kriegsdienste getreten, sondern sie nahmen auch von beyden Parteyen Geld, traten von einer zur anderen über, trieben Betrug mit den Musterrödeln, und beraubten in der friedlichen Schweiz fremde Kaufleute. Strenge Untersuchung und Bestrafung wurde von der Tagsatzung den einzelnen Cantonen empfohlen, Einige wurden auch wirklich gestraft; aber unerlaubte Kriegsdienste und Pensionen der Regenten waren viel zu nahe verwandt, als daß etwas Wichtiges heraus gekommen wäre. Rudolf Turmann, dessen Vergehen am auffallendsten gewesen war, mußte für die gemeinsame Schuld büßen; er wurde zu Uri mit dem Schwerte gerichtet.

Streitigkeiten mit Frankreich. Aprill 1500 bis September 1502.

Nach Beendigung des Feldzuges gegen Sforza gerieth Ludwig XII, der mächtigste König seiner Zeit, in die seltsame Verlegenheit, mit einem unbedeutenden Eidsgenössischen Freystaate und Söldnern, die gegen den obrigkeitlichen Willen Dienste genommen, vor Gericht treten zu müssen. Die Urner verlangten die Rückgabe von Bellenz. Die Söldner machten Ansprüche auf nicht bezahlte Löhnung, und hießen deßwegen Ansprecher. Den Urnern hatte Ludwig XII, noch als Herzog von Orleans, 1499, um ihre Gunst zu gewinnen, Bellenz verheißen; später hatten sie sich aber mit einem kleineren Landstriche begnügt. Als Sforza Mailand wieder einnahm, erwachten ihre Hoffnungen aufs Neue; der Tag von Novara vereitelte sie. Eine Gewaltthat rief sie wieder ins Leben. Die Länder waren 1500 im Solde des Königes ausgezogen, blieben aber zu Bellenz, und nahmen auf Bitten der Bürger, die eine Französische Besatzung vertrieben hatten, und nun die Rache der Wiederkehrenden fürchteten, die Stadt für Uri in Besitz. Bald darauf erklärte dieser Stand, die Eroberung auf jeden Fall behaupten zu wollen. Die von vielen Tagherren verweigerte Beyhülfe, der Unwille des Königes kümmerten Uri nicht. An Schwyz und Unterwalden hatte es treue Bundesgenossen, an den gegen Frankreich erbitterten Ansprechern, denen der König für ihre Züge nach Neapel und Mailand statt drey Mahl hundert tausend Kronen einige tausend Franken hatte anbiethen dürfen, eine eben so kraftvolle, als sichere Stütze. Die Sache drohte, ernsthaft zu werden, da willigte Ludwig in ein Schiedsgericht. Allein unter tausend Vorwänden verzögerte die Französische Hinterlist den Entscheid. Da griffen die Ansprecher zu den Waffen, mahnten Bündten und Wallis, zogen in starker Anzahl über den Gotthard, verwüsteten einen Theil des jetzigen Cantons Tessin, und kehrten, mit Beute reich beladen, wieder heim. Jetzt wurde Ludwig

nachgiebiger. Um aber nicht Alles zu verlieren, trennte er schlau die Urner und die Ansprecher von einander. Den Urnern überließ er Bellenz auf zwey Jahre, und bestätigte alle in den Mailändischen Capitulaten verheißenen Freyheiten. Dafür versprachen sie ihm, „die Ansprecher mit dem Ringsten „abzustellen.“ Diese mußten sich nun mit vierzig tausend Franken begnügen. Alle Vorstellung der großen Unkosten, alles Schimpfen auf die bestochenen Richter, das laute Geschrey der Wittwen und Waisen der in Frankreichs Diensten Umgekommenen fruchtete nichts; denn die Ansprecher hatten sich dazu verstanden, ihre Ansprüche in den Schooß der Tagsatzung niederzulegen, und die Sache blieb abgethan. Um forthin solcher Händel überhoben zu seyn, beschloß die Tagsatzung, sich keiner Ansprachen mehr anzunehmen, die gegen Wissen und Willen der Obrigkeiten erworben wären.

Erwerbung von Bellenz, den zehnten Aprill 1503.

Das gute Verhältniß mit Frankreich dauerte nicht lange. Die Urner wollten Bellenz für immer. Ludwig bestand auf der Rückgabe. Trotzig erklärte Uri, Bellenz so wenig, als das Vaterland, Weib und Kinder verlassen zu wollen. Mühsam bewirkte die Tagsatzung einen dreyjährigen Stillstand; allein Mißhandlungen Urnerscher Landleute im Mailändischen brachten Uri unter die Waffen. Alle Eidsgenossen wurden gemahnt. Die alte Bundestreue galt noch. In Eile bezog man vor Allem aus die verfallenen Französischen Jahrgelder, dann rückte man gegen den König ins Feld. Vierzehn tausend Eidsgenossen drangen gegen Mailand vor, wo man sie mit Sehnsucht erwartete. Das Herzogthum schien für die Franzosen abermahls verloren. Auch schlugen die Länder vor, mit einem zweyten Heere in Burgund einzudringen. Allein unwillig war man ausgezogen, und die Sachen wurden nachläßig geführt. Als man große Thaten erwartete, wurde ein Friede geschloffen.

Frankreichs zahlreiche Freunde, lüstern nach des Königes Geld, hatten denselben angebahnt, die Nachgiebigkeit Ludwigs und Proviant=Mangel bey dem Eidsgenössischen Heere beförderten ihn. Er erzeugte große Unzufriedenheit. Mächtig regten sich die Parteyen. Laut wurde der Verdacht der Bestechung geäußert. Ein Bürgerkrieg drohte. Endlich am zehnten Aprill 1503 übergab Ludwig, der die Geduld der Eidsgenossen auf keine allzu harte Probe setzen durfte, Stadt und Herrschaft Bellenz den Urnern auf ewig, das Capitulat wurde hergestellt, und der Streit war beendigt. In demselben hatten die Eidsgenossen an Bellenz, das ein Bollwerk und Schlüssel ihres Landes ist, eine wichtige Eroberung gemacht, ohne daß die Art, wie sie zu derselben gelangten, sehr ehrenvoll genannt werden könnte.

Umtriebe und Bestechungen. 1501 — 1507.

Die Eidsgenossen hatten durch eine lange Reihe von Siegen ihren Nahmen so furchtbar gemacht, daß sich die Kunde von ihrer Kraft, Kriegslust und Geldgier über das ganze Ausland verbreitete, und jeden Streitsüchtigen zu ihnen hinzog, um durch ihre Hülfe seine Sache durchzufechten. Je seltener sich bey den Eidsgenossen Vaterlandsliebe, Ehrbarkeit und Rechtlichkeit machten, desto eifriger strömten tausende von erkauften Schlachtopfern zusammen, um sich für fremdes Interesse niedermetzeln zu lassen. Allein unbedeutend wurden alle Werbungen, so bald die mächtigen Nebenbuhler Frankreich und Oesterreich in die Schranken traten. Frankreich hatte schon oft an den Eidsgenossen Treulosigkeit geübt. In wenigen Jahren hatten bey dreyßig tausend Eidsgenossen in seinem Solde ihr Leben, viele tausend ihre Gesundheit eingebüßt, und oft hofften sie, oder ihre hülflosen Wittwen und Waisen nach vollendeter Arbeit vergebens auf das sauer erworbene Blutgeld. Dennoch wurde Frankreich gewöhnlich begünstigt, weil es zur rechten Zeit und am rechten Orte mit seinem Gelde freygebig

war. Zu dem alten Mißtrauen gegen Oesterreich hingegen gesellte sich das frische Andenken des Schwaben-Krieges. Doch auch der Kaiser hatte viele Freunde in der Schweiz, welche theils durch ihre politische Ansicht, theils durch Französische Vernachläßigungen und Beleidigungen ihm zugewandt wurden. Nur das Vaterland war verwaiset. Ihm schlossen sich wenige echte Freunde an, in denen das Feuer der Unabhängigkeit glülte und die daher allen Miethlingsdienst und Fürstenknechtschaft verschmähten. Im Jahre 1501 traten die beyden Gewaltigen gegen einander auf; Maximilian, gereizt durch ungeheuere, Französische Beleidigungen; die Franzosen, vom Glücke aufgedunsen, mit unaussprechlichem Stolze, Trotze und Uebermuthe. Beyde erneuerten mit Eifer ihre Werbungen bey den Eidsgenossen. Maximilian nahm dieselben, „als Glieder des heiligen Römischen Reiches“ in Anspruch, um ihn zum Krönungszuge nach Rom zubegleiten, ja der Geld arme Fürst erniedrigte sich so sehr, den übermüthigen Kriegern durch Unterpfänder versicherte Jahrgelder anzubiethen. Dadurch belebte sich der Wetteifer der Franzosen. Sie mußten bey den habsüchtigen Eidsgenossen durchdringen, da Maximilians Gesandte ihre Sache mit Schriften nnd Worten, die Franzosen die ihrigen mit barem Gelde verfochten. Ueberzeugend bewiesen jene die Französische Untreue und die Schädlichkeit ihrer Bestechungen. Von den Kanzeln wurde gegen Frankreich gepredigt. Es erwachte Mancher aus dem die Sinne verwirrenden Tamel. Mit Schrecken erwog man die ungeheuern Verluste, welche in kurzer Zeit die Blüthe des Landes weg gerafft hatten. Man fand, daß die fremden Kriegsdienste den Eidsgenossen vielen Jammer, Streit und Verderbniß, aber wenig Nutzen gebracht hätten. Daher wurden im Jahre 1501 zu Bern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zürich alle Pensionen, alles Reislaufen in den Kirchen feyerlich verschworen. Diesem Beschlusse folgten 1503 die sämmtlichen Eidsgenossen. Alljährlich sollten diese Eide erneuert werden, kein Ort befugt seyn, sie ohne Bewilligung

der übrigen Stände zu ändern, oder gar abzuthun. „Jedoch,“ sagt Stettler, „zur Erhaltung des Ansehens der Gewaltigen „und Ernährung des reichen Beutels ermehrete der größte „Theil der Orten unangesehen dieses Decretes, bey Währung „des Französischen Bundes und nicht länger, die vom Könige „versprochenen, jährlichen Pensionen zu empfangen.“ Aber auch an den Orten, welche die Sache für einige Zeit ernster nahmen, waren diese Schlüsse wirkungslos. Zu zwey Zügen nach Neapel erhielt Ludwig ungehorsame Krieger. Der müßigen Jünglinge, den Waffen und Ausschweifungen hold, der Arbeit und Ordnung gram, waren zu viele. Zu viele der Eidsgenössischen Häupter genossen Jahrgelder. Zu lange schon war an die Stelle der alten, schlichten Lebensart Pracht, Hoffart, Ungenügsamkeit getreten. Mancher mochte in seinem Herzen der Sünde sich schämen, deren er sich schuldig machte; aber die Fehlbaren wurden durch ihre Anzahl vor der Strafe geschützt, und gierig ward daher das süße Gift Französischer Thaler verschlungen. Wie hätten Geringere seinem Reize widerstehen sollen, da selbst die Wohlweisen des Rathes zu Bern ihn unwiderstehlich fanden! Nachdem sie zuvor vom Könige auf ihre Güter Geld entlehnt hatten; in der Meinung, weder Hauptgut, noch Zinsen zu erstatten, wußte ihnen der schlaue Franzosen-Freund, Aymo von Montfaucon, Bischof von Lausanne, durch Rathsbothen von Freyburg unterstützt, die Nichtigkeit des abgelegten Eides, „kein fremdes Geld abzunehmen,“ überzeugend darzustellen. Im November 1505 ward durch ein geringes Mehr die Aufhebung des Pensionen-Verbothes erkannt, Räthe und Bürger der Stadt Bern knieeten nieder, und der Bischof lös'te ihr Gewissen von dem feyerlichen Eide. Zu Allen, welche den Schein der Redlichkeit suchten, sprachen die Französischen Gesandten genügend, „warum es unehrlich sey, Geld zu nehmen. Ihr König „liebe die Erkenntlichkeit, und verdanke niemanden so viel, als „den Eidsgenossen.“ — Auch die Tagherren bedachten sich

nicht lange, als Ludwig im Anfange des Jahres 1507 unter dem Titel einer Ehren = und Leibwache vier tausend Mann verlangte. Die Zahl wurde auf die Stände vertheilt. Vergebens eiferte dagegen die Kaiserliche Gesandtschaft, und erinnerte beschämend an schnell vergessene Versprechungen und Beschlüsse. Zahlreich strömte die arbeitsscheue Jugend zusammen. Acht tausend Mann wurden von den Franzosen angenommen, viele abgewiesen. Erst nach dem Ausmarsche der Truppen schien die Sache der Tagsatzung bedenklich. Sie befahl den Ausgezogenen, nicht über den Po zu gehen. Aber vernehmlicher, als die Beschlüsse der Tagsatzung, sprachen zu diesen die Französischen Thaler. Sie gingen über den Po. Sie halfen den fünf und zwanzigsten Aprill 1507 Genua erobern, wurden vom Könige nach seinem Einzuge in die tief sich demüthigende Stadt, gut bezahlt und hoch belobt, verabscheidet. Der König selbst kehrte freudig über Mailand nach Frankreich zurück.

Kaiser Maximilians Gemüth füllte sich mit Furcht und Unwillen, als die Eidsgenossen, von denen er das Beste hoffte, seinem Feinde zuzogen. Dennoch verzagte er nicht an dem Gelingen seiner Plane. Zu Constanz versammelte sich 1507 ein glänzender Reichstag, auf dem auch die Eidsgenossen erschienen. Sie wurden in hohen Ehren gehalten, und reich beschenkt. Den Beschlüssen des Reichstages traten sie bey, und versprachen, den Kaiser auf seinem Römer = Zuge mit sechs tausend Mann zu unterstützen, mit dem Vorbehalte, daß nichts Feindseliges gegen Frankreich unternommen werde. Der erfreute Maximilian erschöpfte sich in Schmeicheleyen und Gunstbezeugungen, um sich die Fortdauer einer Gesinnung zu sichern, die seine Erwartungen weit übertroffen hatte. Als die Gesandten von Constanz heim kehrten, billigten die Stände das mit Maximilian geschlossene Bündniß, und die Krieger zum Römer = Zuge wurden auf die Orte vertheilt. Aber die Umtriebe der Franzosen änderten bald die Lage der Dinge.

Sie fingen an, mit Worten, Schriften und vorzüglich mit Geld entgegen zu arbeiten. Ihr Gesandter Rocquebertin hielt in Zürich offene Tafel, war gegen jedermann freundlich und zugänglich. In Baden, wo mehr zur Lust, als zur Gesundheitspflege Tausende zügelloser Krieger und gefälliger Schönen sich einfanden, bezahlte er öfters für alle Anwesenden, und warf Geld in die Bäder und unter die Weiber. — Wie dieser in Zürich und Baden, handelte sein Amtsgenosse Pierre-Louis zu Bern und Luzern. Oft zechte die ganze Menschenmenge, welche den Wochenmarkt besuchte, auf seine Kosten. Von ehrbaren und unehrbaren Frauen und Mädchen ließ er sich auf der Straße fangen, und lös'te sich mit Geld von ihnen. Diese Geldverschleuderung wirkte, die Eidsgenossen wurden schwierig, und als die Kaiserlichen Gesandten eingestehen mußten, ehe Maximilian zu Rom gekrönt werden könne, müsse er zuvor die eiserne Krone zu Mailand empfangen, schrieen Viele laut über die Wortbrüchigkeit des Kaisers, der ja versprochen habe, keine feindseligen Schritte gegen Frankreich zu thun. Die Parteyen erhitzten sich. Die Tagherren suchten Ausflüchte. Die dem Kaiser versprochene Hülfe wurde immer mehr beschränkt, und je öfter sich die Tagsatzungen versammelten, desto mehr trennten sich ihre Meinungen. Bey den meisten Orten schwand die Neigung ganz, die eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen, während Uri, Schweiz und Unterwalden sich anerbothen, in jedem Falle acht tausend Mann zu des Kaisers Heere stoßen zu lassen. Immer wilder wurde die Zwietracht, abermahls drohte ein Bürgerkrieg. Jeder Ehrbare schämte sich zwar der Uneinigkeit, der Feilheit und Betteley. Oeffentlich redeten Viele schmählich wider den König. Es kam auf der Tagsatzung zur Sprache, wie dem Uebel zu begegnen sey, und einige Regierungen sahen sich genöthigt, gegen das Unwesen der Französischen Gesandtschaft Verfügungen zu treffen. Aber tauben Ohren predigten dennoch diejenigen, welche an diesem neuen Ereignisse zeigen wollten, Vor-

theil und Ehre des Vaterlandes bringen es mit sich, „aller „fremden Herren Gaben müßig zu gehen, und vor allen Din„gen die Sitten verderbende Französische Gesandtschaft wegzu„schicken.“ Zum Glücke für die Eidsgenossen erkaltete auch der Eifer der Deutschen, und der Römer-Zug unterblieb.

Bündniß mit dem Papste. Den vierten März 1510.

Um den Verdruß über diese mißlungene Unternehmung zu dämpfen, und an Venedig, das zum Mißlingen derselben viel beygetragen, und nun übermüthig jubelte, sich zu rächen, erfaßte Maximilian mit Eifer einen auf Venedigs Untergang abzielenden Plan, indem er sich den zehnten December 1508 durch die so genannte Ligue zu Cambray mit dem Papste Julius II. mit Frankreich und Spanien zur Zerstückelung des Venetianischen Gebiethes verband. Diesem Bündnisse traten noch Savoyen, Mantua und Ferrara bey. Auch England, Hungarn und die Schweiz wurden eingeladen. Allein die letztere schöpfte Mißtrauen. Ein Gerücht ging, als sey das Bündniß nicht nur gegen Venedig, sondern überhaupt gegen die Freystaaten gerichtet, und werde auch die Eidsgenossenschaft gefährden. Räthselhafte Worte der Kaiserlichen Gesandtschaft schienen einen solchen Verdacht auf Frankreich wälzen zu wollen. Das schreckte. Die wohl gemeinten Warnungen echter Vaterlandsfreunde wurden dieß Mahl angehört. Eine ernste Ordnung gegen das Reislaufen einzelner Krieger oder einzelner Cantone wurde entworfen. Allein als die Thaler erklangen, die Trommeln gerührt wurden, die Fahnen wehten, war alles vergessen, und zahlreiche Eidsgenossen zogen beynahe zu jedem Heere. Zu spät erschien im März 1509 eine Venetianische Gesandtschaft in der Schweiz, um die Eidsgenossen auf die gemeinschaftliche Gefahr aufmerksam zu machen, und zwischen den beyden Freystaaten ein wahres, aufrichtiges und nützliches Bündniß zu belieben. Bereits am vierzehnten May hatten

die Franzosen, von sechs tausend Eidsgenossen unterstützt, den glorreichen Sieg bey Agnadello über die Venetianer erfochten, welcher diese dem sicheren Untergange Preis gegeben haben würde, wenn nicht die Uneinigkeit und Eifersucht der Verbündeten und vorzüglich die Sinnesänderung des Papstes die damahlige Beherrscherinn der Meere gerettet hätte. Nach der Schlacht von Agnadello begann Julius II. das Uebergewicht der Franzosen, die er bitter haßte, zu fürchten. Seine Rachesucht gegen Venedig mußte kälteren, politischen Berechnungen weichen. Darum näherte er sich im Februar 1510 den Venetianern, und that Alles, um die Ligue zu zertrennen, und, wo möglich, mehrere Mächte gegen Frankreich zu bewaffnen. Sein Augenmerk richtete er auch auf die Eidsgenossen. Sein Vertrautester, Matthäus Schinner, Bischof von Sitten, kam mit Geld und Ablaß in die habsüchtige und gläubige Schweiz, und am dreyzehnten März 1510 wurde zwischen dem Papste und den Eidsgenossen ein Bündniß auf fünf Jahre „zum „Schutze der Kirche“ geschlossen, in welchem man gleiche Freunde uud Feinde zu haben versprach, die Eidsgenossen sich zur Stellung von sechs tausend Mann; der Papst aber zu geistlichen und weltlichen Segensspendungen verpflichtete.

Matthäus Schinner, Cardinal, Bischof zu Sitten.

Der außerordentliche Mann, welcher dieses Bündniß zuwege brachte, durch dasselbe dem ganzen politischen Systeme der Eidsgenossen eine durchaus unerwartete Wendung gab, und fortan die Seele ihrer zahlreichen Unternehmungen gegen Frankreich wurde, verdient um des ungemeinen Einflusses willen, den er eine geraume Zeit auf unser Vaterland übte, einige Augenblicke unsere Aufmerksamkeit. Er war der Sohn gemeiner Aeltern aus Mühlebach in Ober-Wallis. Sein Schicksal brachte den Knaben in Verhältnisse mit einem greisen Priester, der seine Seele für ein hohes Streben zu entflam-

men wußte. Zu Zürich und Como zeichnete sich Schinner als Schüler durch Arbeitslust und vielseitiges Talent aus. Mit ausnehmender Liebe weihte er seine Zeit dem Studium der alten Römischen Schriftsteller, sein weniges Geld wurde für die Anschaffung ihrer Werke verwendet, gern darbte er sich diese Genüsse am Munde, an jeder Lebensbequemlichkeit ab. Als er Pfarrer im Wallis geworden war, erregte er durch Geist, Beredsamkeit, wissenschaftliche Bildung, große und starke Gemüthsgaben, abhärtende Lebensart, strenge Sitten und vortreffliche Predigten großes Aufsehen. Der Bischof bemerkte und beförderte ihn. Im Jahre 1500 erhielt Schinner selbst die bischöfliche Würde, und mit ihr einen seinem ungezügelten Ehrgeize und seiner rastlosen Thätigkeit angemessenen Wirkungskreis. Von da an war seine Hand in allen großen Geschäften. Rasch, unermüdet, kriegerisch, voll Kraft in Worten und Werken, gerüstet mit unwiderstehlicher Beredsamkeit, erfüllt mit muthigem Eifer für das Eidsgenössische Vaterland, mit unerschütterlicher Treue dem Päpstlichen Hofe ergeben, dagegen zweyer Könige von Frankreich lebenslänglicher, gefährlicher Feind, brachte Schinner ganz Europa gegen Frankreich in Waffen und Feindschaft, und erfüllte die Welt mit seinem Ruhme. Von Gestalt war Schinner lang, hager, mit hervor stehender Nase. Der lebhafte, weltkluge, gewandte, listige Mann, der in hohem Grade die Kunst verstand, seinen hell sehenden Geist in das Gewand scheinbarer Einfalt zu hüllen, hatte überall Freunde und Verbindungen, und war in alle Geheimnisse der Staatskunst so sehr eingeweiht, daß der Aberglaube des Volkes wähnte, ein Dämon eröffne ihm alles Verborgene. Hunger und Durst, Hitze und Kälte wußte er geduldig zu ertragen, ohne den Ausschweifungen abgeneigt zu seyn. Zur Erreichung seiner Zwecke hielt er wenige Mittel für unerlaubt; aber alle schienen ihm trefflich, wenn es darauf ankam, seinen furchtbaren Franzosen-Haß zu kühlen. Dieser Haß war es auch, der ihn zum vertrautesten Freunde

des gleich gestimmten Julius II. machte, und die Verdienste, die er sich um die Befriedigung der Päpstlichen Leidenschaft erwarb, verschafften ihm den zehnten März 1511 zu Ravenna die Ernennung zur Würde eines Cardinals und Fürsten der Kirche.

Chiasser-Zug. Mitte Augusts bis Mitte Septembers 1510.

Noch vor Abschluß des Bündnisses mit den Eidsgenossen hatte der Papst in Italien den Krieg aufs neue angefacht. Unter dem Vorwande die Kirche zu schirmen, forderte Schinner den bundesgemäßen Eidsgenössischen Zuzug von sechs tausend Mann, welche unter dem Scheine zum Papste zu ziehen, das von wenig Truppen besetzte Mailändische wegnehmen sollten. Die Eidsgenossen wollten lange nicht einwilligen. Wenn auch nur einzelne die eigentlichen Plane des Papstes durchschauten, schien doch allen der bloße Durchzug durchs Mailändische wegen der eifrigen Französischen Abmahnungen sehr gewagt. Endlich siegten die Franzosen-Feinde, und die, welche durch Annäherung an den Papst von Ludwig, mit dem die zehnjährige Verbindung zu Ende ging, ein vortheilhaftes Bündniß und mehr Geld zu ertrotzen hofften. Mitte Augusts sammelten sich im Canton Wallis acht tausend Mann. Als Savoyen den Paß über den Bernhard sperrte, und die Nachricht eintraf, Bellenz sey von den Feinden angegriffen, wendete man sich gegen den Gotthard, und rückte über Bellinzona vor. An der Tressa suchten Französische Gesandte, den Sturm durch freundliche Worte zu beschwören; aber die Eidsgenossen erklärten, friedlich zum Papste ziehen zu wollen, griffen, da man ihnen den Paß abschlug, an, und drangen bis nach Varese vor. Allein allenthalben war Speise- und Geldmangel, überall feindliche Streifparteyen, keine Mühle, keine Brücke fand sich unzerstört. Dieß zwang die Eidsgenossen nach Chiasso zurück zu gehen. Von hier aus bewirkte Französisches Geld die

Heimkehr. So schimpflich dieselbe war, fühlten sich dennoch die Tagherren erleichtert; denn ein furchtbares Ungewitter hatte sich gegen die Eidsgenossenschaft aufgethürmt. Frankreich rüstete, der Kaiser drohte, und mühsam entging man einem Kriege mit beyden. Aber den Ausbrüchen des Päpstlichen Zornes ließ sich nicht entrinnen. Vergebens suchte man, sich in einem ausführlichen Schreiben zu entschuldigen. In einem donnernden Breve erklärte Julius seine Ungnade, drohte, sich mit dem Kaiser und Frankreich auszusöhnen, dagegen die Eidsgenossen mit Krieg und Bann zu belegen, und ihre Untreue in allen Landen bekannt zu machen. Diese harten Aeußerungen des Papstes suchte Schinner möglichst zu versüssen; denn viele Eidsgenossen sprachen im Grimme von Herausgabe des Bündnisses. Nur mit Mühe drangen die Klügeren mit ihrem Rathe durch, den Papst nicht weiter zu beleidigen, und man ward einig, dem Ergrimmten eine Gesandtschaft zu schicken, um ihn zu versöhnen, und für die Krieger den Sold auszuwirken. Aber der Zorn des Papstes hatte sich noch nicht verloren. Mit Vorwürfen und Drohungen überhäufte Julius die Gesandten ohne Schonung ihres Mißvergnügens; von Bezahlung wollte er nichts wissen; nur für die Zukunft gab er gute Hoffnung, wenn die Bundespflicht genauer erfüllt werde. Ueber dieß Ereigniß entstand unter dem gemeinen Volke in der Eidsgenossenschaft eine solche Erbitterung gegen Schinner, daß dieser sich seines Lebens nicht mehr sicher hielt, und unter abenteuerlichen Verkleidungen und mannigfaltigen Gefahren über das rauhe Gebirge mitten durch das Französische Heer nach Rom entfloh.

Drittes Capitel.

Die Eidsgenossen gegen Frankreich.

1511 — 1516.

Politische Verhältnisse. 1509 — 1511.

Das zehnjährige Bündniß, welches Ludwig im Jahre 1499 mit den Eidsgenossen geschlossen hatte, ging zu Ende, ohne daß einer der betreffenden Theile große Lust zu seiner Erneuerung bezeugte. Frankreich stand mit dem Kaiser in freundschaftlichem Vernehmen; Alles hatte sich für den König günstig gestaltet, und deßnahen glaubte er, Eidsgenössisches Blut und Eidsgenössische Kraft für ein Mahl um so eher entbehren zu können, da er, von unzeitiger Sparsamkeit ergriffen, die Eidsgenossen durch die wohlfeileren Landsknechte zu ersetzen, und im Nothfalle, selbst gegen den Willen der Obrigkeiten, Eidsgenossen genug zu erhalten hoffte. Aber auch wenige Eidsgenössische Stände waren geneigt, das Bündniß zu verlängern; obschon der Tagsatzung den vierzehnten März 1509 durch Aymo von Montfaucon der Entwurf eines neuen war vorgelegt worden. Die Franzosen hatten, als sie ihre Wünsche erreicht sahen, die Eidsgenossen mit gewohntem Uebermuthe vielfach beleidigt. Nach dem Siege von Agnadello waren die Eidsgenössischen Söldner, die so viel zu demselben beygetragen, unbezahlt und beschimpft vom Französischen Heere entlassen worden. Ludwig selbst soll sich, als die Eidsgenossen im Laufe der Unterhandlungen für ihre Dienste höhere Pensionen forderten, geäußert haben, „er sey nicht gewohnt, „sich von so groben Bergbauern Gesetze vorschreiben zu lassen.“ Während des Chiasser-Zuges wurde die Stimmung des Königes etwas milder, ohne daß diese Milde die Eidsgenossen demselben näher brachte. Deßwegen befestigte Ludwig sein Verhältniß mit Kaiser Maximilian, und stimmte nun auch gegen die Eidsgenossen wieder einen etwas höheren Ton an-

Zugleich beschlossen die beyden Fürsten, den Papst anzugreifen, und ihn seiner geistlichen und weltlichen Würden zu entkleiden. Das Erste sollte durch eine von ihnen zu Pisa veranstaltete Kirchenversammlung, das Zweyte durch Gewalt der Waffen geschehen. Den ersten Zweck zertrümmerte Julius, indem er auf das Pisanische Concilium seine Bannstrahlen schleuderte, und zu Rom ein Gegen-Concilium versammelte. Ueber dieß zwang ein Volksaufstand das Concilium zu Pisa, nach Mailand zu entfliehen. Glücklicher waren die weltlichen Waffen der verbündeten Fürsten. Das Päpstliche Heer, dem Anfangs das Kriegsglück zu lächeln schien, wurde bald auf allen Puncten zurück geworfen, und Rom wäre wahrscheinlich in Ludwigs Hände gefallen, wenn nicht eine unerklärbare Scheu ihn gehindert hätte, den Wohnsitz des vorgeblichen Statthalters Gottes auf Erden durch kriegerischen Ueberfall zu entweihen. Das Französische Heer ging nach Mailand zurück, befreyte durch seine Entfernung den Papst von einer durch den Kummer über seine vereitelten Entwürfe erzeugten, schweren Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes geworfen hatte, und eröffnete ihm eine neue, freudige Aussicht auf glückliche Zeiten.

Der kalte Winterzug. November und December 1511.

In diesem Zeitpuncte vereinigte sich Alles, um die Eidsgenossen aus dem verderblichen Hange, von dem Blute ihrer Söhne schnöden Gewinn zu ziehen, loszureißen. Der Papst zürnte. Frankreich verbündete sich, der Schweiz zum Hohne, mit Wallis und Bündten. Die Erbvereinigung mit dem Kaiser, der noch immer Frankreichs Freund war, hatte man den siebenten Februar 1511 wieder erneuert. Das Vaterland war in Parteyen zerrissen, und man mochte sich nun für den Papst oder für Frankreich erklären, so drohte ein heftiger Sturm im Inneren loszubrechen. Erklärte man sich gegen

Frankreich, so hatte man nicht bloß von Ludwig, sondern auch von Maximilian Befehdung der Eidsgenossenschaft auf allen ihren Grenzen zu fürchten. Aber alle diese Bedenklichkeiten sammt der Liebe zum Vaterlande verschwanden vor den Lockungen der Kriegessucht und Geldgier, und diese beyden Triebfedern wußte Schinner mit dem besten Erfolge in Bewegung zu setzen. Zwar ruhte noch immer auf ihm der allgemeine Haß des Eidsgenössischen Volkes; allein dieß hinderte ihn nicht, alle Umstände schlau zur Erreichung seiner Zwecke zu benutzen. Die besten Dienste that ihm hierbey ein Vorfall aus dem Chiasser-Zuge. Die Franzosen hatten zu Lugano zwey Eidsgenössische Läufer getödtet, den Wappenschild eines dritten beschimpft, und mit großem Gespötte öffentlich versteigert. Die Verwandten der Getödteten wurden mit Geld beschwichtigt; aber der Canton Schwyz ließ sich über die Beschimpfung seines Wappenschildes nicht zufrieden stellen. Neckereyen, die im Mailändischen an Eidsgenossen verübt wurden, erhöhten den Unwillen. Die Aufhetzungen des Cardinals erregten Murren unter dem Volke. Schwyz rüstete. Vergebens häuften die Tagsatzung, der Käiser, die Regierung zu Mailand Versprechungen und Vorstellungen. Vergebens entwarf man das vollständigste Gemählde der Gefahren, die dem Vaterlande beym Ausbruche eines Krieges mit Frankreich droheten. In der Mitte Novembers 1511 rückten anderthalbtausend Schwyzer ins Feld, und mahnten alle Eidsgenossen. Zuerst folgte Freyburg. Mit diesem drang Schwyz nach Varese vor, wo die übrigen Bundesgenossen erwartet wurden. Nachdem einige angekommen, rückte man auf Galerate. Erst zu Legnano trafen die letzten ein, und brachten das Eidgenössische Heer auf eine Stärke von ungefähr zehn tausend Mann. So unbesonnen man den Feldzug angefangen hatte, so versprach doch Alles einen glücklichen Ausgang, den allein Unordnung und Zweytracht vereitelten. Die Französische Macht in Italien war sehr schwach, und konnte den Eidsgenossen

nur durch Streifparteyen Schaden thun; dagegen rüsteten sich die Venetianer, die Eidsgenossen zu unterstützen. Aber Frankreich kannte zu gut die mächtigen Wirkungen des Geldes auf die Entschlüsse der Schweizer, und bemühte sich, ihnen von dieser schwachen Seite beyzukommen. Die Eidsgenossen brachen in drey Abtheilungen, von denen Bern, Freyburg und Solothurn die erste, die Länder die zweyte, die übrigen Stände die dritte bildeten, gegen die Stadt Mailand auf, um mit den Franzosen zu schlagen, oder die Stadt zur Empörung zu reizen. Als weder das Eine, noch das Andere gelang, von dem Venetianischen Hülfsheere sich keine Spur zeigte, Frankreich für den Heimzug spöttisch einen Monathsold both, und aus dem Vaterlande keine Nachricht kam, weil feindliche Streifparteyen alle Verbindungen im Rücken des Eidsgenössischen Heeres abgeschnitten hatten, so brach der Unwille der Krieger, besonders der Freywilligen in schrankenlose Wuth aus. Zu furchtbar sind die Grausamkeiten, welche ohne Schonung des Alters, Standes und Geschlechtes an den unschuldigen Bewohnern ausgeübt wurden, als daß sie sich lebendig genug schildern ließen. Da dieselben aber nicht zum Ziele führten, und die Kälte des Winters herein brach, beschloß man am zwanzigsten December den Rückzug. Als er angetreten wurde, fand sich, daß die Länder nicht ohne Verdacht der Bestechung schon heim gezogen waren, ohne den übrigen Ständen ihren Entschluß zu eröffnen. Der Rückzug der Hauptmacht geschah mit solcher Unordnung, daß er einer Flucht glich, und mit allen den Verwüstungen und Gräueln begleitet war, welche die Spuren eines in wilder Auflösung fliehenden Heeres bezeichnen. Bis Bellenz wurden die Eidsgenossen verfolgt. Sie litten bedeutenden Verlust; denn alle, die sich einzeln oder in kleinen Scharen von dem Heere entfernten, wurden von der Französischen Reiterey oder dem erbitterten Landvolke erschlagen. Unter ihnen selbst war nichts, als Vorwürfe, Schimpfreden, Zweytracht. Die Heimkunft des Heeres zerstreute die Besorg-

niß der Tagsatzung, welche von den Ausgezogenen keine Kunde erhalten hatte, dagegen durch Gerüchte von feindseligen Rüstungen in Maximilians Landen vielfach beunruhigt worden war, und eben einen zweyten Auszug angeordnet hatte, um die Vermißten aufzusuchen und zu unterstützen, und gegen alle Gegner eine stolzere Haltung annehmen zu können.

Dieser Feldzug verschaffte den Stimmen derer, die schon lange vor den herrschenden Verirrungen vergeblich gewarnt hatten, großes Gewicht. Immer lauter sprach man von der Nothwendigkeit, sich von der Kronenfresserey oder dem Pensions-Systeme loszureißen, und durch einen Tagsatzungsbeschluß zu verhindern, daß fürder weder der Muthwille, noch der Starrsinn einzelner Stände das gesammte Vaterland in gefährliche Kriege zu verwickeln vermöge. Man beschloß auch den fünften Januar 1512 zu Luzern, die Ungehorsamen aufs strengste zu bestrafen; aber bald traten über diesen Punct wieder mildere Gesinnungen ein. Es schien hinlänglich, den Pfaffen- und Sempacher-Brief und die Stanzer-Verkommniß aufs Neue zu beschwören, und den einzelnen Cantonen zu überlassen, dem Uebel bey ihren Bürgern zu steuern.

Politische Bewegungen. Januar bis May 1512.

Während des verunglückten Zuges der Eidsgenossen wußte Julius, dessen geistliche Waffen gegen Frankreich wenig Wirkung thaten, den fünften October, 1511 Spanien, England und Venedig durch den so genannten Heiligen Bund gegen Frankreich aufzuregen, in Hoffnung, durch diese wirksamere Wehre seinen Todfeind zu bezwingen. Selbst Maximilian wankte, und wenige Monathe später deuteten seine Gesandten der Tagsatzung heimlich an, falls die Eidsgenossen Frankreich anzugreifen gedächten, hätten sie des Kaisers Feindschaft nicht zu besorgen. Zu derselben Zeit ließ sich Maximilian auch

willig finden, die Deutschen Landsknechte aus Französischen Diensten abzurufen. Aber Ludwig erschrak nicht. Scharen von Deutschen und Italiänern, selbst Eidsgenossen, die mit dem Papste mißvergnügt waren, eilten zu seinem Heere, und die Trefflichkeit seines Feldherren Gastons de Foix, Herzogs von Nemours, dessen Klugheit schon den Winterzug der Eidsgenossen unnütz gemacht hatte, schien dem Könige eine sichere Bürgschaft für die Gewißheit des Sieges. Gaston bewährte sich auch. Im Februar und Aprill 1512 zwang er das vereinte Päpstlich-Spanische Heer, die Belagerung von Bologna aufzuheben, eilte von dort uach Brescia, schlug die Venetianer, und kehrte schnell zurück, um am eilften Aprill bey Ravenna über Spanien und den Papst einen eben so blutigen, als glänzenden Sieg zu erfechten. Diesen Sieg bezahlte der jugendliche Held mit der Blüthe seines Heeres und mit seinem eigenen Leben. Mit ihm ward das Glück der Franzosen in Italien zu Grabe getragen. Zwar ergriff unbeschreiblicher Schrecken den Papst. Er schien sich selbst und Andern verloren, und wenig fruchteten die Tröstungen der Venetianischen und Spanischen Gesandten, welche zur Fortsetzung des Krieges ermunterten. Da sah er sich unerwartet durch die Eidsgenossen gerettet, welche schon zwey Mahl seine Hoffnungen getäuscht, und seinen Zorn erregt hatten.

Nach dem mißlungenen Winterzuge hatte sich König Ludwig den Eidsgenossen wieder zu nähern versucht, und die Neigung Vieler zu dem Klange Französischer Thaler versprach seinen Bemühungen einen günstigen Erfolg. Allein zu unvereinbar waren die hohen Forderungen der Einen mit der Kargheit des Anderen, und nach dem Siege von Ravenna brachen die Franzosen stolz alle Unterhandlungen ab, und kehrten ohne Abschied nach Hause. Das gab der Sache des Papstes die glücklichste Wendung. Eine Eidsgenössische Gesandtschaft ging nach Venedig, um mit dem Cardinal Schinner zu unterhandeln, während zu Zürich der Päpstliche

Gesandte Ennius Philonardo, Bischof von Veroli, vollkommenen Ablaß, reichen Segen und etwas Weniges von dem Gelde spendete, das er den Schweizern für den Ablaß ihrer Sünden zuvor abgenommen hatte. Zu Venedig wurde die Eidsgenössische Gesandtschaft von den Ehrenbezeugungen der Venetianer und von Schinners Schlauheit umstrickt. Bey einem Gastmahle zeigte der Cardinal den erstaunten Eidsgenossen zwey kostbare, vom Papste ihnen bestimmte Geschenke, einen roth seidenen Huth mit reicher Verbrämung und goldenem Knopfe, mit Stickerey von Gold und Perlen, durch die der Heilige Geist in Gestalt einer herab fliegenden Taube abgebildet war, und ein goldenes Prachtschwert in kupferner, vergoldeter Scheide, dessen Handgriff ebenfalls mit Perlen verziert war. Dabey erklärte der Cardinal die Bedeutung der wichtigen Geschenke, und nannte die großen Freyheiten, welche des Heiligen Vaters milde, segnende Hand an dieselben geknupft habe. Die hoch erfreuten Eidsgenossen kehrten heim, und obschon viele Stände ungern mit Frankreich brachen, beschloß dennoch die Tagsatzung den Krieg.

Der große Pavier-Zug. 1512.

Im May 1512 sammelten sich unter Anführung des geschickten Zurcherschen Feldherren Ulrich von Hohen-Sax an zwanzig tausend Eidsgenossen zu Chur. Auch die Bundtner, die wegen mannigfaltiger Gewaltthaten ihr Bundniß mit Frankreich von dieser Macht fur verletzt, und die älteren Verpflichtungen gegen die Eidsgenossen für heiliger hielten, schlossen sich ihnen an. Man drang gegen Verona vor, die Stadt wurde von den Franzosen verlassen. Freudig zogen die befreyten Burger den Siegern mit den Schlüsseln der Stadt entgegen. Der Cardinal erschien. Er überreichte die erwähnten Geschenke, und mahnte, keinen Französischen Lockungen mehr Gehör zu geben. Mit Begeisterung empfingen die Eidsgenossen diese Geschenke, die ihnen um so werthvoller schienen, weil sie aus der Hand des damahls als heilig ver-

ehrten Oberhauptes der Christlichen Kirche kamen. Den dreyßigsten May brach man von Verona auf, vereinigte sich bey Villafranca mit den Venetianern, und von dort glich der Marsch der Verbündeten einem ununterbrochenen, an Lust und Beute reichen Triumphzuge. Allenthalben, selbst aus festen Städten, zog sich die schwache Macht der Franzosen, die sich durch den Abgang der vom Kaiser zurück gerufenen Landsknechte täglich vermindert sah, ohne erheblichen Widerstand zurück. Einzelne Gefechte schienen der streitbaren Eidsgenössischen Jugend mehr Lust und Spiel, als kriegerischer Ernst. Als man sich Mailand näherte, waren die dort versammelten Väter der Pisanischen Kirchenversammlung, welche eben den Papst aller geistlichen und weltlichen Würden entsetzt hatten, die ersten, die ihr Heil in der Flucht suchten. Ein Volksaufstand, den schreckliche Greuel-Scenen begleiteten, entriß den Franzosen die Hauptstadt. Auch in Genua und anderen Städten entstanden folgenreiche Unruhen. Bey Pavia versuchte die Französische Macht vergeblich ernsthafte Gegenwehr. Von da an floh sie unaufhaltsam über das Gebirge. In Italien besaß der König fast nichts mehr, als die festen Schlösser von Mailand und Cremona. In Mailand zerstörten die Eidsgenossen das prächtige Grabmahl des Helden von Ravenna, entehrten seinen Leichnam, und schleppten ihn hinaus, damit der vom Papste Gebannte nicht in geweihter Erde ruhe. Von den Zierathen des Grabmahles, welche den Meistbiethenden überlassen wurden, kamen die schönsten nach Bern, um in St. Vinzenzen-Münster an Festtagen den Gottesdienst verherrlichen zu helfen.

Nach der gänzlichen Vertreibung der Franzosen entstand zwischen den Eidsgenossen, den Venetianern und dem Cardinal Streit über die gemachten Eroberungen. Unvermuthet und ohne Abschied verließen die Venetianer in einer Nacht das Heer. Unter den Eidsgenössischen Truppen drohte Unordnung loszubrechen, und man beschloß, mit Ruhm ge-

schmückt, mit Beute bereichert und wohl bezahlt, nach Hause zu kehren. Der vollkommen befriedigte Papst belohnte die Eidsgenossen für ihre rettende Tapferkeit mit dem Titel Beschirmer der Freyheit der Christlichen Kirche, schenkte ihnen zwey Hauptbanner, jedem Orte ein seidenes Banner und den Zugewandten Fahnen, deren Form und Farbe, und was auf denselben abgebildet werden sollte, die Eidsgenossen selbst bestimmen durften. Auch lud der Papst die Tagsatzung ein, ihm eine Gesandtschaft nach Rom zu schicken, um wie er vorgab, seine liebsten, vertrautesten Söhne, seine Hoffnung und Stütze, an wichtigen Berathungen Theil nehmen zu lassen; in der That aber, um sie durch Höflichkeiten, Geld und Gaben noch fester zu umgarnen, der Welt zu zeigen, wie ergeben ihm die tapferen, allgefürchteten Eidsgenossen seyen, und besonders die Venetianer zu schrecken, auf die er wegen ihres Rückzuges von Mailand die ganze Last seines gewaltigen Zornes geworfen hatte. Hoch beehrt, gut bewirthet, reich beschenkt, mit den freundlichsten Aeußerungen geschmeichelt, ritt die Gesandtschaft wieder heim; aber alle ihre Bemühungen, für die zwey früheren, fruchtlosen Feldzüge Entschädigung zu erhalten, den Bruch des Papstes mit Venedig zu hindern, oder dem Stellvertreter des sanften Jesus friedliche Gesinnungen einzuflößen, waren vergebens gewesen. Sie konnten nicht einmahl die versprochenen Ernennungsrechte zu Pfründen oder Befreyung von der Courtisanerie erhalten, und wohl begriffen sie nun, daß der Papst sie mehr nach Rom berufen habe, um mit ihnen zu prunken, als um sie zu beehren, oder ihren Rath zu verlangen.

Maximilian Sforza's Einsetzung ins Herzogthum Mailand.

Den neun und zwanzigsten December 1512.

Nun erhob sich die wichtige Frage, wessen Händen das eroberte Herzogthum anvertraut werden solle. Keiner der verbündeten Mächte konnte dieß gleichgültig seyn, am wenigsten den Eidsgenossen, deren Handel und Zufuhr zum Theile von der Gunst oder Ungunst der Beherrscher von Mailand abhängt. Die Mailänder selbst wünschten die Söhne des vertriebenen Ludovico Moro. Dem Papste gefiel dieß, weil es sich mit seinem Entwurfe, Italien von Fremden zu reinigen, verbinden ließ. Es gefiel auch den Eidsgenossen, die über Mailand einen Fürsten wünschten, der nicht so mächtig sey, um ihrer Hülfe und Freundschaft entbehren zu können; aber der Kaiser und Spanien hofften, die Herzogliche Krone auf dem Haupte eines der Kaiserlichen Enkel zu sehen. Auf einer Versammlung zu Mantua drangen der Papst und die Eidsgenossen durch. Man vereinigte sich, Maximilian, den ältesten Sohn Ludovico Moro's, mit dem Herzogthume zu belehnen. Die Eidsgenossen bestimmten ihr Verhältniß zu dem neuen Herrscher durch Urkunden. Sie hatten die Herrschaften Lugano, Locarno, Mendrys, Meyn-Thal und Domo d'Ossola mit Ausnahme der Schlösser, welche die Franzosen noch besetzt hielten, weggenommen, und die Bündtner hatten Cleven, Worms und Veltlin an sich gezogen. Den Besitz dieser Herrschaften mußte nun Sforza den Eidsgenossen bestätigen, Zollfreyheit bis an die Thore von Mailand geben, und auf den Fall eines Krieges ein Mailändisches Hülfs-Corps versprechen. Zu dem verhieß Maximilian für die Uebergabe des Herzogthumes zwey Mahl hundert tausend und als immer währendes Jahrgeld vierzig tausend Ducaten zu bezahlen. Auch mußte er es sich gefallen lassen, daß die Bündtner ihre Eroberungen ohne eigentliche Abtretung behielten. Am neun und zwanzigsten December

1512 hielt der junge Fürst im Beyseyn vieler fremden Gesandten und zahlloser Hauptleute mit großer Pracht und Feyerlichkeit unter dem allgemeinen Jubel der Bürger, die sich Beendigung aller Noth und großes Glück von ihm versprachen, den Einzug in das lange vermißte Erbe seines Vaters. Die Ehre des Tages war nach heftigem Streite den Eidsgenossen überlassen worden. Sie übergaben dem Herzoge vor den Thoren in einer silbernen Schale die Schlüssel der Stadt. Nichts störte die allgemeine Freude, als das im Schlosse befindliche Französische Geschütz, dessen Feuer den Herzog in seinem Pallaste beunruhigte. Ein Ereigniß, welches vielen Abergläubigen als höchst traurige Vorbedeutung erschien. Einige Tage nach der Feyer des Einzuges wurde in einer großen Versammlung der Herzoglichen Behörden, aller fremden Gesandten und der Bürger von Mailand der neue Staat dem Schutze der Eidsgenossen empfohlen. Der Herzog selbst, durch die Nachricht von der Zulassung einer Französischen Gesandtschaft in der Schweiz beunruhigt, flehte in einer anderen Audienz unter vielen Thränen die Eidsgenossen, seine Väter und Begründer des Heiles seiner Staaten, möchten doch den Französischen Einflüsterungen kein Gehör mehr geben, sondern an ihm beständig treue Freundschaft, die er wohl zu belohnen gedenke, halten. Sie verhießen Treue und Schutz, nahmen Abschied, und kamen zufrieden und schön beschenkt nach Hause.

Unterhandlungen und Rüstungen. 1513.

In Italien war nunmehr eine scheinbare Ruhe eingetreten, und man glaubte, der von allen Seiten gedrängte Ludwig werde sich genöthigt sehen, jeden Plan zur Wiedereroberung Mailands aufzugeben. In Mailand überließ man sich der ausschweifendsten Freude. Aber nur zu bald loderte aus der Asche wieder eine neue, furchtbare Flamme empor. Das durch Krieg, Raub, Brand und Verbannung verwüstete,

verarmte, entvölkerte Land hatte von der neuen Regierung Heilung seiner Wunden, Linderung seiner Schmerzen erwartet. Der gutmüthige Fürst hörte die Wünsche des Landes, und wollte das Beste; aber seine weibische Kraftlosigkeit ließ ihn nichts zu Stande bringen, und das wenige Gute, das noch unter seinen ohnmächtigen, unentschlossenen Händen zu gedeihen versprach, wurde durch die Herrsch- und Habsucht der Kaiserlichen, Päpstlichen und Eidsgenössischen Gesandten zertrümmert. Nicht genug, daß ihre willkürlichen Machtsprüche jeden gesetzlichen Rechtsgang erschwerten, mußte der Bürger auch beständig für Besitzthum, Ehre und Leben zittern, und den letzten Rest seiner aus den Stürmen des Krieges geretteten Habe durch die Geldgier seiner Beschützer und den nimmer satten Abgrund der Herzoglichen Cassen verschlungen sehen. In tausend Herzen erwachte daher der Wunsch nach der Rückkehr der Franzosen, die das Volk noch unter gelinderem Drucke gehalten hatten. Dieser Wechsel der Gesinnungen entging den Franzosen nicht. Sie hatten Verbindungen im Mailändischen beybehalten, und harreten seit ihrer Vertreibung nur auf einen günstigen Zeitpunct, das schöne Land wieder zu gewinnen. Er schien gekommen; denn es gelang, obschon Papst und Kaiser eifrig entgegen arbeiteten, mit den Schweizern Unterhandlungen anzuknüpfen, und der König hoffte große Wirkungen von der viel erprobten Kraft seines Geldes. Aber ein beleidigtes Volk ist nicht so leicht zu versöhnen. Ehe die Französische Gesandtschaft nur einmahl sicheres Geleit erhielt, mußten Summen bezahlt, die Schlösser von Lugano und Locarno abgetreten, und heilig versprochen werden, sich keine heimlichen Anwerbungen zu erlauben. Die Bedingungen vollends, welche die Eidsgenossen im Laufe der Unterhandlungen machten, und nahmentlich die unbedingte Verzichtleistung auf das Herzogthum Mailand und die Grafschaft Asti, schienen dem Könige so hart und unerträglich, daß sich die Unterhandlungen zerschlugen, weil weder Geldver-

sprechungen, noch selbst Geldspendungen den Sinn der Eidsgenossen zu biegen vermochten. Wenn sich schon noch Viele fanden, denen die Französischen Kronen und fetten Jahrgelder werthvoller schienen, als die geweiheten Fahnen, Hüte und Schwerter, der reiche Segen und die kargen Geldgaben des Papstes; so war dennoch der Unwille gegen Frankreich so groß, und Schinners Schlauheit wußte Wort und Geld so zweckmäßig am rechten Orte anzubringen, daß die Französische Gesandtschaft nicht nur sehr hart gehalten, sondern auch, als sie wegen Umtriebe verdächtig geworden war, mit Wegweisung bedroht, und Viele gestraft wurden, die mit ihr in gewissen Verhältnissen gestanden, während alle diejenigen ungerügt bey Ehre und Ansehen blieben, die von den Päpstlichen Gesandten Geld empfangen hatten.

Günstigere Aussichten schienen sich den Franzosen in Italien zu eröffnen. Ihr Todfeind, der rastlose, kriegerische Julius II., von dem Bullinger sagt, daß er, ein gar leichtfertiger Mensch und ein rauhes Stück Fleisch gewesen, war den zwey und zwanzigsten Februar 1513 aus der Mitte seiner großen Entwürfe vor den Richterstuhl des Allmächtigen gerufen worden, noch in den Phantasien der Todesstunde mit den Franzosen kämpfend, und Frankreich konnte erwarten, daß sich die Gesinnungen des Päpstlichen Hofes ändern werden. Als aber der Cardinal Johann von Medici, der eben aus Französischer Gefangenschaft zurück gekehrt war, am eilften März als Leo X. den Päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, sah Frankreich auch diese Hoffnung vereitelt. Dagegen gelang es ihm, mit dem durch die Verbündeten beleidigten Venedig ein festes Bündniß abzuschließen, und, da die Eidsgenossen entzweyt das Herzogthum von Vertheidigern fast entblößt, und die wichtigen Schlösser von Mailand und Cremona noch in Frankreichs Händen waren, so schien eine neue Unternehmung gegen das Herzogthum gelingen zu müssen. Sechzehn tausend Mann Französische Kerntruppen, unter ihnen eine Schar ver-

rätherischer Eidsgenossen, die um des Sündensoldes willen Vaterland und Ehre vergessen hatten, sammelten sich unter den besten Feldherren. Sie führten reichen Kriegsbedarf und eine hölzerne Festung bey sich, die sich zusammen fügen und aus einander legen ließ, um überall in den weiten Ebenen der Lombardey sogleich eine feste Stellung nehmen zu können. Im May-Monathe drang das Französische Heer über das Gebirge gegen Asti vor. Zehn tausend Venetianer unter Graf Bartholomäus Alviano bewegten sich gegen Verona, und eroberten mehrere Plätze. In Genua entstand eine Umwälzung zu Gunsten Frankreichs. — Herzog Maximilian hingegen hatte weder Geld, noch Krieger, zu seiner Vertheidigung und ein unzufriedenes Land. In seinem eigenen Pallaste war er nicht gesichert vor den Wirkungen des Französischen Geschützes. In dieser Noth trat er, um sich der Gunst des Papstes zu versichern, demselben einige Besitzungen ab, und hoffte auf zehn tausend Spanier, die in der Nähe standen. Allein diese hielten den Rückzug für klüger. Dagegen sah sich der Herzog durch Kaiserliche Versprechungen, durch Päpstliche Truppen und Gelder und die Nachricht von dem Anmarsche der Eidsgenossen getröstet. Er raffte seine kleine Macht zusammen, und ging den Franzosen, die schon wichtige Vortheile errungen hatten, entgegen.

Zweyte Belagerung von Novara. Den vierten bis sechsten Juni 1513.

Maximilians Lage war keines Weges beneidenswerth, obschon sich den zwey und zwanzigsten May vier tausend Eidsgenossen mit ihm vereinigt hatten, und ein zahlreicheres Heer anrückte. Von einem seiner Feldherren sah er sich verrathen. Die Stadt Mailand huldigte den Franzosen, und da sich das Gerücht verbreitete, daß sich die Eidsgenossen ebenfalls auf Französische Seite schlagen würden, so folgte das ganze Reich dem Beyspiele der Hauptstadt. Nur Novara und Como blieben dem

Herzoge treu. Verzweifelnd warf sich Maximilian mit seinen Eidsgenossen und einigen hundert Lombardischen Reitern in die erste dieser Städte, welche von dem Französischen Heere sogleich eingeschlossen wurde. Maximilian schwebte in äußerster Furcht. Er besorgte das Loos seines Vaters, der hier vor dreyzehn Jahren unter denselben Umständen, durch dieselben Eidsgenossen, in deren Händen jetzt auch sein Schicksal lag, war verrathen worden. Stolz erwarteten die feindlichen Anführer denselben Ausgang. Aber ihre Plane scheiterten an der ausdauernden Treue der Eidsgenossen. Vergebens häuften die Franzosen Versprechungen auf Versprechungen. Sie wurden mit einem Ausfalle beantwortet. Vergebens donnerte das Französische Geschütz vom frühen Morgen bis in die späte Nacht so anhaltend und furchtbar, wie noch kein Eidsgenosse es je gehört hatte. Die Mauern stürzten zusammen; aber der Muth der Eidsgenossen wankte so wenig, daß die Thore Novara's immer offen gehalten wurden. Am zweyten Tage gegen Mittag, als die Noth aufs Höchste gestiegen war, der Herzog in Thränen zerfloß, und die Schweizerische Heldenschar zum letzten Kampfe sich rüstete, schwieg unerwartet das feindliche Geschütz. Die Franzosen hatten Kunde von dem Anrücken eines Eidsgenössischen Heeres erhalten, und eilten die Belagerung aufzuheben. Die anrückenden Eidsgenossen waren auf ihrem Marsche durch viele Schwierigkeiten gehindert worden. Endlich vereinigte sich ihre Hauptmacht bey Arona. Drey Tage warteten sie auf die Ankunft der Uebrigen. Als sie nicht kamen, beschloß man am dritten Tage, aufzubrechen und anzugreifen. Die Franzosen wurden nicht mehr vor Novara gefunden. Sie hatten eine halbe Stunde von der Stadt ein Lager bezogen. Ihre große Ueberlegenheit, ihre treffliche Reiterey, ihr wohl bedientes Geschütz und die Vortheile ihrer Stellung riethen den Eidsgenossen, sie nicht anzugreifen, bis auch die Brüder herbey gekommen. Dennoch beschloß Schweizerische Tapferkeit die Schlacht.

Schlacht bey Novara. Den sechsten Juni 1513.

Den sechsten Juni 1513 bereiteten sich beym Anbruche des Tages neun tausend Eidsgenossen durch ernstes Gebeth zum entscheidenden Kampfe, und eilten, den Herzog in ihrer Mitte, ungeordnet durch die Thore und Maueröffnungen hinaus gegen den sorglos und unordentlich gelagerten Feind. Unweit von ihm theilten die Eidsgenössischen Führer ihr Heer in drey Haufen. Den einen bestimmten sie, durch Umwege den Landsknechten in die Seite zu fallen, den anderen, gerade auf den Feind loszugehen, den dritten, kleinsten, die Reiterey zu beobachten. — Voran eilten die verwegenen Freywilligen, vom Gehölze verborgen, bis an die Französischen Vorwachen, überrumpelten sie, und brachten das feindliche Lager in Bewegung. Eilig, nur halb bewaffnet, stieg La Tremouille zu Pferde. Schnell ordnete Trivulzio die Scharen. Bestürzt warf sich die Reiterey auf ihre Rosse. Das Geschütz, durch die tapferen Landsknechte vertheidigt, wurde hinter einem Graben aufgefahren, und eröffnete ein mörderisches Feuer. Die Freywilligen mußten der Ueberzahl weichen. Die Eidsgenössische Hauptmacht kam zum Gefechte. Unter dem Donner des Geschützes, unter dem Anrücken der Reisigen ermahnte sie ihr Hauptmann, Hans Keller von Bülach, „des alten Ruhmes „ihrer Vorfahren, der vielfachen Beleidigungen Frankreichs, „und der dem Herzoge gelobten Treue eingedenk zu seyn.“

Nun stieg im Rücken des Eidsgenössischen Heeres die Sonne auf. In ihrem Glanze schimmerten fürchterlich schön die Harnische der heran sprengenden Küraßiere. Immer schrecklicher tobte das Französische Geschütz. Der Rauch desselben verhüllte die Eidsgenossen. Sein Feuer lichtete ihre Scharen. Das Gesträuch trennte ihre Ordnungen. Die Reiterey durchbrach ihre Reihen. Aber ungeschreckt vom Getöse der Waffen, unverzagt beym durchdringenden Geschreye der Hinstürzenden, traten die Lebenden an die Stelle der Gefallenen, und alle

verdoppelten ihre Schritte rasch in die feindlichen Glieder. Doch vergaßen auch Einige ihre Pflichten, verließen in der harten Stunde ihre Brüder, und flohen. Der Herzog selbst, für welchen so Viele ihr Leben opferten, begab sich, von Furcht ergriffen, mit seinen Reitern nach Novara zurück. Allein stets heftiger entbrannte der Kampf, am heftigsten, als die Eidsgenossen die zur Deckung des Geschützes hinter einem Graben aufgestellten Landsknechte angriffen; denn diese wehrten sich hartnäckig, standen fest und undurchdringlich, und ohne Aufhören wüthete das Geschütz. In diesem Augenblicke, bey der allgemeinen Ueberzeugung, Keiner werde jemahls Heimath, Freunde, Weib und Kinder wieder sehen, Keiner die Freuden des Lebens länger genießen, vergaßen Alle ihrer selbst, gedachten nur des alt hergebrachten Ruhmes, der Ehre, des Vaterlandes, und kämpften als würdige Söhne der Helden von Morgarten und Granson, von Sempach und St. Jacob. Es wichen bald diese, bald jene. Es häuften sich die Leichname. Ueberall Ströme von Blut. Man stand so nahe, daß nicht mehr mit Streitarten und Hellebarten, sondern mit Dolchen und Beymessern gefochten wurde. Die Eidsgenössischen Hauptleute blieben in Erfüllung ihrer Pflichten nicht zurück. Durch Ermunterungen, Drohungen, Befehle hielten sie die Scharen beysammen, dann kämpften sie wieder, wie die Gemeinen. Lange blieb der Ausgang des Kampfes höchst zweifelhaft. Endlich brach der seitwärts geordnete Eidsgenössische Haufe, den die feindliche Reiterey aufgehalten hatte, mit Ungestüm in die Feinde, und entschied die Schlacht. Die Landsknechte flohen. Die Büchsen wurden erobert und umgekehrt. Das ganze Französische Heer löß'te sich auf. Vergebens bemühte sich der alte, mit Staub bedeckte Trivulzio, den Rückzug durch die Reiterey zu sichern; sie entwich, die Meisten, ohne je gefochten zu haben. Acht tausend Landsknechte und Franzosen lagen auf der Wahlstatt, jene rühmlich im Kampfe gefallen, diese größten Theils auf der Flucht erschlagen. Die

Eidsgenossen hatten vorzüglich durch das Geschütz funfzehn hundert Mann verloren. Die wüthende Verfolgung währte nicht lange. Die Feinde verdankten ihre Rettung der Ermüdung der Eidsgenossen und ihrem Mangel an Reiterey. Diesseits der Alpen war das fliehende Heer nicht mehr zum Stehen zu bringen. Im Vaterlande angekommen, rühmte sich die Französische Prahlerey, „mit eitel leidigen Teufeln gefochten zu haben.“ Die Sieger dankten dem Allmächtigen für den glücklichen Ausgang, blieben dann einige Stunden in guter Ordnung, um zu sehen, ob sich der Feind nicht mehr sammle, hierauf bestatteten sie ihre Todten, versorgten die Verwundeten, und sammelten die Beute. Es wurde von derselben so viel verschleppt, daß der gemeine Mann nicht einmahl hinreichend Geld erhielt, ein gutes Mahl zu bezahlen. Der dankvolle Empfang des Herzoges, welcher nun wieder Freudenthränen weinte, minderte nicht den dadurch entstandenen Unwillen; dagegen mehrte ihn der Mangel an Speise und Trank nach dem mühseligen Tagewerke.

Dieß war der Ausgang der Schlacht von Novara, herrlich und ruhmvoll für die Eidsgenossen, weil sie, nach dem Zeugnisse auswärtiger Schriftsteller, mit einer Tapferkeit, Beharrlichkeit und Todesverachtung gleich den unsterblichen Helden Griechenlands und Roms gefochten hatten. Noch am Abend der Schlacht kamen einige der verspäteten Eidsgenossen, am folgenden Tage das ganze Heer, alle äußerst betrübt, daß es ihnen nicht vergönnt gewesen war, die Gefahr mit ihren Brüdern zu theilen. Die Angelegenheiten in Italien nahmen nun mit Einem Mahle wieder eine ganz andere Wendung. Alles fiel von den Franzosen ab, und huldigte dem Heiligen Bunde. Die Eidsgenossen verschafften sich noch ihren Sold durch starke Brandschatzungen, begingen vielfache Unordnungen, plünderten, ohne Stand, Alter und Geschlecht zu schonen, Freund und Feind, quälten die Einwohner so sehr, daß Alles vor ihnen floh, ließen dann einige tausend Mann zur Beschützung des

Herzogthumes zurück, und zogen heim, weil sie Nachricht erhielten, daß im eigenen Vaterlande Unruhen ausgebrochen seyen.

Zug nach Dijon. Vom sieben und zwanzigsten August bis zum dreyzehnten September 1513.

Viele Eidsgenössische Regenten glaubten, diese Unruhen, welche durch die ungleiche Vertheilung der Beute, die Eifersucht des zunehmenden Reichthumes der Städte, den Zorn über ihre Eingriffe in die Volksfreyheit, den Schmerz über die zahllosen Schlachtopfer des Reislaufens, des Geld- und Ehrgeizes vieler Führer, vorzüglich aber durch den Unwillen gegen die Umtriebe der öffentlichen und geheimen Anhänger Frankreichs verursacht worden waren, nicht besser stillen zu können, als wenn sie die Gedanken der Völker auf andere Gegenstände hinleiteten, seinem Zorne eine Richtung nach Außen gäben, und ihm die Mittel verschafften, Geld zu gewinnen, und seinen Haß gegen Frankreich zu befriedigen. Ein Einfall in Frankreich schien Vielen immer nothwendiger zu werden, und da auch der Kaiser Geld, Mannschaft und Geschütz verhieß, so beschloß man am ersten August 1513 zu Zürich, mit sechzehn tausend Mann nach Frankreich zu ziehen. Alle Umstände ließen einen glücklichen Erfolg des Unternehmens hoffen, das gegen ein von mehreren Seiten angegriffenes, durch die Schlacht von Novara der Blüthe seiner Krieger beraubtes Land gerichtet war. Zu Besançon sammelte sich am sieben und zwanzigsten August ein auserlesenes Heer der Eidsgenossen, das sammt den Freywilligen und den Kaiserlichen und Burgundischen Verstärkungen sich auf mehr, als dreyßig tausend Mann belief. Ermuthigt durch die Kunde, daß die Franzosen bey Guinegate von den Engländern seyen geschlagen worden, beschloß man, auf dem nächsten Wege gegen Dijon vorzudringen. Keine feindliche Kriegsmacht stellte

sich entgegen. Keine Stadt versuchte Widerstand. Der Anblick des gewaltigen Heeres und des ansehnlichen Geschützes eröffnete auch die festesten Burgen. Einen Anlaß, durch Tapferkeit Ruhm und Ehre zu gewinnen, fand man nicht, dagegen bedeckte man sich mit der Schande der ausgelassensten Zügellosigkeit. Rauben und Brennen waren die Thaten des Heeres. Kirchen wurden geplündert, Heiligthümer entweihet, oder entwendet, selbst das Grab sicherte nicht vor den habsüchtigen und muthwilligen Mißhandlungen roher Krieger, denen einige unwürdige Priester mit schändlichem Beyspiele voran gingen. Hinter den schwachen Mauern des furchtbar bedrohten Dijon befehligte der bey Novara geschlagene La Tremouille kaum sechs tausend zusammen geraffte Streiter. Er besserte die Festungswerke aus, ließ Vorstädte nieder brennen, und rüstete nach Möglichkeit Alles zur ernsten Vertheidigung. Die Eidsgenossen zogen in schöner Ordnung an Dijons Mauern vorbey, dann schlugen sie mehrere Läger auf. Der Kaiserliche Büchsenmeister ordnete an einem vortheilhaften Orte das Geschütz, und nach acht und vierzig Stunden hatte sein Feuer den Eingang in die reiche Stadt geöffnet. Nicht nur Dijon, Frankreich selbst schien verloren, wenn die siegreichen Englischen und Eidsgenössischen Heere ihren Siegeslauf fortsetzten. Aus dieser großen Verlegenheit wurde das Reich durch Ueberredung, List und Bestechung gerettet. Im Eidsgenössischen Heere waren viele den Franzosen aus früheren Jahren wohl bekannte Führer. An sie wendete sich La Tremouille nicht ohne Erfolg. Sie, die bey ihrem Auszuge von den Ständen Vollmacht erhalten hatten, einen anständigen Frieden zu schließen, ließen sich geneigt finden, und schlossen ungeachtet aller Vorstellungen guter Eidsgenossen und der Kaiserlichen Räthe am dreyzehnten September einen übereilten Frieden, ohne nur einmahl zu untersuchen, ob Tremouille mit Vollmacht versehen sey.

Friede von Dijon. Den dreyzehnten September 1513.

In diesem Frieden versprach Frankreich, Versöhnung mit Allen, die den Eidsgenossen Hülfe geleistet, dem Papste Auflösung des Pisaner-Concilium, dem Kaiser Rückgabe aller dem Hause Oesterreich entrissenen Besitzungen, den Eidsgenossen Abtretung von Mailand, und Cremona und Räumung der von den Franzosen immer noch besetzten, von den Eidsgenossen kraftlos belagerten Schlösser von Lugano, Locarno, Domo; ferner verhieß es, sich in der Schweiz keine heimlichen Werbungen zu erlauben, alle alten Ansprachen zu befriedigen, für den Rückzug der Eidsgenossen in drey Wochen vier Mahl hundert tausend, ihren Waffengenossen aber zehn tausend Kronen zu bezahlen. Annehmbare Geißeln bürgten für die Erfüllung der eingegangenen Versprechungen, und nun eilte das Eidsgenössische Heer mit solcher Schnelligkeit dem Vaterlande zu, daß es den Franzosen leicht gewesen wäre, das verlassene Kaiserliche Geschütz zu erobern. In der Eidsgenossenschaft erneuerten sich die Unruhen, die man durch diesen Zug zu stillen versucht hatte. Sie wurden heftiger, als bedenkliche Nachrichten sich verbreiteten, daß der König die Anerkennung des Friedens von Dijon verweigere. Viele Tagherren wollten zum zweyten Mahle nach Frankreich ziehen; aber Schmeicheleyen, Versprechungen und Ränke der Franzosen und Franzosen-Freunde beschworen den drohenden Sturm. Man baute seine Hoffnungen auf die Geißeln, und empfahl dem Vororte, sie gut zu bewachen. Auch die unruhige Spannung des Landvolkes verlor von ihrer Heftigkeit.

Unterhandlungen und Rüstungen. 1514 bis Juli 1515.

Das Jahr 1514 verfloß fast gänzlich in Unterhandlungen. Nach dem Zuge von Dijon handelten die Eidsgenossen in

Mailand mit unumschränkter Willkür. Der schwache, in Trägheit, Sorglosigkeit, Spiel und Schmutz versunkene Herzog stand mit seinen Beschützern nicht auf dem besten Fuße. Er beleidigte ihren frommen Sinn durch Verachtung alles Gottesdienstes, und erregte ihre Furcht vor dem göttlichen Zorne. Er verschenkte an Spanien unnütz seine ersten Bedürfnisse, Geschütz und Einkünfte; dagegen entrichtete er seine Zahlungen an die Eidsgenossen langsam und zum Theile in schlechter Münze, und seine Günstlinge und Staatsbeamten lebten mit dem Cardinal von Sitten und den Eidsgenössischen Abgesandten und Hauptleuten in beständigem Zwiste. Der Herzog selbst säumte lange Zeit, die mit den Eidsgenossen aufgerichteten Bundesbriefe zu besiegeln, und ließ der Tagsatzung ein Schreiben voll Klagen und Vorwürfe überreichen. Aber wie gegründet auch seine Klagen seyn mochten, fanden sie doch so wenig den Beyfall der Eidsgenossen, daß die Tagsatzung in ihrem Zorne in Berathung zog, ob man nicht den Herzog seinem Schicksale überlassen wolle. Maximilian mußte sich aufs Neue unterwürfig bezeigen, und die Macht dieses Fürsten war in so enge Schranken eingeschlossen, daß er mehr ein Eidsgenössischer Statthalter, als ein unumschränkter Herrscher zu seyn schien. Und sein bedrängtes Volk zog aus der angeblichen Befreyung Mailands keinen anderen Vortheil, als daß es das Französische Joch mit dem noch härteren Eidsgenössischen vertauscht hatte. Was Wunder, wenn es solcher Befreyer von Herzen überdrüssig war? Zu dem war das Land mit Verräthern angefüllt, und das Volk von Natur wankelmüthig. Durch die Willkürlichkeit, mit der die Eidsgenossen im Mailändischen verfuhren, reizten sie die Eifersucht ihrer Mitverbündeten, vorzüglich des Papstes, der, wie sein Vorfahr, Italien gern von allem fremden Einflusse gereinigt hätte, so sehr, daß dieser so genannte Vater der Gläubigen den Eidsgenossen die Rettung des Päpstlichen Stuhles durch die empörendsten Treulosigkeiten vergalt. Während er noch die Vor-

theile eines Bündnisses mit der Schweiz genoß, ließ er sich mit Frankreich in geheime Umtriebe ein. Seine schlaue Unterhandlungskunst endete die Feindschaft zwischen Frankreich und England, und König Ludwig bestrebte sich, auch Spanien und den Kaiser von den Eidsgenossen abzuwenden, und schon lange, ehe die Eidsgenossen diese Umwendung des politischen Systemes ahndeten, machte Frankreich, durch den Papst angespornt, bedeutende Rüstungen, um zugleich mit dem ehevorigen Waffenruhme das verlorene Mailand wieder zu erstreiten. Vor dem Ausbruche des Krieges versuchte indeß Ludwig zu verschiedenen Mahlen, sich mit den Eidsgenossen zu versöhnen. Nach langen Unterhandlungen antworteten sie mit dem Beschlusse, daß sich beständig zwanzig tausend Mann zum Schutze Mailands, gegen Frankreich bereit halten sollten.

Mitten unter den größten Waffenrüstungen starb am ersten Tage des Jahres 1515 Ludwig XII., König von Frankreich. Seinen Thron bestieg Franz I., ein schöner, kräftiger Mann, in der ersten Blüthe der Jugend, voll Leben, Geist, Edelsinn und Ritterthum, dessen einziger Wunsch es war, den Nahmen eines Helden zu erringen. An diesem Wunsche hing er mit solchem Feuer, daß die Erzählung kriegerischer Großthaten entschlafener Helden seinen Augen Thränen, seiner Brust Seufzer entlockte. Er war nicht ohne heftige Leidenschaften, Pracht, Wollust, Verschwendung liebte er sehr; aber in den mannigfaltigen Kriegs- und Staatsgeschäften, in der Umgebung der weisen Männer, denen er die wichtigsten Stellen anvertraute, wußte er, die Begierden zu beherrschen, deren Sclave er sonst in den Stunden der Muße war. Nachdem dieser ausgezeichnete Fürst vergeblich versucht hatte, sich mit den Eidsgenossen auf friedlichem Wege zu vergleichen, und eben so vergeblich um Oesterreichs und Spaniens Freundschaft sich beworben, so trat er als Kämpfer in die Schranken. Er erneuerte seine guten Verhältnisse mit England, knüpfte einen engen Verband mit Venedig, suchte, auch den Papst öffent-

lich auf seine Seite zu ziehen, und sammelte ein furchtbares Heer, dessen Bestimmung niemanden räthselhaft seyn konnte. Aber erst als im Aprill eine Staatsumwälzung zu Genua diesen vortheilhaften Waffenplatz in Französische Hände gebracht hatte, erwachten die Gegner des Königes aus einer trüglichen Sicherheit. Trotz der eifrigen Bemühungen der zahlreichen, geheimen Anhänger Frankreichs ließen die Eidsgenossen, obschon von Mißtrauen gegen ihre Bundesgenossen erfüllt, durch des Papstes Betragen erbittert, über Maximilian unwillig und unter sich selbst entzweyt, sechs tausend Mann nach Italien aufbrechen, denen Mitte Juni vierzehn tausend andere folgten, mit dem Befehle, durch Besetzung der Savoyschen Bergschluchten den Franzosen den Eingang in Italien zu verschließen. Die Eidsgenössischen Grenzen gegen Frankreich wurden verwahrt, aller Orten Eilbothen angeordnet, und das im Mittelpuncte der Schweiz liegende Luzern erhielt die Vollmacht, alle an die Eidsgenossen eingehenden Schreiben zu öffnen, den Inhalt den Ständen mitzutheilen, nnd nöthigen Falls Tagsatzungen auszuschreiben. Auch die übrigen Gegner Frankreichs wurden wach, ihre Zwistigkeiten verstummten, und am siebenten Juli vereinigten sich Spanien, der Kaiser, Mailand, die Eidsgenossen und der Papst, der noch kurz vorher die durch die Eidsgenossen beabsichtigte Wiedereinnahme von Genua verhindert hatte, jetzt aber von Frankreichs Uebermacht wieder Alles befürchten zu müssen glaubte, die Freyheit Italiens zu vertheidigen. Die Eidsgenossen sollten Krieger stellen, die Uebrigen versprachen Sold, Geschütz und einige Hülfstruppen.

Wiederausbruch des Krieges. Juli bis September 1515.

Während neue Eidsgenössische Scharen nach Italien abgingen, und die Päpstlichen und Spanischen Völker sich sammelten, wurde gegen das Leben des Herzoges eine Verschwö-

rung angezettelt, und in Mailand entstand bey Einforderung einer schweren Kriegssteuer ein gefährlicher Auflauf, durch den die schwache Eidsgenössische Besatzung ins Schloß zu weichen gezwungen ward. Auch im Eidsgenössischen Heere erhoben sich Unordnungen. Man war über die Führung des Krieges durchaus uneinig; die Einen wollten vordringen, die Anderen nach der Hauptstadt zurück gehen, die Dritten Genua einnehmen, und erst nach langem Zwiste besetzte man die Bergschluchten, durch welche die Französische Macht nach Italien gelangen mußte. Aber drückender Geld- und Nahrungsmangel machten die Eidsgenössischen Krieger unwillig. Sie wären lieber zu Mailand gewesen, und sahen die Gründe nicht ein, um deren willen man unthätig am Fuße des rauhen Gebirges liege. Sie fingen an, den Hauptleuten den Gehorsam zu versagen, hielten einige für bestochene Verräther, und der bekannte Franzosen-Freund Albrecht von Stein, einer der ersten, aber auch der feilsten und käuflichsten Eidsgenössischen Feldherren, wurde in einem Tumulte so mißhandelt, daß sein Leben nur mit Mühe gerettet werden konnte. Mittlerweile rückte ein auserlesenes Französisches Heer an, mit furchtbarem Geschütze, trefflicher Reiterey und einem zahlreichen Fußvolke versehen, dessen Kern aus mehr, als zwanzig tausend tapferen, im Kriege geübten Landsknechten bestand, die der Deutsche Kaiser, obschon er Mitglied des Heiligen Bundes war, ungehindert zum Französischen Heere hatte laufen lassen. Das übrige Fußvolk kam an Zahl beynahe, aber keines Weges an innerem Gehalte den Landsknechten gleich. Der König mit den besten Führern und der Blüthe des Französischen Adels, der die beleidigte Volksehre in Eidsgenössischem Blute rein zu waschen sich sehnte, stand an der Spitze des Heeres. Die Franzosen, denen es unmöglich war, die von den Eidsgenossen besetzten Päße wegzunehmen, faßten einen kühnen Entschluß. Das Hauptheer sollte auf einem noch nie betretenen Seitenwege, wo Felsen zu sprengen, und Straßen zu bahnen waren,

und wo man durch geringe feindliche Macht leicht hätte vernichtet werden können, nach Italien vordringen. Zwey kleine Haufen waren bestimmt, die Eidsgenössischen Stellungen zu beunruhigen, und die Schweizer über die wahren Bewegungen des Heeres zu täuschen. Dennoch erfuhren diese die Maßregeln ihrer Feinde; aber die Uneinigkeit ihrer Führer ließ sie zu keinem Entschlusse kommen, und nach fünftägiger, harter, verzweifelter Arbeit stand das Französische Heer in den Ebenen Italiens, und eröffnete den Feldzug mit einem Ueberfalle der Päpstlichen Reiterey, die in vollkommenster Sicherheit vernichtet oder gefangen wurde. Glänzende Verheißungen bewogen das Eidsgenössische Heer, seine vortheilhafte Stellung zu verlassen. Der gemeine Mann war zwar willig sich zu schlagen; aber bestochene Führer gebothen unter dem Vorwande, daß man einer so großen Macht im Felde nicht gewachsen sey, so eiligen Rückzug, daß die zu Saluzzo liegende Heerabtheilung angewiesen wurde, ihr Geschütz aus Mangel an Zugvieh zu zerschlagen; aber die tapferen Krieger ergriffen das ehrenvollere Mittel, ihr Geschütz mit eigener Hand wegzuziehen. Nach der Eidsgenossenschaft schrieben die Führer zur Bemäntelung ihrer Maßregeln um schleunige Verstärkung. Der unrühmliche Rückmarsch war mit solchen Grausamkeiten begleitet, daß es allgemein für ein Zeichen des Zornes Gottes über die Mißhandlung der wehrlosen Einwohner gehalten wurde, als bey heiterem Himmel der Donner rollte, und große Schloßen herab fielen. In der Gegend von Vercelli wurden die Eidsgenossen durch die Französische Reiterey geschädigt, und verloren zwey der von Saluzzo mühsam fortgeschleppten Büchsen. Von Vercelli gingen die Waldstätte sogleich nach Mailand. Die anderen setzten sich in dieser Stadt; aber bald entstand eine zweyte Trennung; Bern, Freyburg, Solothurn, Biel und Wallis zogen nach Arona, die übrigen mit ihnen alle Freywilligen, zu den Waldstätten nach Mailand. In Novara ließ man das schöne, mit so großer Mühe

und Gefahr bis dorthin geschleppte Geschütz, das so leicht hätte gerettet werden können, stehen, wo es den Franzosen zur Beute ward. Alles war in Gleichgültigkeit und Schlaffheit aufgelöst. Den Verlust des Herzogthumes Mailand haben die Eidsgenossen diesem Benehmen zuzuschreiben.

Friede zu Galera. Den achten Herbstmonath 1515.

Zu Vercelli erschienen Französische Gesandte, sprachen von des Königes freundschaftlicher Neigung zu den Eidsgenossen, von seiner Begierde nach ewigem Frieden, und machten den Abgeordneten von zehn Cantonen, (Uri, Schwyz und Glarus wohnten nicht bey), Vorschläge, die indeß weit unter den Eidsgenössischen Erwartungen nnd Ansprachen standen. Dennoch vereinigte man sich nach wenigen Tagen zu Galera unter folgenden Bedingungen. „Die Eidsgenossen übergeben „dem Könige das Herzogthum Mailand. Der Herzog Ma„ximilian Sforza wird von dem Könige von Frankreich mit „dem Herzogthume Nemours, einer Pension von zwölf tau„send Franken und einer Gemahlinn aus königlichem Geblüte „entschädigt. An die aus dieser Ehe allfällig entspringenden „Prinzen fällt das Herzogthum Mailand zurück. Den Eids„genossen bezahlt der König die im Vertrage zu Dijon „bedingten vier Mahl hundert tausend Kronen, ferner „drey Mahl hundert tausend Kronen Kriegskosten und eben „so viel Entschädigungsgelder für die Zurückgabe von Bellenz, „Lugano, Locarno, Mendrys, Meyn-Thal, Eschen-Thal, „Cläven, Worms, Veltlin und alles Uebrige, was die Eidsge„nossen oder die Bündtner vom Herzogthume Mailand an „sich gebracht. Der König wird den Friedens-Tractat un„terschreiben und besiegeln, der Herzog von Lothringen sich „als Bürgen stellen. Die Eidsgenossen treten mit Frankreich „in ein Bündniß, das beyden Theilen große Vortheile ge„währen soll.“ — Zwey Ursachen hatten den Abschluß des Friedens befördert. Einerseits waren viele Eidsgenössische

Führer bestochen, und anderseits fürchteten die Franzosen eine Schlacht, weil die Tagsatzung nach den heftigsten Zwistigkeiten am zwanzigsten August endlich beschlossen hatte, es solle zur Verstärkung der in Italien befindlichen Truppen ein jeder Ort nach Macht und Ehre ausziehen, und in Folge dieses Befehles ein neues Eidsgenössisches Heer von zwölf bis funfzehn tausend Mann anrückte, und bereits nach Varese gekommen war.

Der Vergleich von Galera, der, wenn man bloß den Gewinn und nicht die Ehre ins Auge faßte, Vielen nicht mit Unrecht nützlicher scheinen möchte, als eine gewonnene Schlacht, wurde von Bern, Freyburg, Solothurn, Biel und Wallis, bey denen der gemeine Mann mißstimmt, und viele angesehene Führer öffentliche Anhänger der Franzosen waren, ungeachtet der triftigsten Vorstellungen redlicher Eidsgenossen angenommen, und sie traten etwa, zwölf tausend Mann stark, unverweilt den Rückmarsch an. Nur ihre Freyscharen und die Bernerischen Argauer, welche bey einer anderen Heeresabtheilung standen, blieben im Felde. Einen großen Antheil an diesem allerdings uneidsgenössischen Benehmen möchte neben der Geldgier Einzelner die Staatsklugheit der Berner haben, welche es ihrem Interesse zuträglicher fanden, sich im Westen, als im Süden, auszubreiten, und daher den Krieg in Italien nicht liebten, da er nur Erwerbungen darbiethen konnte, deren örtliche Lage Berns Wünsche wenig begünstigte.

Die zurück gebliebenen Eidsgenossen sammelten sich zu Monza, und verwarfen den Frieden, dessen Annahme, wie sie mit Recht behaupteten, der Eidsgenossenschaft nur ewige Schande gebären konnte, weil ihnen mit Grund wäre vorgeworfen worden, sie hätten den Vater verrathen, den Sohn verkauft, um schnöden Gewinnes willen Treue, Glauben und Ehre verletzt, Eide gebrochen, und ihre Bundesgenossen den Feinden Preis gegeben. — Die Zeit dieser Unterhandlungen war von dem Könige von Frankreich trefflich benutzt worden.

Die meisten Städte des Herzogthumes, auch Mailand selbst, waren in seine Hand gefallen, und von einer anderen Seite war zur Unterstützung des Königes ein Venetianisches Heer bis nahe an diese Stadt vorgedrungen. Als die Eidsgenossen von Monza aufbrachen, wurde die Stadt Mailand von den Franzosen ohne Schwertstreich wieder verlassen, und die Eidsgenossen rückten unter dem lauten Jubel des Volkes in dieselbe ein.

Schlacht von Marignano. Den dreyzehnten und vierzehnten Herbstmonath 1515.

Das Französische Heer hatte sich bey Marignano in der Nähe von Mailand in einer durch Natur und Kunst geschützten Stellung gelagert, und hoffte hier die feindlichen Heere im Zaume zu halten, und seine eigene Vereinigung mit den Venetianern zu bewirken. Vor den Thoren von Mailand fielen täglich kleine Gefechte vor. Die zu Mailand befindlichen Eidsgenossen waren sehr uneinig. Viele neigten sich nach und nach zum Frieden, andere, voraus der Cardinal von Sitten, wünschten sehnlichst eine Schlacht, um der Schande eines zweyten Abzuges zu entgehen. Dem Cardinal gelang es, durch Geld und gute Worte mehrere Hauptleute zu gewinnen. Donnerstags den dreyzehnten September Nachmittags, als Kriegsrath gehalten wurde, die meisten Orte sich für den Galeraner-Frieden erklärten, einige heim zu ziehen sich rüsteten, und nur Uri, Schwyz und Glarus in ihrer Pflicht verharrten, entstand plötzlicher Lärm. Die Eidsgenössische Leibwache, hieß es, sey im Gefechte, die feindliche Macht stehe vor den Thoren. Alles ergriff die Waffen. Der Cardinal feuerte die Krieger mit erhebenden Worten an. Dann stieg er im Purpurkleide zu Pferde, und eilte mit einigen hundert Reitern voraus. Freudig folgten die Waldstätte, langsam die Uebrigen. Im Ganzen vier und zwanzig tausend Mann mit nur acht leichten Büchsen.

Sorglos und fröhlich ruhte das Französische Heer in seinem durch Wälle, Verhaue und einen Wassergraben befestigten Lager, dessen Zugänge durch vier und sechzig große Büchsen bestrichen wurden. Die Eidsgenossen rückten in drey Haufen an. Ihre Büchsen blieben auf der Landstraße. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange. Mehrere schlugen vor, den Kampf auf Morgen zu versparen. Aber der Uebermuth und die Streitlust der Krieger hörte nicht auf weisen Rath. Umsonst riefen die Führer zur Verhinderung des Kampfes alte Vorurtheile zu Hülfe. Die Büchsen wurden losgebrannt. Die Freyscharen eilten zum Angriffe. Die Hauptleute, dem Ungstüme des Volkes weichend, ermahnten zur Tapferkeit. Werner Steiner, Landammann von Zug, Befehlshaber der Vorhuth, seit langen Jahren im Rathe und im Felde Führer seines Volkes, nahm drey Erdschollen, warf sie über die Häupter der Krieger, und sprach: „Im Nahmen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen „Geistes! Fromme, treue, liebe Eidsgenossen, hier soll unser Kirch„hof seyn, seyd mannlich und unverzagt, vergesset die Heimath, „und denkt nur auf Lob und Ehre, die wir heute mit Gottes „Hülfe erringen wollen, lasset uns darum zu ihm bethen!“

Im Französischen Lager herrschte große Bestürzung. Mit dem Gedanken an Frieden mit den Eidsgenossen und einen leichten Sieg über die Päpstlich-Spanische Macht schon vertraut, sahen Viele mißmuthig dem ernsten, furchtbaren Kampfe entgegen; aber der Klang der Trompeten, das Wirbeln des Sturmmarsches, das Wiehern der Streitrosse übertäubte die Sorgen, und rief die Männer in die wilde Schlacht. Der König, der Herzog von Bourbon, Trivulzio, La Palice, Peter Navaro, der Graf von Guise und andere Führer ordneten die Scharen; denn bereits hatten die Eidsgenossen nach einem heftigen Handgemenge die besten Truppen geworfen, den Graben überschritten, und drangen unaufhaltbar ein. Vergeblich donnerte das Geschütz, daß die Erde erbebte, und dichte Rauchwolken das spärliche Licht des Tages verhüllten; vergebens

streckte die schreckliche Kugelsaat Hunderte zu Boden, vergebens strengten Reiterey und Fußvolk ihre Kraft an, vergebens bothen die erfahrensten Führer ihre kriegerischen Kenntnisse auf, Alles mußte dem Löwenmuthe und der Riesenstärke der Eidsgenossen weichen. Sie nahmen einen Theil des Geschützes, und erbeuteten verschiedene Fahnen. Viele edle Feinde fanden ihren Tod; andere flohen, selbst Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, ließ Pferd, Helm und Beinschienen zurück, um durch schnelle Flucht das Leben zu retten. Der König selbst, der alle Pflichten eines tapferen Kriegers und eines erfahrenen, umsichtigen Feldherren erfüllte, schwebte mehrmahls in großer Gefahr. Schwach leuchtete zu dem grausen Gemetzel der blutrothe Wiederschein der untergegangenen Sonne, dann schwächer der Schimmer des Halbmondes. Gegen Mitternacht, als beyde erloschen, endete die Dunkelheit den wüthenden Kampf, zum Glücke für die Franzosen, die bey längerer Fortsetzung der Schlacht eine vollständigere Niederlage, als nie zuvor, würden erlitten haben. Bothen mit der Nachricht vom Glücke der Eidsgenossen gingen sogleich nach Frankreich, nach der Eidsgenossenschaft, nach allen Gegenden hin ab.

Im ersten Augenblicke mußte Jeder da stehen bleiben, wo ihn die Dunkelheit überrascht hatte. Freunde und Feinde waren ohne Ordnung durch einander gemischt. Mancher, der sich in der Nähe eines Gefährten glaubte, knüpfte ein freundschaftliches Gespräch an, und empfing statt der Antwort den Todesstoß. Schimpfworte, Flüche, Trompeten, Trommeln, Schüsse, mannigfaltiges Geschrey erfüllten die Luft. Die Eidsgenossen litten sehr. Ihr Heer war so gut, als aufgelöst. Aus Mangel an Kriegszucht entstand Wirrwarr und Zerstreuung. In der ersten Verrwirrung tödteten sie einander. Sie litten Hunger und Durst. Der Frost quälte die Durchnäßten. Mehrere verirrten. Einige verließen ihre Brüder und flohen. Viele brachten Verwundete nach Mailand zurück. Einige gingen dorthin, Speise und Trank zu suchen. Auch

der Herzog mit seiner Reiterey verließ das Schlachtfeld. Die Eidsgenössischen Führer waren unschlüssig, was für den folgenden Tag zu thun sey, und die kostbare Zeit wurde mit unnützen Zänkereyen verschwendet. Dagegen herrschte im Französischen Heere die äußerste Thätigkeit. Die Flüchtlinge wurden gesammelt, das Heer enger zusammen gezogen, das Geschütz vortheilhafter aufgestellt, und alle Anordnungen zur möglichst glücklichen Erneuerung der Schlacht getroffen.

Der vierzehnte September des Jahres 1515 brach an. Blutroth trat die Sonne hinter den Wolken hervor. Die Harsthörner der Eidsgenossen erklangen. Man hörte das Klirren ihrer Speere. Fest geschlossen, schnell, in gerader Richtung, mit wildem Geschrey stürmte der größte ihrer drey Haufen, Uri und Zürich an der Spitze, eine furchtbare, von den Büchsen unterstützte Masse, das Französische Mitteltreffen. Ungeachtet des schrecklichen, höchst wirksamen Geschützfeuers drangen die Eidsgenossen mit solcher Heftigkeit vor, als hätten Ermüdung, Kälte, Hunger, Durst und der Verlust von Tausenden ihre Kräfte nicht geschwächt, sondern erhöhet. Die Feinde wichen. Schon waren die Flügel und der Nachtrab des Französischen Heeres in Unordnung gebracht. Nur das Mitteltreffen hielt noch Stand. Es war Mittag. Die Schlacht schien gewonnen. Da verkündeten im Rücken des Eidsgenössischen Heeres Staubwolken und Geschrey die Ankunft neuer Krieger. Es war nicht etwa die Päpstlich-Spanische Armee; diese blieb in der Nähe unthätig stehen. Es waren sechzehn tausend Venetianer unter Graf Bartholomäus Alviano. Ihr erster Angriff mißlang. Aber durch diese ansehnliche Verstärkung war der Muth der Feinde neu belebt, die Zuversicht der Eidsgenossen gebrochen. Verwirrung kam in ihre Bewegungen, Flucht in ihre Reihen, das Glück des Tages hatte sich gewendet. Zum ersten Mahle seit Entstehung der alten ewigen Bünde waren die Eidsgenossen im freyen Felde geschlagen.

In diesen furchtbaren Augenblicken, als die einen Führer den Rückzug befahlen, die anderen zu neuen Angriffen anfeuerten, und, gleich ihren Vätern zu St. Jakob unter Bergen von feindlichen Leichen sich zu begraben entschlossen waren, schrieben die Krieger sich selbst vor, was hier zu thun sey. Sie nahmen das Geschütz in ihre Mitte, die Verwundeten auf ihre Schultern, und traten dann, langsamen Schrittes, in fester, stolzer Haltung, mit eroberten Fahnen, Büchsen und Pferden den Rückzug an. Rings umgeben, mußten sie oft Halt machen, um über Gräben zu setzen. Viele der Ihrigen mußten sie im Kampfe verwundet zurück lassen. In dieser Noth vergaßen die, denen die Ehrenzeichen anvertraut waren, Leben und Heimath, und dachten nur auf Rettung dieser Heiligthümer. Moritz Gerber von Appenzell riß die Fahne von der Stange, verbarg sie im Busen, und starb. Hans Bär, durch eine Kugel der Beine beraubt, strengte die letzten Kräfte an, um das Basler Banner den Seinen zu überreichen. Als der Jähndrich von Unterwalden, durchbohrt, gesunken war, entriß der Caplan Erhard Lindenfels, sonst Lehrer, jetzt Krieger, die Fahne den feindlichen Händen. Dennoch gewann der Feind einige Ehrenzeichen. Auch der Stier von Uri, dessen Ton Todesschrecken in Carls des Kühnen Herz gegossen, schwer versilbert, aus ungewissem, grauem Alterthume herkommend, ging verloren. — Mit vielfachen Wunden bedeckt, von Hunger, Ermattung, Staub und Blut entstellt, die Fahnen blutig und zerrissen, zog die Hauptmacht der Eidsgenossen in Mailand ein, ohne verfolgt zu werden; denn Franz ehrte die Tapferkeit solcher Männer, seine Krieger bebten noch vor den weichenden Helden.

Aber nicht alle Eidsgenossen waren so glücklich, Mailand zu erreichen. Es blieben viele Verwundete und Sterbende oder kleinere, von dem Gewaltshaufen getrennte Scharen zurück, und unter diesen wüthete vielfacher Tod. Vier hundert Zürcher warfen sich in ein Landhaus, verschmähten die Gnade,

und fielen durch einstürzende Balken und Mauern, durch das Schwert und Feuer der Feinde. In einem Wäldchen wurde eine kleinere Schar niedergemetzelt, Einzelne von Reisigen erstochen, oder von den Landleuten gemordet, die Glücklichsten bis aufs Hemd ausgezogen. Die Feinde suchten ihre Rache auf verschiedene Weise zu kühlen. Den Ammann Püntiner von Brunberg schnitten sie auf, schmierten mit seinem Fette ihre Spieße und Stiefeln, ließen die Pferde aus seinem Bauche Hafer fressen, und mengten eine zerhackte Fahne unter ihre eigene Speise. Zwölf tausend Todte, die größere Hälfte Eidsgenossen, bedeckten das Schlachtfeld. Beyde Heere betrauerten viele ihrer ersten Führer. Der siegreiche, hoch erfreute König, der nun erst einsah, welch ein Schicksal ihm seine Kriegslust bereitet hätte, wenn seine Feinde unbestechlich und einig gewesen wären, ließ sich durch den berühmten Bayard zum Ritter schlagen, ertheilte dann selbst Ritterwürden, befahl, für die Seelenruhe der Erschlagenen Messen zu lesen, feyerliche Umgänge zu halten, und ordnete die Erbauung einer Capelle zum Andenken der Schlacht von Marignano, von welcher der im Felde grau gewordene Trivulzio erklärte, „achtzehn Schlachten, denen er beygewohnt, seyen Kinderspiele „diese aber kein Menschen-, sondern ein Riesenkampf gewesen.“

Heimkehr der Eidsgenossen. Den funfzehnten und sechzehnten September 1515.

Ganz Mailand wetteiferte in Pflege und Bewirthung seiner tapferen Vertheidiger. Man drang auf allgemeine Bewaffnung und Befestigung der Stadt. Schinner eilte nach kaiserlicher Hülfe. Den Eidsgenossen wurde das Beste versprochen; aber weder Bitten noch Versprechungen konnten die Besiegten zurück halten; denn wie am Abend des dreyzehnten Tollkühnheit und Verachtung des Feindes, so hatte nun Mißmuth, Scham und Zaghaftigkeit sie ergriffen. Das Schloß

besetzten sie mit funfzehn hundert Mann. Von der Hauptmacht zog ein Theil schon Freytag Abends ab; die Uebrigen sammelten sich Tages darauf vor dem Schlosse, forderten mit Ungestüm Sold, und folgten dann unwillig, unter Verwünschungen des Cardinals und Rachegeschrey über die nach dem Galeraner-Frieden Abgezogenen, ihren gestern voran gegangenen Brüdern, und mit Ausnahme der Schlösser zu Mailand und Cremona wurde das ganze Herzogthum eine Beute der Franzosen.

Verwirrung in der Eidsgenossenschaft. Mitte Septembers bis Anfang Octobers 1515.

In der Eidsgenossenschaft erregte die Kunde von dem erlittenen, großen Verluste Trauer und Zorn. Laut predigte das Schlachtfeld von Marignano, das die angesehensten Führer, die Kraft und Blüthe der Jugend verschlungen, die ernste, warnende Geschichte Eidsgenössischer Verirrungen. Was hätte erreicht werden können, wenn unter den Brüdern die Einigkeit geherrscht, und die Führer mehr des Vaterlandes Vortheil und Ehre, als die Lockungen ihres Eigennutzes wahrgenommen hätten! — Im ersten Gefühle des Unglückes und der Pflicht beschloß die Tagsatzung zu Luzern, die verlorene Ehre wieder zu gewinnen. Ein zahlreiches Heer wurde ausgehoben, mit dem Papste, dem Kaiser unterhandelt; aber der losbrechende Streit hinderte Alles. Die, welche bey Marignano gekämpft hatten, beschuldigten die früher heim Gezogenen, sie schändlich verlassen zu haben. Diese warfen den andern Treulosigkeit an dem den Franzosen gegebenen Worte vor. Unter solchem unwürdigem Gezänke verfloß der Augenblick, in welchem die Wiederherstellung des alten Ruhmes der Tapferkeit und Treue noch möglich gewesen wäre. Das Elend der Verwundeten und Gefangenen, die Schatten der erschlagenen Helden, deren mißhandelte Leichname noch unbegraben, den

Vögeln und wilden Thieren zur Beute, den Lombarden zum Hohne auf der Wahlstatt lagen, erregten kein Gefühl des Mitleids; denn Französisches Gold hatte die Herzen verhärtet. Nur die drey Waldstätte brachen mit ihren Bannern nach Bellenz auf, und mahnten die Bundesgenossen; aber diese, die vorher oft in unbedeutender, ja in ungerechter Sache dem Rufe gehorcht, schlugen es nun aus, den Tod von Tausenden zu rächen, den hart belagerten Zusatz von Mailand und einen verbündeten Fürsten zu retten, und sie schlugen es nicht etwa aus, um sich zum Heile des Vaterlandes aller fremden Streitigkeiten auf immer zu entladen, sondern um in Französischem Dienste reichere Blutgelder zu empfangen, als der verarmte Mailändische Fürst nun noch zu geben vermochte. Ludwig von Dießbach übergab treulos die feste Stadt Domo den Franzosen. Mit ihr ging das wichtige Eschen-Thal auf ewig für die Eidsgenossenschaft verloren. Die Stimme des Gewissens suchte der Verräther durch den Klang des empfangenen Goldes zu übertäuben. Die Feinde näherten sich Bellenz. Viele Besitzungen der Eidsgenossen waren in großer Gefahr. Dennoch that die Tagsatzung nichts, als daß sie ohne Erfolg die alten Verbothe gegen Jahrgelder und Pensionen erneuerte, und eben so erfolglos anordnete, was durch Stimmenmehr auf der Tagsatzung entschieden sey, als allgemein gültigen Entschluß annehmen zu wollen. Ueber alles dieses herrschte unter dem Volke schwere, nur allzu wohl begründete Unzufriedenheit, die sich täglich vermehrte; denn während die Kranken und Verwundeten, die Witwen und Waisen und Tausende, die bey dem großen Unglücke schmerzhaften Verlust erlitten, in Jammer und Trauer versanken, und über die Verräther Wehe schrieen, die solches Elend über die Eidsgenossenschaft gebracht, prangten diese ungestraft mit dem übel erworbenen Gelde. Ludwig von Erlach, ein Sprößling jener Helden, welche die Eidsgenossenschaft gerettet, und als Feldherren und als Bürger in gleicher Größe geglänzt hatten, vor Kurzem noch unbe-

mittelt, aber ein Reisläufer ohne Treue und Glauben, Theilnehmer an allen ehrlosen Geschäften, die einigen Gewinn versprachen, kaufte die Herrschaft Spiez und das Bubenbergische Haus in Bern. Albrecht von Stein, von gleich edeln Ahnen entsprossen, von gleich schlechter Denkensart, wie Erlach, und eben so dürftig, wie dieser, prahlte plötzlich mit zehn tausend Kronen, und seine Gemahlinn schritt, gleich einer Fürstinn, in silbernen und goldenen Stoffen und edeln Gesteinen einher. Die Erbitterung stieg so sehr, daß auf den Kanzeln gepredigt wurde, „die Eidsgenossen haben den alten „Herzog von Mailand verrathen, den jetzigen verkauft.“ Viele behaupteten, man müsse Bern, die Urheberinn alles dieses Elendes, mit Krieg überziehen. Inniger, als je verband sich die bedrohte, mächtige Stadt mit Freyburg und Solothurn. Es kostete viele Mühe, einen wüthenden Bürgerkrieg zu verhüthen, der der Eidsgenossenschaft unfehlbaren Untergang gebracht hätte.

Mailand an Frankreich abgetreten. Den achten October 1515.

Mittlerweile hatten die Franzosen durch einen Vertrag mit dem Herzoge die Eroberung von Mailand vollendet. Sforza übergab die Schlösser zu Mailand und Cremona und alle seine Ansprüche auf das Herzogthum. Dafür empfing er eine jährliche Pension von sechs und dreyßig tausend Thalern, und reis'te nach Frankreich, wo er sich bey seiner natürlichen Trägheit, losgebunden von dem Joche der Regierungsgeschäfte, befreyt von der Eidsgenössischen Vormundschaft, über die er oft bitterlich geklagt, ganz behaglich befand. Die Eidsgenössische Besatzung im Schlosse zu Mailand zog mit Waffen und Habe ab; aber eine große Zahl Verwundeter und Kranker blieb im elendesten Zustande zurück. Auch der Papst mußte sich nun mit Frankreich versöhnen, und das Spanische Heer eilte, das sichere Neapel zu erreichen. Franz zog nach der

Eroberung des Schlosses triumphirend in Mailand ein, entließ hierauf den größten Theil seines Heeres, und kehrte selbst nach Frankreich zurück, da der Krieg gänzlich zu seinem Vortheile beendigt schien. Seine Freude über die errungenen Siege legte er dadurch an den Tag, daß er zu Fuße mit großem Geleite in der National-Tracht der überwundenen Eidsgenossen von Lion aus eine Wahlfahrt zu dem heiligen Schweißtuche in Cambray unternahm, um daselbst Opfer und Dankgebethe darzubringen.

Eidsgenössische Unterhandlungen mit Frankreich.

October 1515 bis März 1516.

Unter diesen Umständen schien auch den Eidsgenossen nichts Anderes mehr, als Aussöhnung mit Frankreich übrig zu bleiben. Zu Genf sammelte sich Ende Octobers unter Savoyscher Vermittelung ein Französisch-Eidsgenössischer Friedens-Congreß. Am zwölften November 1515 traten zehn Cantone der Uebereinkunft zu Galera bey. Die Ratification des Friedens sollte Ende Novembers auf einem Tage zu Zürich geschehen; allein mittlerweile hatte der Kaiser, der sich mit England gegen Frankreich verbunden, auch in der Eidsgenossenschaft neuen Einfluß errungen. Bey Eröffnung des Tages wurde vor allen Dingen beschlossen, alle die, welche in den verlaufenen Kriegen Gott gelästert, Kirchen beraubt, auf den Altären gespielt, Priester und Wehrlose mißhandelt, grobe Ausschweifungen begangen, und der Bestechlichkeit und Untreue sich schuldig gemacht, ernsthaft zu bestrafen. Hierauf wurden Pensionen und Jahrgelder aufs neue scharf verbothen. Den Cantonen, welche diesen Beschlüssen beyzutreten zögerten, erklärte man, daß sie zwar ihren freyen Willen, aber bis zum Beytritte weder Sitz noch Stimme auf Tagen haben. Rücksichtlich der Friedensunterhandlung mit Frankreich machten die Vorstellungen der Kaiserlichen und Englischen Gesandtschaften um so viel tieferen Eindruck, als angedeutet wurde,

der Kaiser könnte sich, wenn die Schweiz ihn beleidigte, leicht versucht fühlen, die Kornzufuhr zu verhindern. Zugleich begehrte der Kaiser Hülfe für einen bevor stehenden Zug ins Mailändische. Hierauf wurde der Vertrag von Genf von sechs Cantonen, Unterwalden nid dem Wald, Bündten und St. Gallen verworfen; von den fünf übrigen Cantonen und Unterwalden ob dem Wald angenommen. Es war eben so unmöglich, einen gemeinsamen Entschluß zu erzielen, als die zuerst angeführten Beschlüsse zu behaupten. Ja, obschon durch die Umtriebe der kaiserlichen Gesandtschaft und des Cardinals von Sitten der eingewurzelte Franzosen-Haß des gemeinen Volkes, der wüthende Schmerz über das erlittene Unglück und die bekannt gewordene Verrätherey vieler Häupter bedenkliche Bewegungen und Tumulte besonders unter den lebhaften Bewohnern des Zürich-Sees erregte, so entschloß sich doch nur Zürich allein, nach Ablauf des Heiligen Bundes sich aller fremden Händel für immer zu entschlagen, nnd die Franzosen-Freunde rückten stets ihrem Ziele näher. Als der König vollends versprach, den Ständen, welche den Frieden unterzeichnen würden, sogleich ihren Antheil an den ausbedingten Geldern zu bezahlen, und ihre Gefangenen ledig zu lassen, so traten den vierzehnten Januar 1516 acht Stände in den Frieden mit Frankreich, und verhießen, auch den Beytritt der übrigen bewirken zu wollen, deren Gesandte die ihnen von den Franzosen angetragenen Geschenke ebenfalls nicht verschmäheten. Abgeordnete eilten unverweilt nach Genf, zwey Mahl hundert tausend Kronen zu empfangen. Umgeben von Rathsgliedern, Reisigen und Fußvolk, unter Jubel, Freudengeschrey und kriegerischem Spiele wurde das Geld in Bern eingeführt; aber der betäubende Lärm übertönte nicht die Klagen redlicher Männer, denen die traurige Lage des Vaterlandes Thränen und Verwünschungen auspreßte, und nicht alle Herzen wurden durch Frankreichs Geldspenden für sein Interesse entflammt.

Der Kaiserzug. März 1516.

Unterdessen hatten die Stände, welche den Frieden mit Frankreich beharrlich verschmähten, zu Schwyz eine eigene Tagsatzung gebildet, und die Vereinigungsanträge ihrer Miteidsgenossen neuerdings verworfen, als der Krieg wieder losbrach. Der Kaiser, von England mit Geld unterstützt, drang mit einem Heere von dreyßig tausend Mann, bey dem sich unter Jakob Stapfer von Zürich funfzehn tausend Eidsgenossen befanden, welche die fünf den Franzosen ungünstigen Orte dem Kaiser wegen des noch bestehenden Bundes zu werben erlaubt hatten, in Italien ein, und würde bey der Kraftlosigkeit der dort stehenden Französischen Macht, die sich schon, über das Gebirge zurück zu gehen rüstete, Mailand in wenigen Tagen wieder erobert haben, wenn er nicht mit unnützen Belagerungen unwichtiger Plätze die schönste Zeit versäumt hätte, bis sein Geld verzehrt, dagegen die Franzosen durch dreyzehn tausend Mann verstärkt worden waren, die ihnen der feile Reisläufer Albrecht von Stein gegen den Willen aller Obrigkeiten zugeführt hatte. Jetzt fürchtete der Kaiser von seinen Eidsgenossen Verrath. Eine List Trivulzio's bestärkte ihn in diesem Gedanken, und Maximilian hatte nichts Eiligeres zu thun, als Italien auf das schnellste wieder zu räumen. Sein freywilliger Abzug allein war es, der die Schändlichkeit verhüthete, daß Eidsgenossen gegen Eidsgenossen in fremdem Solde mit Erbitterung gekämpft haben würden. In der Eidsgenossenschaft erhob sich während und nach dem Zuge abermahls Zank, Verwirrung, Gefahr des Bürgerkrieges, hauptsächlich angefacht durch den Neid der kaiserlichen Söldner, welche arm und bloß das Vaterland wieder betraten, während Franz seine Anhänger mit reichen Geschenken entließ, und z. B. allein ihrem Führer die Herrschaft Montreal und eine Pension von zwölf hundert Franken verlieh.

Der ewige Friede. Den neun und zwanzigsten November 1516.

Zum Glücke söhnte sich der Kaiser mit Frankreich aus, und nun ließen sich auch alle Eidsgenossen bewegen, den neun und zwanzigsten November 1516 den sogenannten ewigen Frieden mit Frankreich abzuschließen. Vergebens hatte sich Franz I. um ein Bündniß beworben. Die fünf Orte mahnten die übrigen Stände davon ab, und traten nicht eher in den Frieden, als bis der Bund wieder aufgehoben war, den die anderen zu Genf eingegangen hatten. Freudig nahm Franz einen Vertrag an, der ihm weiter nichts, als Sicherheit im Besitze des Mailändischen von Seite der Eidsgenossen gewährte. Obschon zu Marignano Sieger, ließ er sich dennoch von den Besiegten starke Bedingungen vorschreiben; denn er sah die Unbesonnenheit seines Vorfahren, der die Eidsgenossen gewaltsam von sich gestoßen, in ihrer ganzen Größe ein, und gedachte, durch die Freundschaft des tapferen Volkes wieder zu gewinnen, was durch seine sechsjährige Feindschaft verloren gegangen war. Die Urkunde des ewigen Friedens, welche bis auf die neuesten Zeiten die Grundlage aller Verträge zwischen Frankreich, der Schweiz und ihren Bundesgenossen geblieben ist, stellte also Einigkeit und Freundschaft zwischen den betheiligten Mächten wieder her. Franz I. verhieß, an die Unkosten der Dijoner- und Italiäner-Züge neben den schon geflossenen Geldern noch fünf Mahl hundert tausend Kronen zu bezahlen; ferner jedem Stande eine Pension von zwey tausend Franken, den Bundesgenossen zusammen jährlich eben so viel zu entrichten. Die Eidsgenossen sollten sich in Jahresfrist erklären, ob es ihnen lieber sey, Bellinzona, Lugano, Locarno, Mendrys, Meyn-Thal, Veltlin und Cläven zu behalten, oder statt dieser Länder drey Mahl hundert tausend Kronen zu empfangen. Die Handelsfreyheiten der Eidsgenossen im Mailändischen und Französischen wurden hergestellt.

Streitigkeiten zwischen den abschließenden Parteyen sollten durch Schiedsgerichte, deren Zusammensetzung und Verfahrungsart in den Tractaten genau bestimmt wurde, entschieden werden. Aeltere Bündnisse sind vorbehalten. Ueber dieß schenkte der König jedem Orte jährlich hundert Franken zur Unterhaltung eines Studierenden auf der Universität Paris. Die aus zwey heftigen Franzosen-Feinden bestehende Gesandtschaft, welche zur Besiegelung des Friedens nach Paris abging, wurde dort hoch gehalten, und fürstlich beschenkt; aber bald nach ihrer Heimkehr starben beyde, der eine zu Bern, der andere auf einer Reise nach Jerusalem, beyde nicht ohne Verdacht in Frankreich empfangenen Giftes.

Schlußwort.

Der Friede mit Frankreich stellte in der Schweiz die Ruhe nur zum Theile her. Viele Machthaber wünschten nicht nur Eintracht mit dem Könige, sondern ein Bündniß mit dem angenehmen Gefolge von Pensionen und Jahrgeldern. Allein anstatt dessen schlugen Zürich und Schwyz sogar die Annahme der im Frieden verheißenen Subsidien aus, und verlangten neuerdings, aber vergebens, man solle diese Quellen des mannigfaltigsten Unglückes verstopfen. — Ferner glaubten die fünf Orte Zürich, Uri, Schwyz, Basel und Schaffhausen, die den Genfer-Frieden verworfen hatten, die übrigen Stände, welche denselben angenommen, durch ihn auf die Italiänischen Eroberungen an die Krone Frankreich Verzicht geleistet, und in Folge dessen ihre Besatzungen aus den Schlössern gezogen hatten, haben nunmehr auch keinen Antheil an diesen Besitzungen, die allein durch die Standhaftigkeit der fünf widerstrebenden Orte seyen erhalten worden, und als endlich die gemeinsame Verwaltung der streitigen Länder nicht länger verweigert werden konnte, ließen die fünf Stände in ihrem Zorn und Verdruß das Schloß zu Lugano schleifen, um, wie sie sagten, vielen Gefahren, unnützen Beschwerden und Kosten vorzubeugen.

Der ewige Friede machte der kriegerischen Laufbahn des Eidsgenössischen Volkes für immer ein Ende. Von da an treten sie nicht mehr selbstständig unter ihrem eigenen Nahmen, sondern als Miethlinge Frankreichs und untergeordneter Theil Französischer Heere auf, und ihre bezahlte Tapferkeit wird nicht mehr ihnen selbst, sondern denen zugerechnet, deren Geld der Hebel zu diesen Heldenthaten geworden ist. In den Mailändischen Kriegen hatten sich die Eidsgenossen allerdings furchtbarer gemacht, als je; aber die Achtung und das Zutrauen zu ihrer alten Redlichkeit und Treue war verschwunden; in den letzten Zeiten schwand auch der Glaube an ihre Unüberwindlichkeit. Der Volkscharacter war verwildert, die Eintracht in ihren innersten Grundfesten gestört, der Obrigkeit Ansehen gesunken, der Sinn für häusliche und bürgerliche Tugend und nützliche Thätigkeit abgestumpft, die Lust zum Müßigange, zur Ungebundenheit, zum Laster und zur Verschwendung hatte die Meisten ergriffen. Die Habsucht herrschte; feil war Jeder. Der Kern des Volkes lag auf der Schlachtbank, oder war hingerafft von Pest und Seuchen, und aus mannigfaltigen Gründen sank die Schweiz von da an immer mehr zum politischen Nichts herab.

Viertes Capitel.

Innere Verhältnisse der Eidsgenossenschaft.

1499 bis 1519.

Furno's Betrug. 1508 und 1511.

Wenn die Eidsgenossen in diesem Zeitraume der Versunkenheit nur allein Geld gegen das Blut ihrer Söhne eingetauscht, und die Freundschaft ihrer größeren Nachbarn nach

der Stärke und Richtigkeit der Bezahlungen gewogen hätten, so würde uns dieß schon schmerzhaft seyn, daß sie aber noch tiefer sanken, daß ihr unersättlicher Geiz den kleineren Nachbarstaaten die seltsamsten Tribute auferlegte, daß sie auch die ungerechtesten, gewaltthätigsten und schmutzigsten Wege Geld zuerlangen, nicht verschmähten, daß nicht etwa nur Einzelne, sondern die gesammte Eidsgenossenschaft als Staatskörper sich solcher Niederträchtigkeiten schuldig machte, müssen wir mit tiefer Beschämung eingestehen.

Nach Beendigung des unrühmlichen Feldzuges nach Chiasso wurden die Eidsgenossen für die Entbehrungen, das Ungemach und die Kosten, die er verursacht, auf folgende wenig ehrenvolle Weise entschädigt. Johann von Furno, ein armer Savoyscher Edelmann, trat am dritten März 1508 mit einer Freyburgischen Gesandtschaft vor den Berner-Rath, und entdeckte das Daseyn einer testamentlichen Urkunde, durch die der verstorbene Herzog Carl von Savoyen die Städte Bern und Freyburg mit dreyhundert funfzig tausend Reichsgulden bedenke. Freudig empfing man die mit Siegeln, Zeugen und Unterpfändern versehene echt scheinende Schrift. Dem Erb-Lasser wurden Seelmessen, dem Entdecker Belohnungen und Bürgerrechte, an den Savoyschen Hof eine Gesandtschaft geordnet. Der Herzog war nicht wenig befremdet, ein so bedeutendes Vermächtniß nebst den Zinsen bezahlen, oder die Unterpfänder heraus geben zu sollen. In Furno's Gegenwart bewiesen seine Gesandten die Falschheit der Urkunde. Französische, Päpstliche, Kaiserliche Gesandte verfochten die Sache des Herzoges. Aber die Städte beharrten auf ihrer Forderung. Die muthwillige Jugend rüstete. Einige erregten durch ihre Gierigkeit allgemeines Aergerniß. Um Frieden zu haben, mußte der Herog den Städten hundert und fünf und zwanzig tausend Gulden bezahlen, und auf alle seine an Freyburg noch bestehenden Rechte und die Wiedereinlösung der Herrschaft Montenach verzichten. Dagegen versprachen die Städte

Fortsetzung der alten Freundschaft und des Bündnisses, Furno schwur 1510, keine weiteren Vermächtnisse mehr zu kennen, und der Herzog glaubte nun gesichert zu seyn.

Allein wie sehr wurde er überrascht, als ihm derselbe meineidige Betrieger im Jahre 1511 mit tückischer List in eine zweyte, weit größere Verlegenheit stürzte. Ganz im Geheim zeigte nähmlich Furno dem ehrlosen Reislaufer Ludwig von Erlach eine Urkunde, welche acht anderen Eidsgenössischen Ständen, jedem hundert tausend Gulden vergabte. Erlach wurde angewiesen, am schicklichen Orte, wie verloren, etwas verlauten zu lassen, und bald sah sich Furno zu seiner Freude von Eidsgenössischen Gesandtschaften überstürmt. Er verstellte sich, bedauerte, redete von seinem Eide, von der drohenden Gefahr, und ließ sich nur durch große Versprechungen bewegen, sein Geheimniß, wie gezwungen, zu eröffnen. Vergebens zeigte der Herzog abermahls den klaren Betrug. Obschon Zürich früher Untersuchung verlangt, und vor Ehrverletzung gewarnt hatte, brachen dennoch in der Schweiz gefährliche Zerüttungen und die ärgerlichsten Auftritte los. Die Länder drohten, die Tagsatzungen mit Spießen und Hellebarden zu besuchen. Es machte keinen Eindruck, daß der Kaiser die Schweiz anzugreifen drohte, wenn man Savoyen nicht in Ruhe lasse. Selbst die Gefahr eines Bürgerkrieges wurde von Vielen verachtet. Einige Stände rüsteten gegen Savoyen, andere hoben Krieger aus, um muthwilliger Gewalt zu widerstehen. Die Parteyen geriethen in die größte Spannung. Zuletzt stillte sich der Streit, weil Bern und Freyburg ihre Schenkung in die gemeine Masse legten, und der Herzog noch ein hundert fünf und achtzig tausend Gulden nachzahlte, um durch diese Aufopferung die Waffengewalt der anmaßlichen Erben von sich abzuwenden. Einige Stande waren so billig, dem Herzoge, der in Noth gerieth, die Schuld um ein Drittheil zu vermindern; aber keiner war so gerecht, gar nichts zu nehmen; obschon von vielen Redlichen laut ge-

äußert wurde, weder die Eidsgenossen, Ludwig von Erlach, noch Albrecht von Stein, und Andere, die aus dieser Sache schändlichen Gewinn gezogen, haben in diesem Geschäfte eingedenk der genügsamen Tugend und unwandelbaren Redlichkeit ihrer trefflichen Vorfahren gehandelt, und seyen von dem Kaiser, von Frankreich und Venedig, die ähnliche Vergabungen mit der verdienten Verachtung behandelten, weit übertroffen worden.

Franz von Arsent, Schultheiß zu Freyburg.

Januar 1511.

In mehreren Gegenden der Eidsgenossenschaft veranlaßten die Umtriebe feindseliger Parteyhäupter heftige Gährungen. Am weitesten kam es im Wallis und zu Freyburg durch die Entzweyung des Cardinal-Bischofes Matthäus Schinner und des Georg auf der Fluh, genannt Supersax, die aus vertrauten Freunden bittere Feinde geworden waren. In Abwesenheit des nach dem Chiasser-Zuge durch die unzufriedenen Krieger vertriebenen Bischofes erhielt auf der Fluh, ein schöner, kühner, kriegerischer, mit Reichthum und Ehre begabter Volksmann, voll fürstlichen Sinnes, Freund der Franzosen, Pensionär und Ritter, die Oberhand. Aber bald mußte er vor Schinners Rache entweichen, wurde auf seiner Flucht zu Freyburg in Uechtlande fest genommen, gethürmt, und über seine Verbindungen mit Frankreich an der Folter befragt. Ein Gericht wurde niedergesetzt, von dem sich bald klar zeigte, daß es zu nichts Anderem dienen müsse, als unter Beybehaltung einiger gesetzlichen Formen Schinners Rache ein blutiges Opfer zu bringen. Diese Betrachtung, das Mitleid mit dem Unglücklichen und der Jammer seiner Gattinn, einer Mutter von vier und zwanzig Kindern, bewog den unbestechlichen, hoch geachteten Schultheißen Franz von Arsent, dem durch Parteywuth bedroheten Manne Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen. Nach von Fluh's Entweichung gerieth ganz Frey-

burg in wilde Bewegung. Am thätigsten zeigte sich an der Spitze des Pöbels Arsents Todfeind, der gewandte, tapfere Venner Peter Falk, Krieger und Staatsmann. Mit Mühe hielten einige Priester den blutdürstigen Pöbel ab, in die Kirche zu dringen, in der sich Arsent mit einigen Freunden befand, und es nicht wagen durfte, die vom grimmigen Volke umlagerte Kirche zu verlassen. Ohne Speise, vor der harten Kälte nur durch ein kleines, in der Kirche angezündetes Feuer geschützt, hielten sie den ganzen Tag aus. Endlich bewirkte die Bernersche Gesandtschaft, daß ihnen vergönnt wurde, in ihre Wohnungen zu gehen. Bald kam neue größere Gefahr. Auch die kirchliche Freystätte, in die sich die Gefährdeten Abermahls geflüchtet hatten, schützte nun nicht mehr. Peter Falk drang mit seinen Scharen in den Tempel ein. Arsent wurde heraus gerissen, in einen scheußlichen Thurm geworfen, seine Verwandten, Diener, Freunde unter Mißhandlungen zerstreut, und der Rath von Peter Falk eigenmächtig versammelt. Hierauf wurde Arsents Vermögen eingezogen, seine Kinder aus dem väterlichen Hause gestoßen, er selbst gefoltert. Sofort gingen Fürbitten ein, strömten Gesandtschaften zusammen. Persönlich erschien von Bern der hoch verehrte Schultheiß Wilhelm von Dießbach, Arsents Schwiegervater, erinnerte an seine Freundschaft für Freyburg, an viele geleistete Dienste. Auch er bath vergebens, nur Blut konnte Falks Rache kühlen. Daß Arsent durch eigenmächtige Loslassung eines, wenn auch schon unschuldig Gefangenen seine Pflicht als Bürger und mehr noch als Schultheiß übertreten, lieh ihm den rechtskräftigen Vorwand. Edelmuth gegen den edelmüthigen Feind kannte er nicht. Daß sein eigenes Verfahren Rechtlichkeit und Gesetze weit schwerer verletzt habe, wollte er nicht bedenken. Mit ritterlicher Standhaftigkeit ertrug Arsent sein schweres Mißgeschick, seine Reinheit von Bestechung, seine Todesfreudigkeit stets betheuernd. Als er aber zum Tode vorbereitet wurde, weinte er, alle Anwesenden

mit ihm. Zum zweyten Mahle brach sein Muth, als er das Rathhaus betrat, wo er so oft als des Staates weises, hoch gefeyertes Haupt großer Ehre genossen. Er erniedrigte sich zu vergeblichen Bitten. Das Todesurtheil hörte er mit Fassung. Der Herzog von Savoyen, die ehrwürdige Geistlichkeit von Freyburg, viele Frauen, die bekümmerten Verwandten flehten ohne Erfolg um Milderung. Selbst als die Schuljugend um Arsents Leben bath, vermochten die rührenden Bitten der zarten Kindlein nichts über die verhärteten Herzen der grausamen Väter. Mit Entschlossenheit ging Arsent zum Tode. Nach seiner Hinrichtung wurde von Fluh's Prozeß nicht fortgesetzt.

Die Unruhen während der Mailändischen Feldzüge. 1513 — 1516.

Während die feile Eidsgenössische Tapferkeit andere Länder erschütterte, zerrissen, als nachtheilige Folgen des unseligen Pensionen-Systemes, die heftigsten Unruhen und gefährlichsten Streitigkeiten das Innere unsers eigenen Vaterlandes, und eröffnen uns einen tiefen Blick in den Schauplatz geheimen Jammers, welchen man durch glänzende Hüllen vergeblich zu verstecken suchte.

Unruhen nach dem Novareser-Zuge 1513. Der Sieg bey Novara war glücklich erstritten; aber noch ehe das siegreiche Heer heim kehrte, brachen in der mit Ruhm geschmückten Eidsgenossenschaft verderbliche Bewegungen aus. Wenn wir uns diese Unruhen nach einem so herrlichen Siege nicht sogleich erklären können, so werden sie uns bey näherer Betrachtung der obwaltenden Umstände desto begreiflicher werden. Sie entstanden nähmlich nicht durch die Wildheit einer raschen, unbändigen Jugend, nicht durch die Umtriebe von Männern, die, der Ordnung und den Gesetzen feind, einen Staat verwirren, um für sich Ehrenstellen und Güter zu erhaschen. Die Meisten, die so dachten und fühlten, lagen

ja im Felde, und bey den Bewegungen, die sich uns darstellen, handelt mit Einmuth ein bedeutender Theil des gesammten Volkes, aufgeregt durch die Klagen derer, die das Verderben fremder Bünde und Pensionen erkannten; gereizt durch das bittere Gefühl seines tiefen Elendes; höher erzürnt durch fremde Umtriebe und Einflüsterungen; nicht unbillige Dinge, nur Herstellung seiner alten Freyheit und Hemmung der unverkennbaren Quelle alles Verderbens unerläßlich begehrend. — Der Eidsgenössische Landmann, ehemahls in seinen Bergen und Thälern bey Arbeitsamkeit und Genügsamkeit eines stillen Glückes froh, war seit den Burgundischen Feldzügen diesem Glücke entrissen. Seine Söhne, durch den Glanz, den Gewinn und die Ausgelassenheit des kriegerischen Lebens angezogen, eilten scharenweise zu den Fahnen, und wenn sie je wieder nach Hause kehrten, so fand er an ihnen keine Gehülfen seiner Arbeit, keine Stützen seines vorrückenden Alters, sondern verdorbene, an Müßiggang, Schwelgerey, Ungehorsam und Ausschweifung gewöhnte Wüstlinge. Geld und Lebensmittel mußte er bey jedem neuen Zuge mitgeben; aber weder von dem Mitgegebenen, noch von dem im Zuge Gewonnenen kehrte irgend etwas in seine Hütte zurück; denn auch der reichste Erwerb war von den Meisten, ehe sie die Heimath erreichten, längst wieder verschleudert, und der Landmann, den noch über dieß die Unterhaltung zahlreicher Witwen und Waisen der in den Kriegen Gefallenen drückte, versank immer tiefer in Armuth und Noth. Und wenn er dann in die Städte kam, und ein Leben erblickte, dessen Pracht und Ueppigkeit mit jedem Tage stieg, so glaubte er, daß nur der Städter alle Vortheile aus dem Eidsgenössischen Menschenhandel ziehe; oder wenn ihm auch etwa selbst durch den Zufluß fremden Geldes Freuden und Genüsse zu Theil wurden, des Gedankens konnte er sich doch nimmer erwehren, daß diese wilde, flüchtige Lust mit dem Blute seiner Söhne, ach, nur allzu theuer, erkauft sey. Und wenn dann vollends der einfluß-

reiche, von Königen und Fürsten geschmeichelte und beschenkte, im Schooße eines schimmernden Glückes sich befindende Stadtbürger, mit allen diesen Vortheilen nicht zufrieden, auch noch dahin strebte, den Landmann unter sein Joch zu zwingen, wenn die ehemahls leicht zu erwerbenden Bürgerrechte erschwert; die Ehrenstellen ein Erbgut weniger Geschlechter, die Auflagen, die Gerichtsgebühren erhöhet, zum Ankaufe neuer Herrschaften außerordentliche Steuern g fordert, die Freyheit des Landmannes immer mehr eingeschränkt, und die Willkür täglich herrschender wurde; wen wird es noch befremden, wenn des Landmannes bitterer Unwille endlich in Thätlichkeiten überging?

Zürich erkannte zuerst die große Gefahr, warnte die Mitstände, und kam ihr im eigenen Lande zuvor, indem es Sonntags den vier und zwanzigsten Juli 1513 Pensionen und Reislaufen scharf verboth, und die Austheiler des Französischen Geldes strafte. Seinen Bemühungen gelang es auch, einen zahlreichen Eidsgenössischen Zuzug nach Frankreich zu verhindern, den der Französische Gesandte gegen den Willen der mit Mailand verbündeten, mit Frankreich in offenem Kriege stehenden Stände durch den allgewaltigen Zauber seines Goldes zu Wege gebracht hatte. Nur zwey tausend der eidbrüchigen Verräther unter Rudolf Hetzel von Lindenach, Bürger von Bern, Landvogt zu Erlach, kamen durch. Ihr Unternehmen erregte um so mehr Unwillen, da der Landmann die Hauptursache aller seiner Beschwerden in der verrätherischen Anhänglichkeit vieler Häupter an Frankreich zu suchen gewohnt war; aber die Ruhe wurde noch nicht gestört, weil jedermann begierig den Ausgang des Krieges in Italien erwartete. Als aber die Feiglinge, welche bey Novara die Reihen ihrer Brüder verlassen, nach der Eidsgenossenschaft kamen, und zur Beschönigung ihrer schändlichen Flucht die Nachricht verbreiteten, daß das ganze Heer untergegangen sey, als die allgemeine Stimme dieses Unglück der durch Französisches Geld bewirkten

Verrätherey der Führer zuschrieb, und unverhohlen von der Nothwendigkeit geredet wurde, die Zweydeutigkeit der Großen, welche bey fetten Pensionen sich um des Vaterlandes Wohl und Ehre wenig bekümmern, zu bestrafen, da war das Losungszeichen zu der Unruhe gegeben, die sich selbst dann nicht stillte, als die Kunde des Sieges eintraf; denn man erfuhr zugleich, um welchen blutigen Preis dieser Sieg errungen sey. Neues Geschrey über Verrath und Untreue. Zu Solothurn, zu Luzern bewegte sich das Volk. Den Kronenfressern sollte es gelten. Bernerische Gesandte eilten, diese drohenden Bewegungen zu beschwichtigen. Während sie an anderen Orten für die Erhaltung der Ruhe sich abmüheten, brach in ihrer eigenen Heimath das Feuer der Empörung zuerst in lichte Flammen aus.

Auf der zahlreich besuchten Kirchweihe zu Köniz überließen einige hundert Landleute den Städtern die Freuden des Weines und die Ehre des Vortanzes, und zogen bewaffnet nach der Stadt. Ein Regierungsglied, dessen Vorstellungen sie abhalten sollten, wagte es nicht, sich ihnen zu zeigen. Drey hundert drangen in Bern ein, rathschlagten auf einem freyen Platze und verlangten die Häupter der Französischen Partey. Als es sich zeigte, daß sie entwichen waren, plünderten die Landleute ihre Häuser, leerten Speisekammern und Keller, schmaus'ten auf den Straßen, und theilten mit den gemeinen Bürgern, die ihnen zwar unthätig, aber nicht mißvergnügt zusahen. Einige Zeit dauerte dieser Unfug. Da ergriff Jakob von Wattenwyl, Schultheiß, besorgt für Leben und Eigenthum aller Bürger, entrüstet über die Entweihung der von Kaisern und Königen hoch geehrten, von keinem Feinde je betretenen Herrscherstadt seine Rüstung, seine Waffen, der Stadt Banner, befahl, die Thore zu schließen, an die Sturmglocken zu schlagen, und eilte, von Albrecht vom Stein und einem Knechte begleitet, das Banner an der Kreuzgasse aufzupflanzen. Die Räthe, die Bürger liefen hinzu, die Aufrührer selbst

wollten unter das Banner stehen, das ihnen so oft zum Siege vorgeleuchtet. Sie wurden abgewiesen, aber auch die Raschheit derjenigen gezügelt, welche sie mit Gewalt aus der Stadt werfen wollten. Der Rath versammelte sich. Seine Verheißungen bewogen die Aufrührer zum Abzuge. Beruhigende Schreiben voll schöner Versprechungen wurden unverweilt an alle Gemeinden abgesendet, im Uebrigen die Stadt in Vertheidigungsstand gesetzt. Die Schreiben beruhigten nicht; die Vertheidigungsanstalten schreckten nicht. Zahlreich rückte das Landvolk zum zweyten Mahle gegen die Stadt an. Die Vorstellungen und Drohungen nüchterner Landleute und Gemeindsvorsteher, welche sich die furchtbaren Folgen des Gebrauches der Waffengewalt mit Schauder dachten, vermochten ihre Hitze in so weit zu mäßigen, daß Blutvergießen verhüthet wurde; aber erst als Gesandte der Tagsatzung bathen und droheten, als Ausschüsse von Stadt und Land im Rathe saßen, zwey Franzosen-Freunde enthauptet, viele von ihren Aemtern gestoßen, viele um Geld gestraft, die Bestrafung der übrigen, nahmentlich der Anführer des Zuges nach Frankreich, und selbst Ahndung an denen, die für sie bitten würden, beschlossen, die Bezahlung der Unkosten von der Stadt übernommen, Abschaffung der Pensionen erkannt, und verheißen war, daß die Entsetzten und Bestraften nur mit Bewilligung von Stadt und Land wieder zu Gnaden nnd Ehren kommen sollten, beruhigte sich das Volk. Einige Gegenden wurden hierauf wegen ihrer standhaften Treue mit Freyheiten beschenkt; aber ein Gegenstand, auf den die Landleute mit vollem Rechte das größte Gewicht legten, „Bestätigung ihrer alten „Freyheiten und Gerechtigkeiten laut Briefen und Siegeln,“ wurde bey diesem Anlaße nur ausweichend berührt, und blieb als ein fruchtbarer Same zu künftigen Unruhen.

Auch im Solothurnischen waren die Bewegungen ernster geworden. Venner Caspar Hetzel von Lindenach, ein brauchbarer, von den Eidsgenossen geehrter Mann, einer der klügsten

und redlichsten Berner, unglücklicher Vater jenes Rudolf Hetzels, der Truppen nach Frankreich geführt, befand sich als Bernerischer Gesandter zu Solothurn. Verdacht der Theilnahme an dem Verrathe seines Sohnes fiel auf ihn. Es wurde für ihn gleich gefährlich zu bleiben, oder nach Bern zu gehen. Flucht verschmähete er, im Bewußt seyn seiner Unschuld, und versuchte, nach Baden zu reiten, um sich vor der Tagsatzung zu rechtfertigen. In geringer Entfernung von Solothurn wurde er durch das wüthende Landvolk ergriffen, nach Olten geführt, und ungeachtet der Vorstellungen der Eidsgenossen, der Solothurner, der Berner, auf sein durch die grausamste Folter erzwungenes Geständniß hingerichtet. Dieß Mahl war er unschuldig. Noch besitzen wir die Urkunden, die das klar beweisen; aber das frühere Leben des Venners war, wie bey den Meisten seiner Zeitgenossen nicht ganz fleckenlos geblieben, und furchtbar rächte sich an ihm die Errinnerung an seine früheren Mißtritte.

Im Canton Luzern wollte die Obrigkeit durch übel angebrachte Strenge die in einigen Gemeinden gestörte Ruhe wieder herstellen, da gewann die Empörung erst rechten Fuß. Das vereinte Landvolk zog vor die Stadt, mahnte die Berner und Solothurner Bauern, und erhielt von ihnen einigen Zuzug. Die Bürger rüsteten sich zur Gegenwehr. Blutvergießen wurde nur durch die Ankunft Eidsgenössischer Gesandten verhindert. Die Stadt mußte auf die billigen Beschwerden ihres Landvolkes achten, demselben Theil an den gewonnenen Geldern verheißen, seine Freyheiten bestätigen, die Pensionen und den Menschenhandel abschaffen, und durch Ausschüsse von Stadt und Land die Verräther bestrafen. Eines der angesehensten Regierungsglieder endigte auf dem Blutgerüste, andere verloren Aemter und Güter.

Hierauf erneuerte sich der Aufruhr in dem kaum beruhigten Solothurnischen. Vier tausend Mann rückten vor die Stadt, und erzwangen einen ähnlichen Vergleich, wie Bern

und Luzern bereits hatten eingehen müssen. — Noch an einigen anderen Orten wurden verschiedene Reisläufer gebüßt, gefoltert, hingerichtet. — Dennoch waren die Gemüther nur scheinbar besänftigt, weil die Oberen, so bald die größte Gefahr vorbey war, die gemachten Gesetze wieder brachen; weil in der ersten Hitze nur wenige der Fehlbaren und nicht eben die angesehensten, gestraft wurden; weil zu Bern die Französische Partey die in das Stadtgut gelegten Strafgelder sich wieder zueignete, und auch die Pensionen nicht abgeschafft wurden, sondern nur für einige Zeit in anderer Gestalt erschienen, und für fromme Stiftungen verwendet werden mußten. Es entstanden neue Empörungen, „weil," sagt Anshelm, „gemeine Oberen fürnehmlich nüt Arbeitsameres hatten, dann, wie „sie am Gewalt blieben, und dessen zu ihrem Nutzen und „Ehre gebrauchten, also daß auch das Gut, so zur Erhebung „einer Stadt und Bürgerschaft gehörte, in ihrem Eigennutz „gezogen wurde, und gemein Ehr und Nutz, gemein Schad „und Schand geringer Aufmerksamkeit gewürdiget wurden." — Statt den aufs Neue drohenden Sturm durch Nachgiebigkeit, Ordnung, Billigkeit und Vaterlandsliebe, voraus aber durch Abschaffung des Reislaufens und der Pensionen, die ihn eigentlich verursacht hatten, zu beschwören, versuchten die Regierungen, gerade das als Hauptmittel anzuwenden, was die Ursache der wilden Schmerzen war, und ordneten einen Zug nach Dijon.

Unruhen nach dem Dijoner-Zuge. 1513 und 1514. Daß eine solche Maßregel nur für kurze Zeit helfen, daß während des Zuges das alte Spiel der Feilheit und des Verrathes abermahls beginnen, und also auch der Zorn des Volkes mit neuer Kraft erwachen werde, hätte sich leicht voraus sehen lassen, wenn das wahre Wohl des Vaterlandes mit Ernst bedacht worden wäre. Schon die schnelle Heimkunft des Heeres, von dem man glänzende Thaten zu erwarten berchtigt gewesen war, erregte großen Unwillen; doch beruhigte

man sich mit der angenehmen Hoffnung des Empfanges der reichen Summen, die in dem vortheilhaften Frieden verheißen waren. Als aber das Geld ausblieb, als bedenkliche Berichte eingingen, der König habe dem Frieden seine Zustimmung versagt, und in Frankreich seyen Eidsgenössische Kaufleute beraubt worden; als neuerdings klar ward, daß aus der ganzen Unternehmung nur einige verrätherische Führer Vortheil gezogen, und als die Tagherren, durch Geld und Schmeicheleyen der Franzosen gelähmt, keine kräftigen Entschlüsse faßten: da erneuerten sich im Canton Bern die mit Mühe gedämpften Unruhen. Laut erhoben sich die alten Klagen über Neuerungen, unterdrückte Freyheiten und fortdauernden Menschenhandel. Thätlichkeiten wurden verübt. Bern mußte abermahls Ausschüsse von Stadt und Land besammeln, Beschwerden abhelfen, Freyheiten ertheilen, und Franzosen-Freunde bestrafen. Nun murrten aber die Anhänger Frankreichs, warum man nicht auch die strafe, die Deutsches Geld empfangen, und die Summen abhohle, die Kaiser Maximilian vor dem Dijoner-Zuge versprochen hatte. Der Venner Wyler, angeklagt, durch Kaiserliches und Mailändisches Geld bestochen zu seyn, mußte sich vor dem Rathe rechtfertigen. Der Schultheiß von Wattenwyl und der Stadtschreiber Schaller waren genöthigt, ins Emmen-Thal zu gehen, um einem gemeinen Manne wegen der gleichen Beschuldigung vor dem Gerichte eines geringen Landstädtchens Rede zu stehen.

Neue Zerrüttungen und Gefahren brachte das Jahr 1514. Daß die wilde Jugend ohne Berücksichtigung strenger Verbothe nach allen Weltgegenden hinströmte, für Geld ihr Blut feil zu biethen, war das Geringste; daß hingegen die ungereimtesten Gerüchte leichten Glauben fanden, hatte schlimmere Folgen. An der Fastnacht zu Ballstall schwatzte Gerold Löwenstein, ein kriegserfahrener, nicht unangesehener Bürger von Basel und Solothurn, einigen Trinkgesellschaftern vor,

der König von Frankreich sey geneigt, den Dijoner-Frieden zu halten, aber er wolle nicht mehr mit den geldgierigen Regenten, sondern mit dem Volke selbst unterhandeln, und habe ihm, dem Löwenstein, aufgetragen, dieß vor das Volk zu bringen. Bereits sey die Sache vor dem Rathe zu Solothurn angezeigt, und nun bitte er, auch die Gemeinde von Ballstall zu versammeln. Den Zuhörern wollte es denn doch scheinen, Löwenstein habe, vom Weine begeistert, sich zu großer Dinge vermessen. Ganz verwerflich schien ihnen die Sache nicht; aber ehe sie handelten, wünschten sie, sich zu überzeugen, und ordneten zwey Männer mit Löwenstein nach Burgund zu gehen. Allein die Regierung, von dem Vorhaben in Kenntniß gesetzt, machte Anstalten, die Abgesandten zu fangen. Diese wurden gewarnt, trennten sich auf dem Heimwege, und einer brachte einen Brief nach Ballstall, den aber niemand lesen konnte, weil er Französisch war. Dennoch schien Löwensteins Aussage nun völlig erwiesen. Im März 1514 wurde diese Nachricht mit Zusätzen durch das ganze Land verbreitet. Das Volk sah man aufgereizt, berüchtigte Hauptleute machten sich auf, und lockten die Jugend, das Geld aus Burgund zu hohlen. Die Luzernerschen Landleute wurden zuerst rege; die Vorstellungen der Regierung und die Maßregeln der Tagsatzung stillten mühsam den Auflauf. Nun brach im Maymonathe das Solothurnische Buchsgau los, klagte über Unterdrückung, drohte vor die Stadt zu ziehen, und die Regierung zu züchtigen. Bern rüstete. Die Furcht vor seiner Macht und die Abhülfe einiger Beschwerden stellten auch hier die Ruhe wieder her. Aber im August rotteten sich sechs tausend Berner, Luzerner und Solothurner unter erfahrenen Hauptleuten zusammen, und traten den Marsch nach Dijon an. Mehr noch der Geldmangel, als die Befehle der Tagsatzung zwangen sie zur Rückkehr. Die Rädelsführer flohen, oder fielen in Gefangenschaft, das Volk beschwichtigte sich. Um ähnliche Auftritte zu verhüthen, beschloß die Tagsatzung

Bestrafung der Ungehorsamen, der Aufwiegler, der Bestochenen und Feigen, und eine Geldaustheilung an das Volk. Von allem diesem kam nur das Letzte durch Hülfe der Dijoner-Geißeln und eine große Ungerechtigkeit zu Stande. Die Geißeln befanden sich noch immer in strenger Verwahrung zu Zürich. Auf eine räthselhafte Weise war der vornehmste entsprungen. Einer der übrigen eröffnete nun, er allein sey ein Mann von Bedeutung, Adel und Vermögen, die übrigen seyen arme, geringe Bürger, die man den Eidsgenossen fälschlich unter angesehenen Nahmen übergeben; sie alle bitten, ihrem harten Geschicke durch Bestimmung des Lösegeldes oder Hinrichtung ein Ende zu machen. Lange zögerte man. Als endlich alle Hoffnung entflohen war, wurden die Geißeln für dreyzehn tausend Kronen ledig gelassen. — Zwey tausend Kronen erpreßte man von Villeneuve, Präsident von Burgund. Er, der als Gesandter in die Eidsgenossenschaft kommen sollte, wurde zu Genf durch Kaufleute von Bern und Freyburg aufgehoben, nach Bern geführt, gethürmt, über die Einverständnisse Frankreichs mit Eidsgenössischen Hauptleuten an der Folter befragt, und endlich für die erwähnte Summe befreyt.

Unruhen nach der Schlacht von Marignano. 1515. Die Aufmerksamkeit des Eidsgenössischen Volkes wurde im Anfange des Jahres 1515 durch den Wiederausbruch des Krieges in Italien in Anspruch genommen. Die müßige Jugend, die unruhigen Köpfe, die Freunde eines wilden Treibens fanden in jenem unglücklichen Lande hinlängliche Beschäftigung, und die Eidsgenossenschaft erfreute sich der Ruhe. Aber der schreckliche Tag von Marignano, die Uneinigkeit und Unthätigkeit der Tagsatzung, die bekannt gewordene Verrätherey vieler Anführer, die Unverschämtheit, mit der sie das übel erworbene Blutgeld zur Schau stellten, und die Umtriebe und Ränke der Kaiserlichen Gesandtschaft und des Cardinals von Sitten brachten bald neue Empörungen zur Zeitigung. Am Zü-

rich-See brach der Sturm zuerst los. Die regsamen, Freyheit liebenden Bewohner der Seeufer, durch den großen Verlust, den besonders Zürich in jener Unglücksschlacht erlitten, in tiefe Trauer versetzt, und aller Hoffnung sich zu rächen beraubt, hörten mit Abscheu Caspar Bächli von Wädenschwyl den schändlichsten Verrath der angesehensten Hauptleute erzählen, und seiner eigenen Theilnahme an dieser Niederträchtigkeit unklug sich rühmen. Sie legten den Mann gefangen. An der Folter gestand er, er habe sich im letzten Feldzuge mit Mehreren zur Begünstigung der Französischen Absichten verbunden. Als Rädelsführer nannte er Albrecht von Stein, Ludwig von Erlach, Ludwig von Dießbach, viele Zürcher, Berner, Schwyzer, Basler und Appenzeller. Durch voreilige Hinrichtung vereitelte das Landvolk die genaue Erforschung seiner Angaben, die bey den vielen früheren Beyspielen ähnlicher Niederträchtigkeit leider nur allzu leicht im Lichte begründeter Wahrheit erscheinen mußten. Heftig entbrannte Zorn und Unwille des Volkes. Die Sturmglocken ertönten. Am zehnten December 1515 eilten viele tausend Bewaffnete vor die Stadt. Alle Mittel, die Erzürnten zu besänftigen, schlugen fehl. Mit Festigkeit verlangten sie Bestrafung der verrätherischen Kronenfresser. Man mußte die Thore öffnen, die Beschuldigten festnehmen, in Gegenwart der Landesausschüsse und der herbey geeilten Eidsgenössischen Gesandten den Handel untersuchen, und Bezahlung aller Unkosten aus dem Stadtgute versprechen. Hierauf zogen die Landleute heim. Ihre zurück gebliebenen Ausschüsse hatten Mühe, Ernst zu bewirken; denn man arbeitete, die ganze Sache in Vergessenheit zu bringen. Endlich wurden einige der Beschuldigten ledig gesprochen, andere, die sich durch ihre eigenen Aussagen verfällt hatten, von ihren Aemtern gestoßen und gebüßt; doch kamen sie bald wieder zu Ehre und Ansehen. Ueber die Angeklagten aus anderen Cantonen fällte die Tagsatzung das beruhigende Gutachten, sie wolle halten, Bächli habe sich selbst und Anderen Unrecht

gethan. Dieß Gutachten beruhigte indessen niemanden, als die gefährdeten Verräther; denn allenthalben, vorzüglich aber im Canton Bern, erregten die Vorfälle zu Zürich starke Bewegungen. Dringend wurde genaue Untersuchung von Bächli's Geschäft verlangt. Ohne Erfolg. Listig, aber mit vieler Mühe, wußte man die Unzufriedenen mit leeren Versprechungen von ihrer Forderung abzubringen, deren Erfüllung wohl nur wenigen Eidsgenössischen Regierungsgliedern angenehme Früchte hätte bringen können, indem wenige Ursache hatten zu wünschen, daß die Wahrheit ans Licht gebracht, und alle Blößen enthüllt würden.

Daniel von Babenberg. 1515—1518.

In dieser Zeit, wo die Schuldigsten der gerechten Strafe entgingen, büßte unschuldig der angesehene, geistreiche, gebildete Solothurnische Schultheiß Daniel von Babenberg, einst Anführer im Bruderholze. Er, von den Fehlern seiner Zeitgenossen nicht ganz frey, gehörte dennoch zu den Besseren. Heimlicher Unterhandlungen mit Frankreich beschuldigt, und in Gefangenschaft erkannt, rettete er sich, um der ersten blinden Volkshitze zu entgehen, die sich oft an den Verdientesten vergreift, durch die Flucht. Von seinem Zufluchtsorte aus bath er die Tagsatzung um unparteyliche Untersuchung, die er nicht zu fürchten habe. Die Tagsatzung verfügte nichts. Auf keine Weise konnte der Mann rechtliche Entscheidung erhalten. Sein Leben endigte er in Frankreich, und hinterließ Gemahlinn und Kinder in hülfloser Dürftigkeit.

Cardinal Matthäus Schinner und Georg auf der Fluh, genannt Supersax. 1515.

Ein verdienteres Loos betraf die zwey unruhigen Volkshäupter im Wallis, Matthäus Schinner und Georg auf der Fluh. Der letztere, lange geächtet, und in Rom gefangen,

war kaum wieder heim gekehrt, als er gegen den Cardinal die Mazze aufrichtete. Schinner flehte die Tagsatzung um Beystand an. Sie lud beyde vor Gericht; aber ehe die Zögernden erschienen, half sich das Wallis selbst. Eine mächtige Partey, des ewigen Unfriedens müde, erhob im Jahre 1517 die Mazze, verkündete den Landfrieden, verbannte Schinner und auf der Fluh, und zog ihre Güter ein. Keiner der beyden Gegner sah je sein Vaterland wieder. Schinner starb im September 1522 zu Rom. Viele behaupteten, er habe Gift empfangen, damit die Papstwahl nicht auf ihn falle. Auf der Fluh endigte zu Vevay in der Waat.

Vergrößerungen der Eidsgenossenschaft. 1509 bis 1519. Appenzell in den Bund 1513.

Vor Allem aus suchten die Eidsgenossen, sich im Inneren ihres Landes auszubreiten, und die Cantone, vorzüglich Bern, waren emsig bestrebt, nach und nach alles Eigenthum an Land und Leuten von einzelnen Geschlechtern an den Staat zu bringen. Auch durch Vermehrung ihrer Bundesglieder suchten die Eidsgenossen grössere Stärke zu gewinnen. Appenzell, das schon seit 1411 das Eidsgenössische Landrecht besessen, und seit jener Zeit mit Eifer und Treue in Krieg und Frieden an den Bundesbrüdern gehangen, wurde im December 1513 als dreyzehnter Eidsgenössischer Ort anerkannt. Man verhieß ihm treue Bundeshülfe innert seinen Landmarchen und Antheil an den Pensionen und künftigen Eroberungen. Den sechzehnten Januar 1518 wurde die Stadt Mühlhausen im Elsaß, und im Jahre 1519 die Stadt Rothweil in Schwaben den meisten Eidsgenossen auf ewig verbündet. — Dagegen ward das wichtige Constanz abermahls verscherzt. Heimlich warb diese Stadt 1509 um Aufnahme in den Bund; allein die dem Kaiser anhängenden Schwäbischen Fürsten und Städte wußten dieß Vorhaben um so leichter zu verhindern, da die bekannte Furcht der Berg- und

Wald-Cantone vor dem Uebergewichte der Städte die Wünsche der Constanzer entschieden verwarf. — Im Jahr 1510 erneuerte die verschmähte Stadt, welche in einer Streitigkeit mit ihrem Bischofe von den Eidsgenossen gute Hülfe empfangen hatte, ihre Bewerbungen mit vieler Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges; allein die Umtriebe des Kaisers und die unkluge Behauptung der Constanzischen Ansprüche auf das Thurgau vereitelten auch dieß Mahl die Hoffnungen der Stadt. — Daß sich die Eidsgenossen in diesem Zeitraume auch nach Außen vergrößerten, ist bey der Beschreibung der Italiänischen Feldzüge bereits bemerkt worden. Veltlin, Cläven, Worms, Bellenz, Lugano, Locarno, Mendrys, Meyn-Thal waren bleibende Besitzungen; das Neuenburgische hingegen, welches Bern und Solothurn 1511 seinem Französischen Besitzer, dem Herzoge von Orleans, weggenommen hatten, wurde nur achtzehn Jahre lang von Eidsgenössischen Landvögten beherrscht. — Dasselbe geschah mit dem wichrigen Eschen-Thale, das durch Verrath wieder in Französische Hände gerieth, und mit der Grafschaft Thierstein, die Solothurn 1511 mit Bewilligung der Tagsatzung besetzt hatte, weil die Eigenthümer Thiersteins, ungeachtet ihres Burgrechtes mit Solothurn, in Französische Dienste getreten waren.

Verhältnisse unter den Cantonen. 1499—1519.

Wenn die ununterbrochene Kette von Empörungen und Unfrieden, die sich uns bis dahin darstellte, unsern vaterländischen Sinn beleidigte, so müssen uns die wenigen Züge Alt-Eidgenössischer Vertraulichkeit, welche wir in diesen traurigen Jahren mühsam entdecken, desto angenehmer auffallen. Erfreulich ist es zu sehen, wie im Jahre 1501 der bedeutende Zollstreit zu Kloten zwischen Zürich und den übrigen regierenden Ständen der Grafschaft Baden freundschaftlich beygelegt wurde. — Im gleichen Jahre finden wir einen billigen Ver-

gleich zwischen dem Abte von St. Gallen und den regierenden Ständen des Thurgaues wegen der in dieser Landschaft liegenden St. Gallischen Herrschaften. — Auch verschiedene Münzstreitigkeiten wurden friedlich beseitigt; aber der kluge Vorschlag, den Münzfuß der Stadt Bern als allgemein Eidsgenössische Regel anzunehmen, wurde vorzüglich auf Zürichs Betrieb verworfen, und dadurch ein Werk zerstört, dessen Einführung noch in unsern Tagen schmerzlich vermißt wird. — Besonders erfreulich ist die Beylegung des zwischen einer Berner- und Luzerner-Familie entstandenen, gefährlichen Zwistes wegen der durch Tod erledigten Waatländischen Herrschaft La Sarraz. Bereits war die Herrschaft mit Hülfe einiger Söldner von Luzern, Schwyz und Zug zu Handen des Luzernischen Geschlechtes Chastellar eingenommen, und das erzürnte Bern zur Unterstützung seiner benachtheiligten Bürger mit eilf hundert Mann ins Feld gerückt, als Luzern eine Gesandtschaft nach Bern ordnete, deren dringende Vorstellungen die Berner zu dem Entschlusse bewogen, es solle das Schloß La Sarraz von Luzern, Bern, Freyburg und Solothurn so lange gemeinschaftlich besetzt werden, bis der als Landesherr von La Sarraz zum Schiedsrichter erwählte Herzog von Savoyen einen Ausspruch gethan habe; und als der Herzog dieß für eine günstige Gelegenheit ansah, durch langen Verzug und mancherley scheinbare Schwierigkeiten Luzern und Bern in Zwietracht zu stürzen, und vielleicht in der ganzen verhaßten Eidsgenossenschaft, die den Herzog unter lästiger Vormundschaft hielt, das verderbliche Feuer des Bürgerkrieges zu entflammen, so beschlossen Luzern und Bern, fortan einträchtig zusammen zu halten, den Herzog zur schnellen Entscheidung zu nöthigen, und ihn, als den arglistigen Verlängerer der Zerwürfniß, zum Kostenersatze zu zwingen, worauf der Herzog erschrocken einen Vergleich schloß, der ihm sehr wenige, den Bernern und Luzernern dagegen desto größere Vortheile gewährte. — Auch der im Jahr 1506 wegen gegenseitiger Thät-

lichkeiten und Beleidigungen zwischen Wallis und Savoyen losbrechende Streit, der auch die Eidsgenossenschaft zu berühren drohte, weil Wallis seine Verbündeten, Luzern, Uri und Unterwalden, der Herzog die seinigen, Bern, Freyburg und Solothurn, mahnte, die Walliser sich sehr streitlustig zeigten, und die Sache immer drohender wurde, ward endlich durch Berns Klugheit und Ernst unter Vermittelung der unparteylichen Stände zu Baden beseitigt. — Vergebens begehrten dagegen im Jahre 1514 die Stände Freyburg, Solothurn, Schaffhausen und Appenzell, daß die älteren Cantone ihnen ebenfalls den Bundeseid schwören sollten, so wie sie selbst denselben zu leisten verpflichtet waren. Die Tagsatzung zu Luzern beschloß, man wolle den Buchstaben und Geist der Bünde treu an den vier Ständen erfüllen; sie aber sollen sich begnügen, daß die Bundesurkunde vorgelesen, und zwar von ihnen, nicht aber von den älteren Orten beschworen werde. — Im nähmlichen Jahre begehrten Bern, Freyburg und Solothurn eben so fruchtlos Theilnahme an der Regierung des Thurgaues und Rhein-Thales, obschon sie den übrigen Cantonen die Mitregierung der von ihnen eroberten Grafschaft Neuenburg eingeräumt hatten.

Fünftes Capitel.

Sitten- und Cultur-Geschichte der Eidsgenossen.

1490 — 1519.

Verfassung einzelner Cantone.

Da die Eidsgenossen durch beständige Kriege viele Bürger verloren, so wurde ein Jeder willig aufgenommen, der

zur Erfüllung der bürgerlichen Pflicht bereit und tauglich schien, und weder in schlechtem Rufe stand, noch leibeigen war. Um wenige Gulden wurde ohne viele Umschweife das Bürgerrecht in den angesehensten Städten erkauft; man durfte sich bloß beym Burgermeister oder Stadtschreiber zur Annahme melden. Als aber die Eidsgenossen nach den Burgundischen Kriegen gewinnsüchtiger wurden, und, wenn auch nicht die Ausgaben, doch die Einnahmen, als Mittel zu Genuß und Freude, ängstlicher berechneten, wurde die Annahmgebühr erhöhet, und die Erlangung der Bürgerrechte überhaupt erschwert. Man trachtete, sie gänzlich zu schließen, weil allzu viele neue Ankömmlinge die Vortheile älterer Bürger schmälern mußten. Es bedurfte jetzt schon Tapferkeit im Felde, Erfahrenheit in Wissenschaften, Künsten und Handwerken, geleistete Dienste, um Bürgerrechte zu erwerben. Ihre Ertheilung wurde dem kleinen, später dem großen Rathe überwiesen, auch konnten neu Angekommene nicht sogleich alle Rechte älterer Bürger genießen. Diese Erschwerung der Bürgerrechte, verbunden mit der Selbstherrlichkeit, welche sich die Städte nicht nur über die durch Krieg oder Kauf gewonnenen, zum Theil leibeigenen, sondern auch über die ehemahls in Burgrechten und Bündnissen stehenden, freyen Landestheile anmaßten, erregte in vielen Gegenden großes Mißvergnügen, und trug nicht wenig zu den vielen Aufläufen bey, welche in diesen Jahren die Ruhe des Vaterlandes störten. Doch sind auch Anzeigen vorhanden, daß sich viele Landgemeinden von den durch Kriegszüge und Unkosten beschwerlichen Bürgerrechten zu befreyen suchten. — Mit der Erschwerung der Bürgerannahmen verbanden sich auch Bestrebungen, die gesetzlichen Rechte der Bürgerschaft selbst zu verringern. Denn so wie die Städte strebten, die Freyheiten des Landvolkes zu schmälern, so waren die Machthaber mit größerem oder geringerem Erfolge bemüht, die Grenzen der ihnen anvertrauten Gewalt auszudehnen. Dieser Kampf mußte entstehen;

weil die Einfachheit früherer Zeiten durch keine geregelte Verfassung weder die Pflichten und Rechte des Volkes und der Regierung, so wie der Behörden unter einander abgewogen, noch dem Spiele selbstsüchtiger Leidenschaft einen wohlthätigen Damm gesetzt hatte. Uebrigens standen den Regenten und zum Theil auch den Städten bey diesem Kampfe die wandelbare Volksgunst, die an vielen Orten kurze Dauer der Aemter, die heftige Liebe zur Freyheit, und der kriegerische Geist als starke Hindernisse entgegen, welche sie zwangen, sich ihrem Ziele nur schrittweise zu nähern. Ehemahls waren zur Ernennung der Obrigkeiten, zur Entscheidung über Krieg und Frieden und wichtige Angelegenheiten und zur Aufstellung neuer Gesetze die Bürgerschaften in Zunft = oder Gemeindsversammlungen berufen worden. Dieser Gebrauch blieb nur noch in den Ländern. In den Städten wurden Zunahme der Bevölkerung, Verhinderung an den Geschäften des Berufes, bey Vielen Mangel an Einsicht zureichend scheinende Gründe, daß die Bürger in den großen Räthen Stellvertreter ernannten, welche den leitenden Behörden die man kleine Räthe nannte, beygegeben waren, und mit ihnen unter dem Nahmen Räthe und Bürger die oberste Staatsgewalt bildeten. Schien etwas dem kleinen Rathe zu folgenreich, so überwies er es dem großen, und dieser sandte in den ersten Zeiten oft Bothschafter zu den Bürgern, sogar zu den Landgemeinden, um in den wichtigsten Sachen auch ihre Meinung zu hören. In den allerschwierigsten Fällen wurden etwa auch Ausschüsse der Landgemeinden in die Stadt berufen. Ueber Angelegenheiten des Gemeinwohles durfte ein Jeder im täglichen Gespräche seine Ansicht frey äußern. Ungescheut erklärten die Gemeindevorsteher dem Rathe ihre Unzufriedenheit über neue Steuern und Verordnungen. Ohne Ahndung traten sogar Abgesandte von Aufrührern vor die Tagsatzung, und riefen ihren Beystand an. Die Obrigkeiten schämten sich nicht, begangene Fehler und Schwachheiten zu gestehen; denn Irrthum schien damahls

auch an Regenten noch menschlich. Ein Solothurnischer Schultheiß vertheidigte sich ohne Abbruch seiner Würde vor Gericht gegen einen Trommelschläger. Den Berner-Schultheißen Jakob von Wattenwyl und andere angesehene Staatsmänner haben wir vor den Räthen kleiner Landstädte gefunden. Zu Zürich traf man an schönen Abenden die ersten Glieder der Regierung vor ihren Wohnungen auf Bänken sitzend an. Sie grüßten die Vorübergehenden, hörten die Klagen der Bürger, ertheilten auch dem gemeinsten Manne mit zuvor kommender Freundlichkeit väterlichen Rath.

Die Bürger in den Städten und die ursprünglich freyen Landestheile waren herkömmlich an Rechten alle gleich. Der durch Krieg oder Kauf erworbene Landmann war da, wo nicht Leibeigenschaft ihn drückte, Unterthan milder Regierungen. Ueberhaupt lag in den ältesten Verfassungen ungemein viel der Freyheit Günstiges. Standesvorrechte galten eigentlich nirgends. Nur die Kirche hatte adeliche Domstifte; doch auch diese wurden hie und da Gemeingut Aller. Dennoch hatte sich der Adel mit dem Glanze seines Nahmens, seinem Reichthume, seiner Erfahrung, seiner Welt- und Staatskenntniß, seiner Waffenkunde und den Verdiensten, die er und seine Vorfahren sich bey der Gründung und Erhaltung der Freyheit vieler Städte erworben, mannigfaltige Vortheile und Vorzüge zu sichern gewußt. Auch wurden die Nachkommen verdienter Männer von dem Volke ohnehin gerne zu Vorstehern gewählt. Die Nahmen edler Helden, an welche große Erinnerungen sich knüpften, bereiteten auch fernen Enkeln Achtung, Auszeichnung und Ehre. In vielen Geschlechtern dagegen war man mit Erringung angemessenen Unterhaltes vergnügt. Ein Handwerk, der Landbau, der Hirtenstand erbten durch viele Geschlechtsfolgen vom Vater auf den Sohn. — Wenn sich der Adel Anmaßungen erlaubte, wurden sie zurück gewiesen, zuweilen auch ohne Veranlassung Angriffe gegen ihn gerichtet. Man weiß, was zu Bern durch Kistler, zu Zürich

durch Waldmann geschehen. — Zu Basel wurde im Jahre 1516 dem Adel die bürgermeisterliche Würde, die bisher er allein bekleidet, entzogen, und der Vorschlag gethan, statt acht Edelleuten künftig nur vier in den Rath zu ziehen. — Auch der Clerus durfte sich in diesen Jahren so wenig, als in frühern Zeiten, der bürgerlichen Gesellschaft lästige Standesvorrechte anmaßen; denn eine vielfache Erfahrung hatte ihn hinlänglich belehrt, daß die freyen Eidsgenossen, deren Andacht die Verehrung Gottes auf jede Weise willig beförderte, alle Ehrfurcht vor dem sonst so geachteten Clerus verlassen, so bald er es versuchte, einen Staat im Staate zu bilden.

Recht und Gerechtigkeit wurden, wenn keine wilde, leidenschaftliche Bewegung des Volkes ihren ruhigen Gang störte, mit unparteyischem Ernste verwaltet. Jeder durfte sich selbst vertheidigen, oder aus den Richtern sich einen Vertheidiger wählen. Unter freyem Himmel saßen die Richter, und entschieden nach dem Gesetze; wo dasselbe mangelhaft war, nach Herkommen und Uebung, oder nach ihren Einsichten. Ehre und gegebenes Wort galten über Alles. Es konnte gerichtlich gefordert werden, daß ein Verleumder in die Fußstapfen des von ihm Verleumdeten trete. Als ein Wirth zu Glarus mit Unrecht der Ermordung eines seiner Gäste beschuldigt wurde, verlangte er vor Gericht, daß der falsche Kläger die Strafe erdulden müsse, die ihm selbst im Falle der wirklich verübten That auferlegt worden wäre. Der Kläger wurde zum Tode verurtheilt, aus Milde aber nur mit dem Schwerte gerichtet. Wer seinem Feinde Versöhnung und Frieden zugesagt hatte, wurde, wenn er sein Wort brach, so hart bestraft, daß ein Zürcherisches Gesetz vom Jahre 1496 auf dieses Vergehen die Todesstrafe setzte. Wer an dem, der ihn Lügner schalt, in der ersten Hitze Genugthuung nahm, blieb ungestraft. — Der Geist der Gesetze war grausam; schrecklich wurde gegen Verbrecher gewüthet. Mit langen Verhören und Erörterungen der Zeugenaussagen und Thatsa-

chen gab man sich nicht ab. Unverweilt und in schrecklichem. Maße wurde die Folter angewendet. Kein Unterschied wurde beobachtet in der Behandlung grober, ehrloser Verbrecher und mit Ruhm geschmückter Helden, weiser Staatsmänner, die, einst Wohlthäter und Erretter des Vaterlandes, als Opfer der wandelbaren Volksgunst sanken. Verlacht wurden die, welche fürchteten, daß ein Unschuldiger leiden möchte. Das Menschenleben wurde von dem an Blut und Wunden gewöhnten Volke wenig geachtet, die Todesstrafe häufig ausgesprochen. Vor der Hinrichtung suchte man öfters alle Martern zu erschöpfen. Kneipen mit glühenden Zangen, an einem Pferdeschweife zur Richtstätte schleppen, die Glieder vielfach mit dem Rade brechen, die Zunge hinten zum Nacken heraus reißen, und ähnliche Grausamkeiten pflegten der Hauptstrafe durch Feuer, Strick oder Schwert oft voran zu gehen. Gotteslästerung, Mord, Diebstahl und Raub wurden mit dem Tode, kleinere Verbrechen mit Verbannung, Backenbrennen, Ohrenabschneiden, körperlichen Züchtigungen, Gefängniß oder Geld gebüßt. — In Schuldensachen trat der Kläger mit einem Kerbholze, die Beile genannt, vor Gericht, seine Forderung zu erhärten. Urkunden wurden statt der Nahmensunterschrift mit Siegeln verwahrt. Es bestand noch der alte Gebrauch der Leistung. Wer nicht zahlen konnte oder wollte, mußte nebst seinen Bürgen auf des Gläubigers Mahnung eine offene Gesellschaft leisten, das heißt, am Wohnorte des Gläubigers, in einem von demselben bezeichneten Gasthofe mit einem oder mehreren Pferden persönlich sich einfinden, und daselbst so lange verweilen, bis der Gläubiger durch Entrichtung der Schuld oder Verkauf der Unterpfande befriedigt war.

Policey. Nachdem auf die eben beschriebene Weise für Ehre, Leben und Eigenthum der Bürger gesorgt schien, richtete man seine Aufmerksamkeit auch auf ihre Gesundheit und Unterhaltung. Aerzte und Arzneyladen, öffentliche Bäder und Frauenhäuser, so wie der Gebrauch des Feuers standen unter

Aufsicht. Vortreffliche Maßregeln waren genommen, um auch in drangvollen Zeiten Lebensmittel in hinreichender Menge und gehöriger Wohlfeilheit zu besitzen. — Den Handwerkern wurden zur Vermehrung ihrer Nahrung große Vortheile eingeräumt, aber auch strenge Einrichtungen und genaue Schranken vorgezeichnet. Selbst für geringfügige Dinge war gesorgt. Die Gesellschaft der Keßler hieß Königreich. Waldmann, Adrian von Bubenberg, Sohn des Helden von Murten, der letzte Sprößling dieses hoch verdienten Geschlechtes, das im Jahre 1506 mit ihm erlosch, und der Solothurnische Schultheiß Hemmann Hagen verschmähten es nicht, die Könige und Häupter dieser Keßler zu seyn. Als die Gesellschaft in Verfall gerathen wollte, mahnte die Tagsatzung alle Stände, sie aufrecht zu halten. Auch die Brüderschaft der Steinmetzen, durch herrliche Denkmahle ihrer Kunst verdient, war in der Schweiz, wie im benachbarten Deutschland, bevorrechtet.

Bundesverfassung.

Die einzelnen Cantone wurden durch die Vorschriften der auf frühere Verträge begründeten Stanzer-Verkommniß zu Einem Ganzen verbunden, dessen Hauptaugenmerk innere und äußere Sicherheit und Ruhe war. Gehorsam gegen die Obrigkeit war die erste Pflicht der Unterthanen, und alle Regierungen hatten sich vereinigt, die althergebrachte Ordnung zu handhaben, und ihr Ansehen gegenseitig zu schützen. Streitigkeiten, die unter den Cantonen entstanden, schlichtete ein Schiedsgericht. Ergriff ein Canton die Waffen gegen einen anderen, so erklärte sich die Gesammtheit des Bundes zu Gunsten des angegriffenen Theiles. In Kriegen mit auswärtigen Mächten standen die Cantone einer für alle und alle für einen. Damit aber nicht leichtsinnige Kriegslust dem Bunde Gefahren bereite, so waren neue Verbindungen, ohne Vorwissen der Mitstände, verbothen, und es war genau festgesetzt, innerhalb welcher Grenzen die Bundeshülfe geleistet werden mußte. In seinem Inneren war jeder Canton

unabhängig. Die gemeinschaftlichen Angelegenheiten wurden durch die Tagsatzung geleitet, welche der Vorort oder auch ein anderer Stand besammelte, so daß es sich zuweilen traf, daß zu gleicher Zeit zwey Tagsatzungen berufen wurden. Aber der Wirkungskreis dieser Versammlung war so eingeschränkt, ihr Geschäftsgang so weitläuftig und langsam, der Ausflüchte, sich ihren Anordnungen zu entziehen, so viele, der entschiedene Ungehorsam, besonders in den Schwaben = und Mailänder= Kriegen, so groß, daß ihre Verhandlungen oft wenig fruchteten, und nur in höchst seltenen Fällen ihre Stimmenmehrheit für bindend galt. Bedenkt man ferner, daß die Ungleichheit der Rechte unter den Verbündeten stets Neid und Mißhelligkeiten erregte, daß Städte und Länder einander mißtrauisch gegenüber standen, und jeder seinen besonderen Vortheil mit aufmerksamem Auge verfolgte; so wird deutlich bemerkt werden, daß nicht die schwachen Bande der nur aus allgemeinen Umrissen bestehenden Bundesverfassung, sondern die Liebe zur Freyheit, das Gefühl gemeinschaftlicher Gefahr und das Bedürfniß gegenseitiger Hülfe es war, was diese starken, trotzigen Männer zusammen hielt, und ihren Bundesverein vor physischer und geistiger Auflösung bewahrte, der er nicht mehr entgehen konnte, nachdem spätere Begebenheiten ihm diesen einzigen Stützpunct verrückt hatten. — Der Zustand der gemeinen Herrschaften war traurig. Oft von Habsüchtigen und Gewaltthätigen oder von Leuten aus dem Pöbel beherrscht und bedrückt, genossen sie nichts von dem unschätzbaren Gute der Freyheit, das ihre Herrscher beglückte, und theilten mit diesen zwar Aufopferungen, Anstrengungen und Gefahren, aber nicht den Preis der Arbeit. In Kriegen wurden sie bey Stürmen voran geschickt, auf dem Marsche erhielten sie die schlechtesten Quartiere und von der Beute wenig oder gar nichts.

Kriegswesen.

In den Jahren vor den Mailändischen Feldzügen war der Ruf der Eidsgenössischen Kriegskunst aufs Höchste gestie=

— Die mit Oesterreich, Burgund und dem Schwäbischen Bunde glücklich geführten Kriege hatten die Tapferkeit der Eidsgenossen in ein so glänzendes Licht gestellt, daß man sie über alle anderen Krieger erhob, und die Fürsten durch die Eidsgenössische Hülfe den Sieg an ihre Fahnen gefesselt zu haben glaubten. Das Kriegswesen aller Nachbarstaaten war zerfallen. Die Italiänischen Heere zeichneten sich durch Feigheit aus. Die Franzosen besaßen gute Reiterey, aber schlechtes Fußvolk. Den Deutschen Landsknechten mangelte die Tapferkeit nicht, aber die Kriegszucht, die allein den Sieg verbürgt. Unter solchen Umständen konnten die Eidsgenossen einen unläugbaren Vorzug behaupten, den ihnen neben ihrer Tapferkeit und Leibesstärke, ihre Erfahrung und Kriegszucht sicherte, obschon die letztere auch bey ihnen nach und nach sehr ausartete; daß selbst die schärfsten Gesetze sie nicht mehr herzustellen vermochten.

In Zeiten kriegerischer Unruhen forderte in der Eidsgenossenschaft die in einen Brunnen gesteckte oder auf dem Rathhause wehende Fahne, in höchster Noth das Hauptbanner, die streitbare Mannschaft zum Auszuge auf. Keiner der Dienstpflichtigen durfte sich dem Rufe entziehen. Sich durch einen andern vertreten zu lassen, war erlaubt. Mit Waffen, Lebensmitteln und Geld mußte sich jeder auf eigene Kosten versehen, nur Arme erhielten von ihren Gemeinden, in höchst seltenen Fällen die gesammte Mannschaft von der Regierung einigen Sold. Auswärtige Fürsten hingegen mußten es theuer bezahlen, wenn sie augenblickliche Zuzüge oder stehende Leibwachen verlangten. Von ihnen erhielt der Fußgänger monathlich fünf, der Reiter zehn Rheinische Gulden. Officiere erhielten je nach ihrem Range mehrere Besoldung, ein Priester z. B. zwey, ein Hauptmann bis auf zehn. Für den Ausmarsch, für einen Sturm, eine Schlacht, einen wichtigen Gefangenen u. s. f. wurden oft noch außerordentliche Monathsölde von der Milde der Fürsten bezahlt, oder durch den habgierigen Ungestüm der

Krieger ertrotzt. Oft mußten sich die Fürsten noch viel größeren Aufwand, und starke, öffentliche und heimliche Bestechungen gefallen lassen, wenn sie es versuchten, Eidsgenössische Heere gegen den Willen der Obrigkeiten, durch den Zauber ihres Goldes in ihre Dienste zu locken; und dennoch begegnete es ihnen nicht selten, daß die zahlreichsten, mit ungeheuern Aufopferungen zusammen gebrachten Heere, wenn die Zusagen nicht gehalten wurden, der Sold nicht richtig einging, oder der Gegner höhere Geldanerbiethungen that, aus einander flossen, wie das Eis einer Frühlingsnacht vor den milden Strahlen der Sonne.

Die Hauptwaffen der Eidsgenossen waren große und kleine Büchsen, Spieße und Armbrüste. Je der achte Mann durfte eine Hellebarte tragen. Schwert oder Mordart mußte jeder führen. Die langen Kreuzdegen wurden abgethan; dagegen sah man immer häufiger Dolche und Beymesser. Zum Schutze mußte jeder Krieger mit einem guten Harnische, einer Pickelhaube oder einem starken Filzhute, den eine Hahnen- oder Straußenfeder schmückte, versehen seyn. Als Feldzeichen trug man auf Brust und Rücken, auf den Aermeln, Schultern, Schenkeln das weiße Eidsgenössische Kreuz, welchem im Dijoner-Zuge noch ein weißer Schlüssel beygefügt wurde. Die Edelleute und ihre Knappen bildeten mit den Knechten des Clerus und der Spitäler die schwache Reiterey. Der Oberbefehlshaber des Heeres nannte sich Hauptmann, den gleichen Titel führten auch die untergeordneten Anführer einzelner Scharen. Die Krieger eines jeden Cantons, wenn ihrer auch noch so wenige waren, zogen unter einem eigenen Hauptmanne. So finden wir im Jahre 1512 bey der Belagerung der Schlösser von Lugano und Locarno vier hundert und achtzig Mann unter zwölf Hauptleuten, und volends im Jahre 1514 als Besatzung des Schlosses in Mailand einhundert sechs und funfzig Mann unter vierzehn Hauptleuten. Den Hauptmann, seinen Bannerherren, Statthalter

und die zum Kriegsrathe geordneten Glieder aus den großen und kleinen Räthen ernannte die Regierung; der Soldat durfte seine Rottmeister wählen. Zwanzig bis dreyßig Mann bildeten eine Rotte. Neben den genannten Anführern begleiteten noch Oberbüchsenmeister, Capellane, Aerzte, Schreiber, Dollmetscher, Speisemeister, Armbruster, Köche nnd Scharfrichter den Zug. Alle wichtigen Angelegenheiten wurden der gesammten Mannschaft, Kriegsgemeinde genannt, vorgetragen. Sie entschied oft über Krieg und Frieden, und achtete ihre Gewalt nicht geringer, als die von Räthen und Gemeinden zu Hause. — Auch finden sich Beyspiele, daß die Kriegsgemeinde das Gegentheil von dem beschloß, was die Regierungen und Gemeinden zu Hause geordnet hatten. Trabanten bildeten die Leibwache des Hauptmannes. Knaben waren seine Bothen. Trommeln und Pfeifen oder die Landhörner der Waldstätte wurden zur Leitung des Marsches, so wie zur Ertheilung mannigfaltiger Signale gebraucht. Viele Hunde, deren Wachsamkeit und Treue oft gute Dienste leistete, folgten dem Heere.

Vor dem Ausmarsche mußte die Kriegsordnung, deren Geist wir in den Burgundischen Feldzügen angegeben, beschworen werden. Die Ausgelassenheit der Krieger machte von Zeit zu Zeit Ergänzungen und Verschärfungen nöthig. Unmäßiges Trinken wurde während der Italiänischen und Schwäbischen Züge oft mit Ernst verbothen. Niemand sollte, um ein Lösegeld zu gewinnen, Gefangene machen. Die Soldaten durften keinen feindlichen Ort brandschatzen oder anzünden. Aus keinem Lager sollten Vorräthe verkauft, verbrannt oder beschädigt werden; niemand sich bey Ehre, Leib und Gut ohne Vorwissen der Hauptleute aus dem Lager entfernen. Pünctlicher Gehorsam gegen die Oberen wurde jedem Soldaten anbefohlen, und zwar nicht nur gegen seinen eigenen Hauptmann, sondern gegen alle ohne Unterschied. Auch über das Vergessen aller Privat-Feindschaft wurde den Kriegern ein Eid abgenommen. Wie wenig indeß diese Verordnungen ge-

achtet wurden, haben uns die vorerzählten Geschichten nur allzu deutlich gezeigt. — Beym Auszuge sahen sich die Eidsgenössischen Krieger in allen befreundeten Städten gut empfangen, und hoch bewirthet. Stieß ein großes Heer zusammen, so wählte man zuweilen einen Oberbefehlshaber und Hauptleute der Spieße, der Schützen und Büchsen; meist aber scharten sich einzelne Cantone zur Vorhuth, zum Gewalthaufen, zur Nachhuth, unter denen der berühmteste Hauptmann den Oberbefehl führte. Bey einem kleinen Heere wurden nur die Fahnen der größeren Stände getragen, oder man ehrte einen berühmten Eidsgenossen, indem man nur die Fahne seines Cantons wehen ließ. Große Scharen von Freywilligen eilten immer, so oft und ernst es auch verbothen wurde, den Heeren voran. Sie hießen die Verlorenen; große weiße Federn wallten von ihren Hüten auf die Achseln herunter. Zelten bildeten die Läger; geschützt waren diese durch Wall und Graben oder eine Wagenburg. Die Schlachtweise der Eidsgenossen war einfach. Sie verachteten alle zusammen gesetzten, künstlichen Bewegungen. Ihre Kunst lag in ihrem Gott vertrauenden Muthe, in ihrer aufopfernden Vaterlandsliebe, und in der Kraft ihres starken Armes. Im Angesichte des Feindes ermahnten die Hauptleute zur Tapferkeit, und erinnerten an die Thaten ihrer Väter; dann demüthigte sich das Heer im Gebethe vor dem Herrn der Heerscharen, dem Lenker der Schlachten. Hierauf stürmten sie mit hoch hallendem Geschrey unter dem Wirbel der Trommeln, dem furchtbaren Klange der Landhörner, rasch, fest geschlossen zum Angriffe und zum Siege. In den Schlachten kannte der Eidsgenosse keine Schonung, so wenig, als er sich selbst gefangen gab, nahm er Gefangene an. Er floh nicht; sogar verwundet durfte er die Reihen nicht verlassen. Er siegte, oder starb, und stieß die fliehenden Gefährten nieder, und welche Feinde sein tapferer Arm erreichte, die waren eine Beute des Todes. Die alte Gewohnheit, drey Tage auf der Wahlstatt zu verharren, um den erstrittenen

Sieg gegen jeden neuen Angriff zu behaupten, verlor sich immer mehr.

Die Rückkehr aus dem Felde war nicht weniger feyerlich, als der Ausmarsch. Die Obrigkeiten zogen oft mit zierlich bewaffneten Männern, einige Mahle mit kriegerisch gekleideten Knaben den Ruhm geschmückten Kriegern mit Gepränge entgegen. Mahlzeiten, Feste lohnten sie für die erduldeten Anstrengungen, Entbehrungen und Gefahren. Verbrecher, welche von den siegreichen Kriegern unter ihrem Banner einzuziehen gewürdigt wurden, erhielten gewöhnlich Begnadigung. — Im Festungskriege waren die Eidsgenossen aus Mangel an Kunst, Rüstung und Geld noch immer so unbedeutend, wie ehemahls. Besser verstanden sie es, die natürliche Festung ihres Vaterlandes zu vertheidigen. Sie sammelten Vorräthe, versperrten die Zugänge. Das Anrücken des Feindes wurde durch Rauch oder Feuer, durch Nothschüsse und Sturmglocken angezeigt. Auf das erste Zeichen eilte mit mannigfaltigen Werkzeugen bewaffnet herbey, wer Stab oder Stange tragen konnte, und das Vaterland mehr, als das Leben, liebte. Lebenslängliche Ehrlosigkeit würde den getroffen haben, dem in einer Gefahr des Vaterlandes Blut und Leben zu theuer gewesen wären. Dagegen wurde das Andenken derer, die in den Kämpfen für das Vaterland gefallen, hoch gehalten. Ihre Nahmen wurden in die Jahrzeitbücher der Kirchen eingeschrieben, jährlich an ihren Todestagen verlesen, durch erbauende Vorträge ihr Ruhm und ihre Ehre gepriesen, und ihr Geist unter dem von Bewunderung und Rührung durchdrungenen Volke fort gepflanzt.

Kirchliche Angelegenheiten.

Gottesverehrung. Lebendig bewahrte der Eidsgenosse noch immer in seinem Herzen neben der Liebe zur Freyheit die unbegrenzte Ehrfurcht vor dem höchsten der Wesen. Tausend kleine Züge, welche die vaterländische Geschichte uns auch aus diesem Zeitraume aufbewahrt hat, beweisen, wie

innig diese Ehrfurcht mit dem Wesen des Eidsgenössischen Volkes verschmolzen war. In ihrem Gott verehrten sie nicht nur den Lenker aller frohen Begebenheiten, den Geber alles Guten, sondern fast mehr noch den Entdecker jeder geheimen Schandthat, den Rächer alles Bösen, den Allmächtigen, auf welchen sie Alles bezogen, was sich im häuslichen und öffentlichen Leben ereignete. Auch die Regierungen schämten sich nicht, in ihren Proceß-Formen und Staatsschriften diesem Grundsatze zu huldigen, der in den Herzen des Volkes lebte. — Als im Jahre 1503 Hans Spieß von Ettiswyl, ein rauher, gewissenloser Krieger, sich der Ermordung seiner Frau verdächtig gemacht hatte, und selbst durch die Folter nicht zum Geständnisse gebracht werden konnte, so ward er verurtheilt, entkleidet, geschoren, mit einem Stricke um den Fuß über den Leichnam seines Weibes hinzuschreiten, die rechte Hand auf denselben zu legen, und seine Unschuld bey Gott und allen Heiligen zu beschwören. Trotzig begann er den Weg, Furcht überfiel ihn, als er sich näherte, und da ihm unfern von der Leiche Blut aus ihrem Munde zu strömen schien, gestand er zitternd sein Verbrechen. — Im gleichen Jahre bekannte ein Wirth zu Zürich eine lange ausgeläugnete Mordthat, als ihm das Messer, mit dem er die That verübt, vorgehalten wurde, und er an demselben Blut zu sehen glaubte. — Als im Schwaben-Kriege auf dem ersten Hegauer-Zuge viele Unordnungen vorgefallen waren, eiferte die Tagsatzung in einer neuen Kriegsordnung mit folgenden Worten dagegen: „daß Gott schmählichen ist zu besorgen, daß er uns „der Tagen einst gröβlich plagen möcht. Sömlich unchrist„lich Wesen abzustellen, ist auf diesen Tag Gott zu Lob und „Ehr treffenlichen angesehen.“ — Als nach der Schlacht bey Frastenz die aufgebrachten Eidsgenössischen Krieger von dem jammernden Volke bey Gott und Jesu um Mitleid beschworen wurden, glaubten sie, diesen heiligen Nahmen Gewährung der Bitte schuldig zu seyn. Waldmanns unglückliches Ende wurde

als göttliche Vergeltung seines an Theilig verübten Justiz-Mordes geachtet. — Als Waldmanns Freund, Meiß, der im Lande umher gezogen war, die Hunde zu erschlagen, bald nach diesem die Sprache verlor, war es die allgemeine Stimme des Volkes, Gott habe an ihm den Jammer der unschuldigen Creaturen gerächet. — Als die Hofleute des Bischofes von Constanz, die in ihrem Uebermuthe den Bauern durch das Korn ritten, von einem Strahlstreiche aus hellem Himmel getroffen wurden, betrachtete man auch dieses als ein Zeichen des Zornes und der Rache Gottes. — Als göttliche Mißbilligung der Grausamkeit des Eidsgenössischen Heeres wurde es angesehen, da auf dem Rückmarsche von Saluzzo, bey hellem Himmel plötzlich der Donner rollte, und große Schloßen fielen. — Maximilian Sforza beleidigte den frommen Sinn der Eidsgenossen durch Verachtung alles Gottesdienstes, und erregte ihre Furcht vor dem göttlichen Zorne. — Die Krankheit, die nach dem ersten Neapolitaner-Zuge wüthete, die Seuche, der große Tod genannt, Theure, Hunger, häufige, verheerende Ungewitter, furchtbare Kälte, große Feuersbrünste, Verwüstungen der Gewässer und viel Elend und Jammer, die diesen Zeitraum auszeichnen, schienen eine so vernehmliche Sprache des Herren, daß, wie Bullinger sagt, „jedermann gezwungen ward, an „diesem die Hand Gottes zu erkennen, und jeder, der sehen „wollte, wohl sehen mochte, den Zorn Gottes.“

Gotteslästerung war bey den Eidsgenossen ein todeswürdiges Verbrechen. Nie erlaubten sie sich lästerliche Prahlereyen, wie die Schwäbischen Ritter, die bald droheten, „mit „den Eidsgenossen einen Rechtstag zu haben, daß Gott ein „Jammer darab nehmen möcht,“ bald, „sie wollen in den „Eidsgenössischen Landen brennen, daß Gott im Regenbogen „vor Rauch und Hitze müßte blinzen, und die Füße an sich „ziehen,“ bald beym Verbrennen einiger Schweizer-Dörfer spotteten: „Wo ist nun der Schweizer alter Gott, daß er „ihnen nit hilft? Er ist nicht daheim! He, wir wollen in

„Maß brennen, ob er joch in dem Himmel ist, daß ihn der „Rauch in die Nase muß beißen!“ Lieber fleheten die Eidsgenossen vor dem Anfange der Schlacht mit inbrünstigem Gebethe zu dem Lenker der Schicksale um Gelingen und Sieg. — Gleich den Gotteslästerungen wurden in der Eidsgenossenschaft auch Flüche und Betheurungen als sehr strafbar angesehen; besonders, wenn der Nahme Gottes dabey mißbraucht ward. Solothurn befahl beym Eide, die Schuldigen anzuzeigen, und stellte sie an den Pranger; Zürich strafte sie um viel Geld. — Die Gnade Gottes, den er so hoch ehrte, suchte der Eidsgenosse nicht so wohl durch einen untadelhaften Wandel zu erringen, als durch Feyerlichkeiten, Kniebiegungen und Formulare zu erschmeicheln. Das Volk, dem die Lichtquelle der heiligen Schrift entzogen war, kannte keine bessere Gottesverehrung, als die Satzungen der Priester zu halten, und diese forderten nicht mehr, als daß man an Sonn- und Festtagen die Kirche besuche, und sich der Arbeit enthalte, wenigstens ein Mahl des Jahres beichte, und die Sünden bereue, die Fasten beobachte, besonders gegen Priester, Kirchen und Klöster mildthätig sey, und vor dem Genusse der Speisen, beym Auf- und Niedergehen, auch in Stunden der Noth um den göttlichen Beystand flehe.

In den alten Gothischen Kirchen, deren meist gemahlte Fenster nur einem spärlichen Lichte Durchgang erlaubten, herrrschte jenes schauerliche Helldunkel, welches geeignet ist, den Menschen in ein Meer schwärmerischer Gefuhle zu versenken, und in ihm eher das Bewußtseyn der dem strengen Herren schuldigen Knechtschaft, als die Liebe zum lichtvollen, allgütigen Vater zu erregen. In den Münstern der Hauptstädte hingen an der Decke die in den Schlachten gewonnenen Fahnen zur Ehre des Herren, welcher der Freyheit den Sieg gegeben. Auf dem Altare brannten viele Lichter. Orgelklang stimmte die Gemüther zur Andacht. In prachtvoller Kleidung begann der Priester feyerlich das Hochamt. Uebrigens

wurden die Geschäfte des Gottesdienstes, das langweilige, geistlose Singen und Lesen in Lateinischer, den Priestern selbst oft unbekannter Sprache; nachläßig genug verrichtet, so daß das Stift zu Zürich im Jahre 1504 bestimmte Geldbußen auf solche Versäumniß setzen mußte. In den ohnehin allzu sparsamen Predigten strebten die Geistlichen nicht etwa durch gründliche Erbauung zu rühren und zu gewinnen, sondern langweilten die Zuhörer durch ein sinn= und geistloses Gewäsche, oder suchten, durch unwürdige Possen und Zoten ihren Beyfall zu erhaschen. Besonders ward am Osterfeste die Freude über die Auferstehung Christi in ein vollendetes Narrenspiel verwandelt, bey welchem sich jeder auf der Kanzel Alles erlauben zu dürfen glaubte. Da ward am Osterfeste 1517 in einer Stadt ein Prediger gehört, der wie eine Gans schnatterte; ein anderer, der wie ein Kukuk schrie, welcher gestohlne Osterkuchen auf einem Baume verzehrt; ein dritter führte einen Laien im Mönchshabithe zum Altare; ein vierter erzählte vom H. Petrus viele Schwänke, wie er auf seinen Reisen die Wirthe geprellt; ein fünfter endlich brachte solche garstige Zoten auf die Kanzel, daß man sie nur gar nicht wieder erzählen durfte. Und wer es etwa noch wagte, den Blick seiner Zuschauer auf würdigere Gegenstände hinzulenken, und besonders das Unwesen seiner Zeit zum Zielpuncte seiner Betrachtungen zu machen, der trug seine Wahrheiten meist mit beleidigender, zurück stoßender Derbheit vor, die erbitterte, aber nicht besserte, noch belehrte, wie der Zürchersche Leutpriester Hoffmann, der in einer Predigt gegen den Sittenverfall und das Pensions=System eiferte, und dabey sich unschlüssig erklärte, ob er die Regenten, welche die Sache begünstigten, für Menschen oder für vom bösen Geiste Besessene, ja für Teufel in Menschengestalt halten solle, und den Vorschlag machte, es solle sich der oberste Rathsdiener mit einem Kessel voll Weihwasser auf die Rathhaustreppe stellen, und die Rathsherren besprengen, damit klar werde, welche von ihnen Menschen, welche aber verkappte Teufel seyen.

Hostien. Mit höchster Ehrfurcht wurden stets die Hostien angebethet, in welchen man Christi Leib enthalten glaubte. In kostbaren, von Gold und Edelsteinen strahlenden Gefäßen wurden sie den Blicken des gläubigen Volkes ausgesetzt. Man erwartete, den Zorn des Himmels ohne Säumniß über den herein brechen zu sehen, der die diesen Heiligthümern gebührende Achtung verletzte, und zahlreiche Legenden wurden zur Bestätigung dieses Volksglaubens erzählt. So hieß es z. B. Am Charfreytage 1404 zwangen drey rohe Krieger den Leutpriester von Winiken, einem aus ihnen das H. Abendmahl zu reichen. Als sie das Dorf wieder verlassen, ergriff heftige Uebelkeit den Empfänger, er brach ein weißes Schwämmchen von sich, auf welchem die Hostie und auf ihr ein Blutstropfen ruhte. Die erschrockenen Verbrecher warfen nun die Hostie in einen nahen Teich. Nach der Kundwerdung des Ereignisses wird dieser von den Bewohnern der Gegend umzäunt, eine Capelle dabey erbaut, und fortan besizt das Wasser wundervolle Heilkräfte. — Tausend solche Wundergeschichten mochten damahls nöthig seyn, um die wilde Rohheit des höchst unwissenden Volkes durch die Furcht vor den plötzlichen, unausweichlichen Strafen der Gottheit zu zähmen; noch in unsern Tagen dagegen Glauben an solche Dinge verlangen zu wollen, ist eben so unerreichbar, als zweckwidrig.

Heilige. Beynahe wichtiger noch, als die Verehrung Gottes und Christi, hielt man die Verehrung der Heiligen, d. h. solcher Menschen, die einst auf Erden als getreue Knechte Gottes gelebt, und nun, der irdischen Fesseln entladen, im Genusse der höchsten Seligkeit, nahe dem Throne des Allmächtigen zu Mittlern und Fürsprechern des Menschengeschlechtes geworden seyen. Ihnen schenkte man mehr Vertrauen, als dem Erlöser. Die außerordentlichsten Gebethserhörungen und Wunderwirkungen wurden ihnen angedichtet, und ihre Bilder, bald aus Holz und Stein, bald aber aus kostbarem Metalle verfertigt, zu gewissen Zeiten dem gläubigen Volke mit un-

gemeinem Gepränge zur Schau, zur Anbethung und zum Opfern dargestellt. Die Verehrung dieser Heiligen wurde so weit getrieben, daß sie für das Land eine kostspielige Last, und für vernünftige Laien und väterliche Regierungen ein Stein des Anstoßes war. Der Rath zu Zürich schrieb an den Bischof zu Constanz: „An die Bilder der Heiligen wird „mehr Gold, Silber und Edelsteine verschwendet, als das „reichste Spital im Besitze hat; obgleich uns Christus die „Sorge für die Armen so ernstlich anempfohlen hat. Fast „alle liegenden Güter, mehr, als die Hälfte des Grundeigen=„thumes, sind in der Hand des Clerus, welcher durch die „Bilder Alles an sich gerissen hat, unter dem Vorwande, „diese Güter gehören dem H. Petrus, der H. Jungfrau, u. „s. f. Dennoch ruft der Clerus täglich dem Volke zu: „Gebet, bringet, steuert!“ „Inzwischen hungern die armen „Christen. Den Heiligen selbst kann man ja nichts geben. „Diese sind im Himmel, und kennen keine leiblichen Bedürf=„nisse; also gibt man es nur ihren Bildern, die es ja auch „nicht brauchen! Zwar sagt man, diese Geschenke werden den „Heiligen zu Ehren gegeben, warum ehret man nicht vielmehr „durch Christliche Mildthätigkeit den Herren Christum, und „gibt so reiche Gaben den Dürftigen, welche er uns ja so „dringend empfohlen hat?„ — Derselbe Rath zu Zürich befahl im Jahre 1494, als eine für den Unterhalt der Armen bestimmte Capital=Schuld abgelöst, und an eine gemahlte Tafel verwendet worden war, die Tafel wieder wegzuschaffen, und das Geld den Armen zufließen zu lassen. — Vor allen Heiligen aus glänzte Maria, die Mutter Jesu. Zu Einsiedeln im Canton Schwyz stand ihre Capelle, zu deren Einweihung Engel vom Himmel herunter gestiegen seyn sollen. Durch einen Zufall, der hernach als Wunder galt, blieb sie im Jahre 1506 bey einem schrecklichen Klosterbrande unversehrt. Stets betheten hunderte von Pilgern vor Maria's Altären. Die Eidsgenossen schmückten ihre Kirche. Zahlreiche Gelübde

wurden ihr geweihet. Jährlich wallten ganze Städte mit Kreuz und Fahnen zu ihrem Gnadenbilde. Die schwersten Verbrecher suchten zu Einsiedeln Ablaß. An hohen Festen versammelten sich aus nahen und fernen Gegenden unglaublich viele Tausende, und häuften die Schätze des Klosters, und der rege Erfindungsgeist der Mönche ließ durch Erzählung immer neuer Wunder den Glauben des Volkes nicht erkalten. Vergebens strebte im Jahre 1498 der Neid des Bischofes von Constanz, diese reiche Geldquelle durch den Befehl abzuleiten, daß die Sünder, die zu Einsiedeln beichten, nicht absolvirt werden dürfen. Die Eidsgenossen ermahnten ihn, das Kloster im Besitze seiner Freyheiten zu lassen, und wenige Jahre später (1512) gelang es dem Kloster, zum äußersten Verdrusse des Bischofes durch den Papst Julius II., für funfzehn Jahre von der bischöflichen Aufsicht befreyt zu werden.

Neben Maria erhoben sich zahllose andere Heilige und selig Gesprochene. Jede Kirche, jede Stadt, jedes Dorf, jede Beschäftigung, jedes Handwerk, jede Krankheit, jedes Bedürfniß hatte einen eigenen Schutzheiligen. Nicht alle waren so verdienter Weise, wie Niclaus von der Flüe, zu dieser Ehre gekommen; auch manche, die nur durch Scheintugenden sich auszeichneten, selbst Unwürdige, hatten sich in die Zahl der Heiligen eingedrängt. Ueberglücklich wurde der gehalten, der sich eine Reliquie eines Heiligen verschaffen konnte. Cantone und Städte ordneten Jahresfeste zur Feyer der denkwürdigen Erwerbung. Zwey und funfzig Sonntage waren der Anbethung des Herren des Himmels und der Erde geweihet; an sechs und funfzig anderen Festtagen wurden größten Theils die Heiligen verehrt, und zahlreich wallten die reuenden Sünder zu ihren Grabstätten. Wer auf solche Weise büßen wollte, zog eine Pilgerkleidung an, bethete viel auf dem Wege, fastete strenge. Oft durchzogen fremde Wallfahrer die Eidsgenossenschaft. Die wunderbarsten kamen im Jahre 1501 von

Romund Neapel. Mit entblößtem Haupte und barfuß, im leinenen Hemde, mit einem Gürtel von Weidenzweigen, ein hölzernes in der Hand, genossen sie nur Wasser, Brot, Wurzeln Kreuz Kräuter, schliefen auf bloßer Erde, fasteten oft, und erklärten, und in dieser Beschäftigung ihr Lebensende erwarten zu wollen.

Aberglaube. Die vielen Heiligen brauchte man als Schutzwehr gegen den sehr gefürchteten Teufel, den der furchtsame Aberglaube jener Zeit allenthalben in tausend Gestalten auf die Seelen der Menschen lauern sah, damit er die schwachen Sterblichen durch mannigfaltige Reizungen und Lockungen um ihre Tugend, mit dieser um die Hoffnung der Seligkeit betrüge. Wer sich, fabelte man, dem Höllengeiste in der Mitternachtsstunde verschrieb, den erwarteten die größten Sinnengenüsse; aber schrecklich war sein Ende, wenn nach abgelaufener Vertragszeit der Furchtbare kam, die verfallene Seele in die Flammen der ewigen Pein zu stürzen. Einiges von seiner großen Macht, hieß es weiter, theile der Teufel zuweilen alten Weibern, Hexen genannt, mit. Sie konnten durch Zaubersprüche auf Besenstielen, oder sonst weite Luftfahrten thun; Hagelwetter erregen, indem sie mit Ruthen ins Wasser schlugen; Vieh verzaubern; durch tausend Neckereyen ihre Nebenmenschen quälen, und tiefe Blicke in die geheimsten Kräfte der Natur werfen. Aber der Feuertod war ihr Loos, wenn sie der Verbindung mit dem Höllengeiste verdächtig wurden.

Ueberhaupt hatte mannigfaltiger Aberglaube noch immer einen ausgedehnten Spielraum. Blutrothe und graue Kreuze, die vom Himmel auf die Kleider der Leute fielen, dieselben mochten nun getragen werden, oder in Kisten und Kasten verschlossen seyn, die Instrumente des Leidens Christi, die an an einer Jungfrau sich zeigten, und ähnliche solche Erscheinungen waren Dinge, an denen Wenige zweifelten. Selbst Betrügereyen, die hier und da entdeckt, und mit dem Tode bestraft wurden, erschütterten das Vertrauen der Starkgläubi-

gen nicht. — Ein Marien=Bild zu Ober=Büren im Bern=Gebieth wurde um diese Zeit berühmt, weil es todt geborne Kinder so lange wieder lebendig machen sollte, bis sie die Taufe empfangen. Daß vernünftige Leute, daß der Bischof selbst der Sache keinen Glauben beymaß, hinderte die von Schwyz nicht, als sie im Jahre 1486 zu Bern auf der Fastnacht waren, das Bild voll Andacht zu besuchen. — Daß man den Einfall hatte, einem Bilde solche Wunderkraft zuzuschreiben, war eine Folge der furchtbaren Lehre, daß Kinder, die ungetauft sterben, von der Seligkeit ausgeschlossen seyen. Dieselbe Lehre erzeugte auch den Mißbrauch, daß nicht nur Priester, sondern im Nothfalle Wehemütter, Aerzte, alle Menschen, sogar Juden, befugt waren, ohne Weihwasser zu taufen. Oft wurde die Taufe, wenn man in der Eile kein Wasser hatte, mit Wein verrichtet. Man weiß Beyspiele von Kindsmörderinnen, die vor Begehung ihres Verbrechens das Kind erst noch tauften, um es der Seligkeit theilhaft zu machen. Doch werden wir uns hierüber weniger wundern, wenn wir bedenken, daß sogar Glocken getauft wurden, mit allen den Förmlichkeiten, die bey der wahren Taufe herrschend sind. Nur der Weihbischof durfte diese Feyerlichkeit verrichten. In großen Städten erschienen bey zwey hundert und mehr Pathen. Ein Schmaus folgte. Solche Glocken sollten durch ihren Ton und Klang, Donner, Hagel und Blitz, Heuschrecken, Gespenster, Zauberwerk, den Satan selbst vertreiben, und Glauben, Liebe und Hoffnung in die Herzen der Menschen bringen. Das Ganze war eine Beutelschneiderey des Clerus, welche arme Dorfschaften oft ansehnliche Summen kostete. — Gegen Gespenster und Ungewitter verordnete Bern im Jahre 1482 geweihete Palmen, Kerzen, Salz und Wasser. — Bey einem Brande zu Basel, welcher sechs und dreyßig Häuser verzehrte, ging die Priesterschaft, um die Wuth der Flammen zu stillen, mit der Monstranz in Procession um die Brandstätte herum. — Das Französische Geschütz, welches die Einsetzungs=

feyer Maximilian Sforza's störte, schien den Leichtgläubigen ein gewisser Vorbothe jammervoller Erreignisse. — Schinners politischer Scharfblick wurde dämonischen Einflusterungen oder einem Zauberbuche, das er erhascht haben sollte, zugeschrieben. — Daß es Blut, Fleisch und Wolle geschneyt haben sollte; daß sich Lufterscheinungen und Mißgeburten gezeigt, daß man Drachen erblickt zu haben wähnte, daß sich Berge gespalten, und mit furchtbarem Getöse wieder geschlossen, überhaupt jede ungewohnte Naturerscheinung, und was Einige in den Sternen lesen zu können glaubten, schien bald eine Andeutung der Geburt des Welterschütterers, Carls V., des Urhebers so vielen Unglückes. Der Kaiser Maximilian selbst entblödete sich nicht, in einem Proclama zu sprechen, „durch Wunder „und Strafen mahne der erzürnte Himmel, an des Kaisers „beschlossenem Turken-Zuge Antheil zu nehmen. Darum sey „zu Ensisheim ein wunderbarer Stein vor den Füßen seines „Heeres nieder gefallen, darum sey, wie die H. Anna einer from„men Jungfrau geoffenbaret, die gefährliche, pestartige Krank„heit entstanden; am deutlichsten aber spreche die Erscheinung „blutroth er und grauer Kreuze und anderer Wunderzeichen an „den Kleidern der Sterblichen."

Selbst das unermeßliche Unglück, welches das Land am Tessin verwüstete, wurde von Vielen als ein Vorzeichen der Marignaner-Schlacht angesehen; denn damahls war es der Glaube der Menschen, daß die Natur und alle Elemente die Bestimmung haben, warnende Anzeigen künftigen Unglückes zu geben. — Felsenmassen, die im Jahre 1513 ein Erdbeben, losgerissen, hatten den Ausgang des Blegno- oder Palenser-Thales verschüttet, und verhinderten den Ablauf des Flüßchens Blegno, welches das Thal durchschneidet. Die höchsten Anstrengungen der unglücklichen Thalbewohner, diesen Ablauf wieder frey zu machen, blieben vergebens; denn jene ungeheuern Felsentrümmer wichen keiner menschlichen Macht. Das Wasser schwellte sich zu einem See auf. Die Thalbewohner mußten ihre

Hütten verlassen, ganze Dörfer wurden allmählich vom Wasser bedeckt, kaum ragten am Ende noch die Spitzen einiger Kirchthürme aus der Seefläche hervor. Im Jahre 1515 wurde der See durch anhaltendes Regenwetter so furchtbar vergrößert, daß er losbrach. Am fünf und zwanzigsten May stürzte er sich mit unwiderstehlicher Gewalt, schrecklich und verheerend, über die schönen, reizenden Ebenen der Riviera und des Thales von Bellinzona. Dörfer, Felder, Wiesen gingen in Schutt und Graus unter. Bey vier hundert Häuser wurden fortgerissen, mehrere hundert Menschen ertranken. Die Furchtbarkeit der auf Jahrhunderte hin noch erkennbaren Verwüstung schildert keine menschliche Feder. An den Festungswerken bey Bellinzona, welche den engen Ausgang des Thales verschließen, schwellte sich das Wasser neuerdings auf, es stieg in den Straßen der Stadt mit jeder Minute höher. Schon zitterte man für Bellinzona. Gerettet ward es dadurch, daß jener Wall brach, und die Wuth des Wassers durch die lachende Ebene von Magadino sich in den Langen-See entlud.

So sonderbar uns aller dieser Aberglaube vorkommen möchte, dürfen wir uns dennoch über denselben nicht wundern; denn er war eine nothwendige Folge der äußerst dürftigen Religionskenntniß, und je geringer bey einem Volke das Gebieth des Wissens ist, desto größer ist das Feld der Einbildungskraft, des Mißtrauens und der abergläubischen Furcht. Es hatte in den früheren Zeiten eine gute Seite, daß man die Kraft des Glaubens über alle Vernunft zu erhöhen versuchte. In den Kriegen zeigt es sich häufig, wie viel der Sporn des Glaubens zur Erringung des Sieges beytrug. Aber da das Volk allmählich aus seiner Kindereinfalt aufdämmerte, da es mit anderen Ländern, besonders mit Italien in Berührung kam, wo vollendeter Unglaube herrschte, und nicht nur die Kindermährchen, mit denen eine frühere Zeit die Religionswahrheiten ausgeschmückt hatte, sondern auch das

Wesentliche der Christus-Lehre spottend verworfen wurde, so that man sehr unrecht, daß man es versäumte, das Volk der Eidsgenossen mit Vorsicht allmählich vom Aberglauben abzuleiten, ihm einen richtigen Blick in die ewig festen Wahrheiten der Religion zu verschaffen, und es dadurch vor der Gefahr zu bewahren, vom blinden Aberglauben plötzlich zu eben so blindem Unglauben überzugehen. Allerdings mangelte es dazu dem einen Theile der Clerisey an Einsicht, dem anderen an gutem Willen, und die kleine Zahl würdiger Männer, die mit Wort und Schrift treu und eifrig arbeiteten, gesundere Religionsbegriffe, mit ihnen edle Sittenreinheit, das erste Bedürfniß besserer Gemüther, unter dem Volke zu verbreiten, wurde weit überwogen durch die Menge derjenigen, die sich die äußerste Mühe gaben, durch veranstaltete Wunderwerke, durch mannigfaltige Lügen, durch grenzenlose Sorglosigkeit und die schändlichsten Kunstgriffe das Volk in immer tieferen Aberglauben zu versenken, um desto leichter über den Verstand und den Beutel der ganz Geblendeten unumschränkt herrschen zu können. Ein solches Benehmen zwang die, die sich nach dem Besseren sehnten (welches sie bey der herrschenden Kirche nicht fanden, sich von derselben loszureißen. Zahlreiche Secten bildeten sich, die in tiefer Verborgenheit wirkten, aber nur allzu oft durch das spähende Auge der Ketzerrichter entdeckt, und von der schonungslosen Kirche möglichst vertilgt wurden. Wie gefährlich übrigens die Sache der Kirche stand, mag gerade dadurch bezeugt werden, daß um der vielen Abtrünnigen willen die Errichtung der Inquisitions- oder Ketzergerichte in diesen Jahren nothwendig schien. Aber wie wenig war diese Maßregel im Stande, das Licht zu erlöschen, welches nun bald über der verfinsterten Kirche aufgehen, die Dunkelheit des Aberglaubens zerstreuen, die verfälschte Lehre reinigen, und die Verirrten auf den einzig wahren Weg Gott gefälliger Tugend zurück führen sollte. Aber diesen Weg, der allein retten konnte, zu betreten, war die in dumme Trägheit

versunkene. jeder Fleischeslust fröhnende, auf eine ewige Kindheit der so lange gegängelten Völker mit Sicherheit zählende Clerisey nicht geeignet. Sie hatte bisdahin noch immer über diejenigen den Sieg davon getragen, die ihre Angriffe gegen die herrschende Kirche zu richten wagten. Diese Kühnen, welche mit redlichem Herzen beleuchtung und Tugend suchten, wo sie nur Schein und Wortschwall fanden, wurden mit dem Ketzernahmen gebrandmarkt, in allen Ländern geächtet, und entweder ausgerottet, oder genöthigt, in Verborgenheit und Flucht ihr Heil zu suchen. Der Clerus, nach jedem neuen Siege aufgeblasener und stolzer, glaubte sich am Ende unüberwindlich, und verachtete alle Schranken des Sittengebothes selbst der Klugheit, bis die Stunde, in welcher das Gebäude der Hierarchie durch Männer Gottes in seinen Grundfesten erschüttert ward, ihm seine trügerischen Siegesträume furchtbar entriß.

Bildung und Sitten des Clerus. Höchst traurig stand es um diese. Die Nachläßigkeit und die Grundsätze der Vorsteher, der Mangel an Kenntniffen und folglich auch an nützlicher Beschäftigung, die allgemeine Ungebundenheit und Gier nach Genuß vereinigten sich zum Verderben des geistlichen Standes. Die Cleriker, für deren Bildung fast alle bestehenden Schulanstalten ausschließlich bestimmt waren, in deren Händen beynahe die gesammte menschliche Wissenschaft lag, sie, derer erhabener Beruf es war, Gottes Wort zu verkündigen, den Irrthümern zu wehren, die Bahn des Heils zu eröffnen, und die Pfade des Lasters zu verschließen; gerade sie waren es, welche mit schlechtem Beyspielen voran gingen. Unwissender, als die Läien, kümmerten sie sich nicht einmahl um die Erwerbung von Kenntnissen, und waren die abgesagtesten Feinde nützlicher Thätigkeit. Selten fand man unter den Clerikern einen Mann, wie den letzten Abt von Schaffhausen, Michael Eggenstorf, der in seinen Mußestunden die Bibel und andere Andachtsbücher abschrieb; noch seltener einen, wie den letzten

Probst von Embrach, Heinrich Brennwald, oder den Priester Diebold Schilling von Luzern, deren Geist eigene Früchte trug. Bullinger meldet, „als wenige Zeit vor der Reformation die „Decane der Schweizerischen Rural-Capitel versammelt gewe„sen, haben sich unter ihnen kaum drey gefunden, die in der „Bibel belesen waren, diemeisten gestanden, nicht einmahl mit „dem Neuen Testamente bekannt zu seyn.“ Aus dieser Unwissenheit der Vorsteher läßt sich mit Fug auf die Beschaffenheit der untergeordneten Priesterschaft schließen. Ein großer Theil derselben lernte der Mönche geschriebene und gedruckte Predigten auswendig, und leyerte dieselben dem Volke her. Wer etwa noch das Studieren liebte, bearbeitete das unfruchtbare Feld scholastischer Spitzfindigkeiten. — Waren die Clericer in den Wissenschaften unbewandert, und dem Fleiße abgeneigt, so war doch ihre Mehrzahl groß in Jagd und Spiel, in Schwelgerey, Trunkenheit und Unkeuschheit. Bey Tanz und Gelagen waren die Geistlichen die ersten, sich jeder Ausschweifung zu überlassen. Am gehässigsten jedoch erschienen ihre Ausschweifungen in jeder Wollust, wozu Gregor VII. die Kirchendiener durch die ihnen auferlegte Ehelosigkeit gebracht hatte. Wer äußerlich ernsthafter schien, fröhnte meistens der Heucheley. Nicht viel weniger gehässig, als die Unkeuschheit, erschien die unersättliche Habsucht des Clerus, deren Hauptursache theils in der übermäßigen Anzahl der Geistlichen, theils in dem Verfahren des Päpstlichen Hofes zu suchen ist. Die Päpste, um ihre Prachtliebe, ihre Bauluft, die immer neuen, und immer kostbareren Forderungen ihrer Sinnlichkeit zu befriedigen, drückten mit harten Auflagen die Bischöfe, diese die Priester und Mönche, die Priester und Mönche das Volk. Den Geistlichen wurden von ihren Oberen immer mehr die bestimmten Einkünfte entzogen, und sie auf das Zufällige angewiesen. Die Pracht des Gottesdienstes verursachte ihnen große Auslagen, noch größere der Empfang eines Amtes. Von den Bischöfen wurden sie unter hunderterley

Vorwänden besteuert. Alles dieses suchten sie wieder auf dem Volke. Dasselbe hätte wahrscheinlich nicht gemurrt, wenn es hätte denken können, daß die unermeßlichen Güter, welche der nimmer satte Clerus hinweg raffte, das, was man von seinem sauern Schweiße erpreßte, zu edeln Zwecken verwendet werden würde; aber wenn es von den Klöstern durch Müßiggang, Spielsucht, Ueppigkeit, von den Weltgeistlichen zu dem noch durch eitle Kleiderpracht die Erzeugnisse seines Fleißes verschlingen sah; dann hatte es wohl gerechte Ursache, seinen Unwillen laut werden zu lassen, und man darf sich nicht wundern, wenn es da, wo der Druck am härtesten war, eine Veränderung wünschte, und jede Veränderung für eine Verbesserung hielt. Wie weit die Habsucht des Clerus ging, beweis't am besten die Aeußerung eines Abtes, der sich verlauten ließ, wenn Luther nicht gekommen wäre, wollte man das Volk beredet haben, Heu zu fressen. Ja es gab Fälle, welche der Tagsatzung Verordnungen abnöthigten. Wegen des großen Umfanges der damahligen Pfarrgemeinden konnten oft Alte Schwache und Kranke die Kirche im Winter nicht ohne Gefahr besuchen, Kinder mußten auf dem Wege getauft werden, viele Kranke konnten die von der Katholischen Kirche zur Seligkeit so unentbehrlich geachtete, letzte Tröstung nicht empfangen. Es fanden sich in einigen Gemeinden siebenzigjährige Leute, die den Chrysam nicht erhalten hatten. Deßnahen fühlten manche Gemeinden den lebhaften Wunsch, eigene Kirchen zu haben. Aber die Klöster und Pfarrer, die eine Schmälerung der Beichtpfennige und der Opfergaben besorgen mußten, widersetzten sich aus allen Kräften, und wenn ihr Widerstand nichts half, so legten sie der neuen Pfarrey zum Ersatze des erlittenen Verlustes eine Geldabgabe auf, und überließen es auch den oft armen Gemeinden, das Geld zur Erbauung einer neuen Kirche zusammen zu bringen. Dieselben wandten sich dann mit Bitten um Beysteuern an ihre Mitbürger und die benachbarten Cantone, und da diese

Bitten zu häufig wurden, und wahrscheinlich oft auch Betrug mit unterlief, so wurde die Sache dem Lande so lästig, daß die Tagsatzung im Jahre 1513 alles Collectiren für neue Kirchen außer dem eigenen Canton gänzlich verboth. Besser hätte sie freylich gethan, das Uebel an der Wurzel anzugreifen, die Gemeinden von dem Ueberdrange des Clerus zu befreyen, und die Bedingungen fest zu setzen, unter denen sich eine Gemeinde von ihrem alten Kirchsprengel trennen dürfe, auch anzuordnen, welche Beyträge zum neuen Kirchenbaue aus den schon vorhandenen Gütern des alten Sprengels geleistet werden müssen.

Die Bisthümer waren in beständiger Verwirrung. Die Bischöfe, wenig bekümmert um ihre geistlichen Pflichten, desto mehr um ihre Rechte und Einkünfte, überließen sich träger Sorglosigkeit, üppiger Pracht, ärgerlicher Ausschweifung, und zogen die Freuden der Tafel geistigen Vergnügungen weit vor. Sie sorgten nicht für Sittigung und Bildung ihrer Untergebenen. Vielen schien es sogar lieb, wenn der niedere Clerus straffällig wurde, weil dieß die bischöflichen Einkünfte vermehrte. Sie lebten in beständigem Streite mit ihren Clerikern, ihren Unterthanen, mit benachbarten Fürsten und Städten, mit den Eidsgenossen besonders, denen sie durch freche Anmaßungen, unziemliche Ausdehnung ihrer Gewalt, Verweigerung von Souverainetäts-Rechten, durch Mißbrauch des Bannes und der geistlichen Gerichte, durch Habsucht, üble Oekonomie, lockere Lebensart, zu weit getriebene Duldsamkeit gegen ihre Untergebenen, Beförderung des Unfuges und durch tausend kleine Forderungen, an denen die Römische Kirche nie verarmt, beschwerlich fielen. Aber die Eidsgenossen benahmen sich in solchen Streitigkeiten mit gewohnter Würde, und behaupteten, ohne gegen den Clerus ungerecht zu werden, mit glücklichem Erfolge alle ihre Rechte gegen die lüsternen Eingriffe der Kirche. — Vergebens sträubte sich im Jahre 1493 der Bischof von Constanz gegen den

Abschluß des zweyten Pfaffenbrieses, welcher die Größe der bischöflichen Einkünfte, den Umfang seiner Gewalt und die Competenz seiner geistlichen Gerichte genau bestimmte, den Mißbrauch des Ablaßkrames hindern, und die Grundlage aller künftigen ökonomischen und religiösen Verhältnisse zwischen dem Bischofe und dem ihm untergeordneten Theile des Eidsgenössischen Clerus werden sollte.

Die Klöster. Auch in ihnen suchten die Eidsgenossen mancherley Verbesserungen durchzusetzen, und die Klöster hatten wahrlich der Verbesserung vonnöthen. Aus ihnen war der letzte Rest von Scham und Zucht verschwunden. Die Einkünfte wurden verschleudert, Heiligthümer entweiht, Diebstähle, Mordthaten, Selbstmorde begangen, aller Ehrbarkeit und Sittlichkeit Hohn gesprochen, und die verworfensten Mittel nicht verabscheut, um den Ruf zu erhalten, im Besitze eines wunderthätigen Bildes zu seyn. Einige Klöster wurden aus Nachlässigkeit in Asche verwandelt; denn die Sorglosigkeit ihrer Bewohner war so groß, daß nicht einmahl die alltäglichste Vorsicht zur Bewahrung der von den Vorfahren gesammelten Güter angewendet wurde. Neben Muri und dem Kloster Allerheiligen zu Schaffhausen ging bey wenig Eidsgenössischen Stiften die Oekonomie vorwärts. Ein Kloster, das sich, wie Disentis und Rheinau, durch Unverdorbenheit, Ordnung und Eintracht auszeichnete, war vollends ein Wunder. Besonders gefährdet wurde die Klosterzucht durch gänzliche Befreyung von bischöflicher Aufsicht und Visitation und unmittelbare Unterwerfung unter den Römischen Stuhl. Da von Rom nichts zu fürchten war, wenn man nur Annaten zahlte, mit Geschenken sich freygebig zeigte, Provisionen, Reservationen, Panis-Briefe und Wart-Breven ehrte, und die Päpstlichen Legaten mit Ehrenbezeugungen und Gastereyen erfreute; so thaten sich solche gefreyte Klöster keinen Zwang an, und nach diesem Zustande der Ungebundenheit trachtete man so eifrig, daß keine Kirche, kein Stift in der Eidsgenos-

senschaft ist, das nicht Freyheiten, Abläſſe, gefreyte Altäre, biſchöfliche Prärogativen, Inſignien und andere dergleichen Ausflüſſe Römiſcher Gnade ſich hätte ertheilen laſſen. Alle Freyheiten und Diplome der Kaiſer hatten ſogar nicht Anſehen und Kraft genug, wenn ſie nicht durch Päpſtliche Bekräftigungen unter Bann und Interdict erneuert wurden. Allem dieſem Unfuge ſtrebten die Eidsgenoſſen öfter abzuhelfen. Mönchiſche Verbrecher wurden hingerichtet, Aebte und Aebtiſſinnen entſetzt, Klöſter aufgehoben, aus fremden, beſſer geordneten Klöſtern Vorſteher und Mönche herbey gerufen, und durch die Päpſtlichen Legaten Reformation verſucht; allein die meiſten Stifte wußten ſich jeder wahren Verbeſſerung mit eben ſo viel Kraft, als Erfolg zu widerſetzen. Daß unter ſolchen Umſtänden die neuen Kloſterſtiftungen nicht eben zahlreich waren, wird niemanden befremden; doch finden ſich auch in dieſem Zeitraume drey, 1495 eine zu Morſee, 1498 eine zu Luzern und 1512 eine zu Freyburg.

Uneinigkeit des Clerus. Wenn die tiefe Sittenloſigkeit, die Habſucht und Unwiſſenheit der Cleriker und das Eindringen ſchlechter und unwürdiger Menſchen in die kirchlichen Aemter das ſittliche Gefühl jedes Vernünftigen empören mußte, ſo beſſerte der Haß und die Eiferſucht, womit Papſt und Cardinäle, Biſchöfe und Klöſter, die verſchiedenen Mönchsorden, Weltgeiſtliche und Regular-Geiſtliche, Kloſtervorſteher und ihre Untergebenen einander verfolgten, und ihre Gebrechen gegenſeitig aufdeckten, die Sache um nichts. Die Kanzel war der Ort, wo die Glieder des Clerus ſich gegenſeitig an den Pranger ſtellten. Das Unweſen ging ſo weit, daß im Jahre 1497 biſchöfliche Edicte gegen dasſelbe erlaſſen werden mußten, daß auch die Eidsgenoſſen oft verſuchten ihm ein Ende zu machen, und jeder Rechtſchaffene mit äußerſter Kraft dagegen eiferte. — Zu Schafthauſen wollten die Auguſtiner den Dominicanern, zu Zofingen die Dominicaner den Auguſtinern den Zutritt verwehren. — Zu Bern traten 1499 der

Meister und die Brüder vom H. Geist im oberen Spitale mit einander vor Rath, und beschuldigten sich gegenseitig der schändlichsten Ausgelassenheit. Der ärgerliche Streit nahm kein Ende, bis der Meister abgesetzt, und das Kloster reformirt wurde. — Von den Streitigkeiten zwischen Bischöfen und Klöstern gibt die oben angeführte Zerwürfniß zwischen Constanz und Einsiedeln ein genügendes Beyspiel. — Wie uneinig der Papst oft mit den Cardinälen gewesen, lehren die Gegen-Concilien zu Pisa und im Lateran. — Zu welchen Verbrechen der Neid der Mönchsorden führte, zeigt die folgende Schandthat.

Die Dominicaner- und Franciscaner-Orden nährten eine gegenseitige Eifersucht, die durch einen heftigen Meinungsstreit noch erhöhet ward. Verschiedene Umstände begünstigten die Franciscaner, welche schlau genug waren, zur Vollendung ihres Sieges zu Wundern ihre Zuflucht zu nehmen. Höhnisch triumphirten sie nun über ihre Gegner, deren Beschämung sie durch heftige Angriffe von den Kanzeln zur Verzweifelung steigerten. In ihrer Noth beschlossen die Ueberwundenen im Jahre 1509 auf einem General-Capitel zu Wimpfen, zur Wiederherstellung ihres Ansehens dasselbe Mittel der Wunder zu gebrauchen, durch welches sie gestürzt worden waren. Den Schauplatz ihres Betruges verlegten sie nach Bern, „einer „Stadt, die sich eben nicht durch Einsicht und Aufklärung „auszeichne, dagegen aber mächtig genug sey, die Sache, „wenn sie gelinge, mit dem Schwerte zu vertheidigen.“ Die handelnden Personen wurden auserwählt, und verpfändeten sich mit ihrem Blute dem Teufel, um sich seinen Beystand zu sichern. Gerade damahls meldete sich zur Aufnahme in den Orden Johann Jetzer, ein armer Schneider von Zurzach, der wegen seiner Einfalt ein taugliches Werkzeug des Betruges zu werden versprach. Gleich in der ersten Nacht wurde er in seiner Zelle von den Mönchen mit Steinen beunruhigt, auf dieses folgten Erscheinungen einer verlorenen Seele, welche

den Einfältigen beredete, sich zu ihrer Erlösung acht Tage lang bis aufs Blut zu geißeln, und in einer Capelle, auf die Erde gestreckt, zu bethen. Die Sache erregte Aufsehen, viel Volk strömte zusammen, den heiligen Mann zu schauen, die Kirche der Barfüßer wurde verlassen, das Ansehen der Dominicaner stieg, und sie waren bemüht, durch passende Kanzelvorträge dieses Ansehen zu mehren. Hierauf erschien der Geist, von zwey Vermummten begleitet, dem Jetzer wieder, machte ihm die Eröffnung, daß die Dominicaner in allen Stücken Recht haben, und daß die Stadt Bern bald untergehen werde, wenn sie die Franciscaner nicht verjage, und die Französischen Pensionen abschaffe; endlich kündigte der Geist dem Jetzer einen nahen Besuch der H. Jungfrau Maria und der H. Barbara an. Der überraschte Jetzer entdeckte sich seinem Beichtvater, und dieser gab ihm einen Zettel voller Fragen, welche die H. Maria beantworten werde, wenn sie ihm wirklich erscheine. Die H. Barbara erschien nun zuerst, meldete die Maria an, und übernahm es, ihr den Zettel zu überbringen. Nach zwey Stunden kam Maria selbst, gab dem Betrogenen den Zettel mit einem von Christi Blute roth gefärbten Siegel, beschenkte ihn mit drey Tropfen von den Thränen, die Jesus über Jerusalem geweint, mit eben so viel Tropfen von Christi Blute, mit der Windel die Jesus gleich nach seiner Geburt getragen, und mit zwey von Christi Blut besprengten Crucifixen, deren eines nebst einem Briefe, den Maria ebenfalls übergab, dem Papste Julius II., als dem Manne, bestimmt war, der den Streit zwischen Franciscanern und Dominicanern zur gänzlichen Zufriedenheit und Ehre der letzteren beylegen sollte. — Noch hatten die Franciscaner einen Vorzug, den ihnen die Dominicaner beneideten, nähmlich die fünf Wundmahle, die Christus dem Heiligen Franciscus selbst sollte eingedrükt haben. Auch dieser Vorzug sollte ihnen entrissen werden. Als Maria dem Jetzer wieder erschien, erlaubte sie ihm, sich eine Gnade auszubitten. Seine De-

muth überließ ihr selbst die Wahl. Da stieß sie ihm, wie sie behauptete, auf Christi Geheiß, einen eisernen Nagel durch die Hand. Zur Stillung des heftigen Schmerzens brachte sie ihm in der folgenden Nacht gezupfte Leinwand aus einer Windel, die Jesus auf seiner Flucht nach Aegypten getragen haben sollte. Mit gläubigem Vertrauen hatte der Betrogene alles dieses über sich ergehen lassen; dennoch wagte man nicht, ihm die übrigen vier Wundmahle auf gleiche Weise beyzubringen. Daher bereiteten die Verschworenen einen Schlaftrunk, ein Aetzwasser und einen Trank, der den Schlaf zur gehörigen Zeit wieder lösen sollte. Die Sache glückte. Es war nur noch darum zu thun, Aufsehen bey dem Volke zu erregen. Auch dieß gelang nur allzu wohl. Allein die Verschworenen, durch die bisherigen günstigen Erfolge in trügliche Sicherheit versenkt, verdarben ihre Sache selbst. Bey der nächsten Erscheinung vergaß die H. Maria, ihre Stimme zu verstellen, und Jetzer erkannte seinen verkappten Beichtvater. Ein gleiches Schicksal hatte der Prior, dem nun die Rolle der H. Maria zufiel, und der Subprior, der, als H. Catharina von Siena, die zwey mißglückten Versuche wieder gut zu machen bemüht war. Man beschloß hierauf, Jetzern selbst ins Spiel zu ziehen, der sich nach einigem Widerstreben überreden ließ, aber nur den unbedeutendsten Theil des eigentlichen Anschlages erfuhr. Hierauf ließen die Mönche in einer Kapelle einem Marien-Bilde Thränen mahlen. Jetzer empfing einen betäubenden Trank, wurde auf den Altar gestellt, und umarmte knieend das Bild. Hinter einem Vorhange stand der Beichtvater, und spielte die Rolle des Christ-Kindes, das seine Mutter fragte: „Warum weinst du?“ In Maria's Nahmen gab derselbe mit veränderter Stimme zur Antwort: „Ueber die „lange Verzögerung der Sache und das Unglück Berns.“ Jetzer wurde so betrogen, daß er fest glaubte, das Bild habe geredet. Er blieb knieen, und wollte nicht eher von seinem Platze weg, bis er das Abendmahl genossen, und den Vorfall

drey Rathsgliedern eröffnet habe. Bey diesen fand er wenig Glauben. Gläubiger war das Volk, das in ungeheurer Menge zusammen strömte, und die Mönche so muthig machte, daß sie nicht weiter auf die Zweifel des Rathes achten zu müssen glaubten. Nur das beschlossen sie, den Jetzer aus dem Wege zu räumen, um sich vor dem Verrathe zu sichern. Sie wollten versuchen, ihn durch Fasten abzuzehren, in der Hoffnung, den Ruf seiner Heiligkeit durch einen so erhabenen Tod zu vermehren. Allein Jetzer hatte sie behorcht, und überraschte sie bald darauf bey einem heimlichen Gelage. Dadurch wurde die Sache für die Verschwornen höchst bedenklich. Sie versuchten, sich Jetzers durch Gift zu entledigen. Nachdem drey Versuche mißlungen waren, stieg ihre Angst so, daß sie den Unglücklichen an eine Kette schmiedeten, und so lange mit glühenden Zangen zwickten, bis er einen heiligen Eid der Verschwiegenheit ablegte. Aber bald darauf entsprang er aus dem Kloster, und entdeckte die Sache. Es kam zu gehässigen Untersuchungen. Die Ordensoberen entfernten die Schuldigen, bis der Handel vergessen sey, nach Rom, und Alles schien beygelegt; allein die Regierung forschte in aller Stille nach, und nahm ihre Maßregeln. Zu frühe kehrten die vergebens gewarnten Mönche nach Bern zurück, sie wurden eingezogen, vor ein Gericht gestellt, und zum Feuertode verurtheilt. Jetzer, der sich der Theilnahme an dem Betruge schuldig gemacht, wurde in Betracht seiner bereits ausgestandenen Schmerzen nur zur ewigen Verbannung aus der Eidsgenossenschaft verdammt. Die Beschämung der Dominicaner war unaussprechlich vollkommen dagegen der Triumph ihrer Feinde.

Haben wir uns noch zu wundern, wenn allgemeine Verachtung der Lohn der Versunkenheit des Clerus war, und Laien sich mündlich und schriftlich folgender Maßen über die Geistlichkeit ausdruckten? „Die Päpste und Priester haben uns „Laien gänzlich unterdrückt, und zu Knechten gemacht. Erst„lich haben sie ein Mittel erdacht, alle unsere Heimlichkeiten

„ auszufischen, das ist die Beichte. Auch zwingen sie uns, „ in die Kirche zu gehen; aber dabey müssen wir unser Geld „ opfern; hingegen sie gehen nicht in die Kirche, wenn sie kein „ Geld zu hoffen haben. Sie sollten in die Kirche kommen, „ um zu singen, damit sie aber weniger singen müssen, haben „ sie die Orgeln auf die Bahn gebracht. Noch Eines mangelt „ ihnen, daran sie Tag und Nacht arbeiten, daß wir noch „ zuletzt für sie in die Hölle gehen.“ Haben wir uns aber auch etwa zu wundern, wenn sich bey dem Volke die letzte Spur von Religion und Gottesfurcht verlor, und dürfte nicht ein guter Theil der Verirrungen, deren sich die Eidsgenossen in diesem Zeitraume schuldig machten, eine unmittelbare Folge dieses durch den Clerus verschuldeten, gänzlichen Mangels an allem religiösen Gefühle zu nennen seyn? Hätte wohl bey einem Volke, dem die Gesetze religiöser Sittlichkeit nicht allmählich ganz fremd geworden wären, eine solche Ausgelassenheit, eine solche Feilheit, eine solche Verachtung aller göttlichen und menschlichen Verhältnisse gefunden werden mögen, wie die Geschichte dieses Zeitraumes sie uns bey dem Eidsgenössischen Volke vor Augen stellt?

Verhältnisse mit dem Papste. Mit ihm standen die Eidsgenossen während dieser Jahre in vielseitigen Berührungen. Durch die Treulosigkeit und Ueppigkeit, durch den Weltsinn, die Kriegslust und Unversöhnlichkeit der Päpste, durch die nähere Bekanntschaft mit den Schlechtigkeiten des Römischen Hofes war bey Vielen die unbegrenzte Ehrfurcht mächtig gesunken, die man ehemahls dem vorgeblichen Statthalter Gottes auf Erden schuldig zu seyn glaubte; doch verehrte noch von Alters her die Mehrzahl der Eidsgenossen gläubig in ihm das sichtbare Oberhaupt der Kirche, dem sie in geistlichen Angelegenheiten unbedingten Gehorsam leisteten, ohne sich übrigens allen seinen Wünschen unterthänig zu zeigen, oder ihm in politischen Angelegenheiten Vorrechte vor anderen Fürsten einzuräumen. Wie sehr sich auch der Papst und seine

Legaten abmühten, nie konnten sie es erreichen, daß die Politik der Eidsgenossen sich blindlings den Wünschen und Aussprüchen des Römischen Hofes untergeordnet hätte. Oft schlugen sie dem Papste die Werbung ab, bestraften die, welche zu seinen Gunsten heimlich warben, oder gegen die Verbothe in seine Dienste traten, drohten, das Bündniß mit ihm aufzuheben, weigerten sich, seine Bannbriefe anzuschlagen, machten Miene seine Legaten aus dem Lande zu weisen, verlangten mit Ernst wesentliche Verbesserungen und klagten nachdrücklich über nicht erfüllte Versprechungen, so wie sie sich auch das Recht nicht entreißen ließen, geistliche Verbrecher durch die weltliche Obrigkeit zu bestrafen. — Als der Papst im Jahre 1499 einen Mahnbrief an die Kirche zu Lindau schlagen ließ, in welchem allen Eidsgenossen, die nicht innerhalb funfzehn Tagen von dem Bündnisse mit Frankreich abstände, der Bann gedroht war, so appellirten die Eidsgenossen an die Billigkeit einer Kirchenversammlung, ja an den Richterstuhl des Allerhöchsten. — Als im Jahre 1500 der Türken-Krieg dem Papste zum Vorwande dienen mußte, der Welt ein Jubeljahr zu schenken, so trieb der Cardinal Raimund Peraudi, Bischof von Gurk, diesen Handel in Deutschland und der Schweiz. Im Jahre 1501 wendete er sich zwey Mahl an die Tagsatzung; allein diese bezeigte wenig Lust, die Päpstlichen Reichthümer zu mehren. Nur Bern nahm das Jubeljahr an, großer Ablaß wurde ausgetheilt, viel Geld floß in die Päpstlichen Cassen. Zum Danke unternahm der Legat eine Verbesserung mit den Klöstern, die aber bey den lebenslustigen, aller Weltfreuden, selbst verbothener Genüsse theilhaften Mönchen und Nonnen heftigen Widerstand fand. Aus Rache verdarben sie den Ablaßhandel des Legaten, und bald nach seiner Abreise geriethen auch die wenigen Verbesserungen, die er hatte erzwingen können, wieder in Vergessenheit. — Mehr Glück hatte eine zweyte Brandschatzung, die der Papst ebenfalls unter dem Vorwande eines Türken-Krie-

ges im Jahre 1513 durch den Legaten Ennius Philonardo, Bischof von Veroli, versuchte. Allein, als im gleichen Jahre ein Päpstlicher Abgeordneter die Eidsgenössischen Prälaten nach Constanz beschied, um sie zu besteuern, befahlen die Eidsgenossen den Geladenen, nicht zu erscheinen, dem Legaten aber sandten sie eine Weisung zu, ihre Gotteshäuser in Ruhe zu lassen. — Ein geistliches Gericht, das der Papst im gleichen Jahre zu Basel niedersetzte, um von Oesterreichischen Unterthanen Schulden mit Acht und Bann einzutreiben, wurde von den Eidsgenossen auf Oesterreichs Klage weggewiesen. — Am entschlossensten widersetzten sich jedoch die Eidsgenossen der schändlichen Courtisanerie. Das über die Kirche ausgegossene Uebel mehrte sich mit furchtbarer Schnelligkeit, da der Päpstliche Hof die Schweiz mit verächtlichen Courtisanen überschwemmte, und bey seinen Ernennungen nie auf Würdigkeit und Kenntnisse, nur auf Geldanerbiethung, Gunst und Einfluß Rücksicht nahm, da einzelne Courtisanen mehrere Pfründen besaßen, und sich nur darum bekümmerten, ihre reichen Einkünfte in Freuden zu verzehren, nicht aber ihr heiliges Amt als Lehrer mit Fleiß und Treue zu verwalten. Heftige Beschlüsse wurden gegen dieses Unwesen gefaßt, und so wohl die, welche mit Anweisungen auf den zehnten Theil der Einkünfte eines Klosters, als die, welche mit Ernennungen auf Pfründen ankamen, wurden meist mit glücklicher Standhaftigkeit zurück gewiesen. Doch finden sich Beyspiele, daß solchen Eindringlingen, um sie zum Abstande zu bewegen, Jahrgelder ausgeworfen werden mußten.

Der Papst, welcher unter den Fürsten, die der Eidsgenössischen Krieger bedurften, einer der ersten war, benahm sich gegen die Eidsgenossen mit Feinheit, und ergriff jedes Mittel, seinen Einfluß auf sie zu mehren, und sich in ihrer Gunst fest zu setzen. Nur mit Geldspenden, dem sichersten Schlüssel zu den Herzen der Eidsgenossen, war er nie freygebig. Auch both er selten oder nie die Hand zu wirklichen Verbesserungen

im Kirchenwesen, selbst wenn sie von ihm verlangt worden waren. Nahmentlich war er nie zu bewegen, die Eidsgenossen durch eine förmliche Bulle von der Courtisanerie und den Päpstlichen Wahlmonathen zu entledigen. Einzig den Baslern gelang es, im Jahr 1512 bey Julius II. die wesentliche Verbesserung auszuwirken, daß künftig nicht mehr ausschließlich Adeliche ins Domstift aufgenommen würden; sondern daß jeder Bürger, der den Doctor-Grad und eine Exspectanz von Rom besäße, Domherr werden könnte, und daß sechs Stellen auf immer für solche bestimmt seyen. Dagegen ließ es der Papst an glatten Worten und listigen Anerbiethungen, die der Eidsgenössischen Eitelkeit schmeichelten, nie fehlen. Im Jahre 1504 gab er den Eidsgenossen eine Bulle mit der schönen Freyheit, an Fasttagen Butter, Käse, Zieger, Eyer und Milchspeisen essen zu dürfen. — Hierauf, um angesehene Familien durch Aussichten auf einträgliche Stellen an sich zu ketten, bewarb er sich um die Bewilligung, die noch jetzt bestehende Eidsgenössische Leibwache zu stiften. — Ferner wurde die Schweiz durch fast beständige Anwesenheit einer mit den ausgedehntesten Vollmachten versehenen Nuntiatur beehrt. — Gegen einflußreiche Männer war man mit Ablaßbriefen freygebig. — Als dem Päpstliche Hofe durch den Ernst der Eidsgenossen das Mittel, sich durch Courtisanerie in den Schweizerischen Landen Anhänger und Creaturen zu verschaffen, bedeutend beschränkt wurde, so suchte der Papst durch neu erfundene Titulatur-Aemter, die ihm keine Ausgaben verursachten, deren Erlangung wohl gar noch bezahlt wurde, den gleichen Zweck zu erreichen. — Die Päpste Julius und Leo erzeigten den Bernern die Gnade, ihnen Trennung von ihren bisherigen Bischöfen und einen eigenen Bischof anzubiethen; allein Bern mochte sich in Betrachtung der mannigfaltigen Folgen und Unannehmlichkeiten, die mit dieser Einrichtung verbunden seyn konnten, keine solche Last aufbürden, und lehnte die Päpstliche Gunst mit bescheidener Dankbarkeit ab. — Nach

dem Dijoner = Zuge suchte sich der Papst, die ganze Eidsgenossenschaft dadurch zu verbinden, daß er bemüht war, Frankreich, welches die Erfüllung der Friedensbedingungen verweigerte, mit den erbitterten Eidsgenossen auszugleichen. Für sich selbst schloß er hierauf mit der Schweiz ein Bündniß ab, in das Zürich erst nach langem Widerstande eintrat.

Wissenschaften.

Die Kenntnisse der Eidsgenossen waren immer noch sehr beschränkt. Wenn schon gesagt werden kann, daß die alte Finsterniß nicht mehr ganz unumschränkt herrschte, so vermochten doch unter dem beständigen Geräusche der Waffen die sanften Kinder des Friedens nicht aufzublühen. Wer lesen und schreiben konnte, galt schon für einen gebildeten Mann. Noch im Jahre 1490 erklärte Conrad Vogt, Schultheiß von Solothurn, er könne Beydes nicht. Nur diejenigen Wissenschaften genossen einige Achtung, die zum Broterwerbe dienten, Rechtskunde, Heilkunde und Gottesgelehrtheit. — Die Rechtskunde war selten; aber ihr Kenner ein hoch geehrter Mann, dem die ersten Aemter und Ehrenstellen offen standen. — Die Heilkunde war sehr erniedrigt, und eigentlich gar keine Wissenschaft zu nennen. Die Eidsgenossen waren eben so unbekannt mit den Erfahrungen, die ältere Völker in dieser Kunst gemacht, als mit den großen Fortschritten, welche dieselbe in späteren Zeiten, besonders in Italien gethan. Die Lehrer dieser Wissenschaft, von aller gründlichen Kenntniß völlig entblößt, beschäftigten sich in ihren Vorträgen, unnütze Fragen zu lösen, die Metalle, Kräuter, und Thiere anzuzeigen und vorzuweisen, welche in diesem oder jenem Falle gelungene Heilmittel abgegeben, und von dem Einflusse der Gestirne und dem Nutzen der Beschauung des Harnes zu sprechen. Die Aerzte waren aber auch nicht geachtet. Die Kunst wurde größten Theils von Juden, Scharfrichtern, Barbierern und alten Weibern geübt.

Wie geringschätzig damahls diese wichtige Kunst betrachtet wurde, lehrt genügend ein Beschluß des Solothurnischen Rathes, der seinem Arzte erklärte, ihn noch ein Jahr versuchen zu wollen, wenn er mit dem bisherigen Lohne vorlieb nehme. — In welchem tiefen Verfalle die Theologie lag, darf nach dem, was über den Clerus gesagt worden, nicht erst lange mehr erläutert werden. Die Heilige Schrift, die Kirchenväter waren vergessen. Der Unterricht in den Hörsälen beschäftigte sich mit abgeschmackten Grübeleyen und Fragen, so wie die Kanzelvorträge mit unfruchtbaren ascetischen Betrachtungen und Heiligen-Legenden.

Doch drang das in Europa aufblühende Licht der Wissenschaften auch in die Schweiz immer mächtiger ein. Es war ein klares Gefühl in dem Volke, daß Wissenschaft zu besserem Fortkommen nöthig sey, und man bemühte sich, ihr auf vielen Wegen, so wie auch bey Gelegenheit von Friedensverträgen und Bündnissen Vorschub zu thun. Dem Herzoge von Urbino und der Stadt Florenz wurde bedingt, jährlich vier zu Pisa studierenden Eidsgenossen funfzig Goldgulden zu geben. — Der Papst übernahm, vier Schweizerische Jünglinge zu Bologna zu verpflegen. — Im Jahre 1499 wurde in dem Bunde mit Frankreich fest gesetzt, der König müsse in seinen Kosten von jedem Orte zwey Studenten zu Paris unterhalten. — Der Herzog von Mailand verhieß im Jahre 1513, fünf Jahre lang dreyzehn Eidsgenossen, (aus jedem Orte Einen), zu Pavia studieren zu lassen. — Drey Jahre später bewilligte Frankreich in dem ewigen Frieden jedem Canton jährlich hundert Franken zur Versorgung eines Studierenden in Paris. — Auch im eigenen Lande dachte man darauf, die Schulen zu vermehren, zu verbessern, und mit tauglichen Lehrern zu versehen. Wenn auch die Klosterschulen im Ganzen unbedeutend, und nur die Buchdruckerey und Schule von Münster, aus welcher der berühmte Rudolf Collin hervorging, im Gange war, so durften doch einige Stadtschulen

mit Ehren genannt werden. Zu Bern hatte man im Jahre 1487 eine bald wieder verschwindende Schule errichtet. — Zu Zürich, wo die Wissenschaften immer mehr Verehrer fanden, wo viele Bürger, die sich nachher einen nicht unbedeutenden Nahmen erworben, ihrer Studien wegen nach Basel zogen, war mit dem Fraumünster-Stifte eine brauchbare Schule verbunden. Die Schule beym Großmünster-Stifte wurde von vielen Schülern aus Bündten, Wallis, Thurgau und der Pfalz besucht; allein die meisten waren fahrende Schüler, welche aus Armuth vor den Thüren ihr Brot bettelten, und dadurch den Bürgern beschwerlich fielen. Man verpflichtete sie, beym Kirchengesange und den Seelmessen abzuwarten; dafür erhielten acht Knaben von jedem zu Zürich wohnenden Chorherren täglich zwey Stücke Brot und jeden Sonnabend vier Pfennige. Kümmerlich mußten sie sich behelfen. Viele verdarben bey einer solchen Lebensart leiblich und geistig; doch schwangen sich Einzelne empor, wie Schinner, Platter und Andere. Vorzüglich blühte Basel, welches das Glück genoß, Lehrer aller Wissenschaften in seinen Mauern zu sehen. Andronicus Cantoblacas, Johann Haynlein, genannt de Lapide, Johann Räuchlin, Conrad Pelican, Johann Geiler, Sebastian Brand, Johann Wessel, Thomas Wittenbach, Erasmus von Rotterdam, Peter von Andlau und Andere, welche sich Alle am Ende des funfzehnten und Anfangs des sechzehnten Jahrhunderts zu Basel aufhielten, waren Männer voll gründlicher Gelehrsamkeit, tiefer Bildung und hohen Muthes, die Wahrheit zu erforschen, und wenn sie auch dieselbe noch nicht in ihrem Glanze erblickten, so enthüllten sie doch viele Irrthümer, entfernten sich von den eben so unfruchtbaren, als unergründlichen scholastischen Spitzfindigkeiten, wiesen ihre Zuhörer auf das lichtvolle Studium der zahlreichen Werke der Griechen und Römer und der heiligen Schrift, als der einzigen Richtschnur menschlichen Glaubens, erregten in ihnen einen immer lebhafteren Wunsch

nach Verbesserung der Kirche, halfen das große Werk vorbereiten und erleichtern, und es wird wohl genug zu ihrem Ruhme gesagt seyn, wenn wir anführen, daß Ulrich Zwingli, Leo Judä, Wolfgang Fabritius Capito, Johannes Oporin und Andere aus ihren Hörsälen hervor gegangen sind. — Auch die Buchdruckerkunst erfreute sich zu Basel immer noch eines fröhlichen Gedeihens. Die Verbreitung des wohlthätigen Lichtes der Wissenschaften, die Amerbach und Hans Froben durch sie mit Ruhme angefangen, setzte des letzteren Sohn Hieronymus Froben, sein Tochtermann Claus Bischof, (Episcopius), und der Gatte seiner Wittwe, Johann Heerwagen, mit gleichem Glücke und Ruhme fort.

Ueberhaupt nahte eine große, den Wissenschaften günstige Zeit. Allenthalben hell auflodernde Licht, allenthalben Durstende nach Geist und Wahrheit. Es zeigte sich nun, daß der Eifer der Eidsgenossen, den allen Fleiß tödtenden Pfründenverkauf und die Curtisanerie zu hindern, und die Jugend auf ernstliche Studien hinzuleiten, nicht fruchtlos geblieben war. Nicht nur die, welche sich dem geistlichen Stande oder anderer Zunftgelehrsamkeit widmeten, zeigten Eifer für die Wissenschaften; nein auch Laien trachteten hier und da mit Anstrengung nach gründlicher Gelehrsamkeit. Diese Liebe zu den Wissenschaften war um so rühmlicher, je schwerer es war, sich die nöthigen Hülfsmittel, besonders zum Studium der heiligen Schriften zu verschaffen. Wußte sich doch Pelican noch gar wohl der Zeit zu erinnern, wo man in ganz Deutschland um keinen Preis ein einziges Exemplar des Neuen Testamentes hätte bekommen können; war doch im Jahre 1480 in Zürich keine Bibel käuflich, mußte doch zuweilen bey der Erklärung eines Classikers das Buch von den Schülern erst lectionenweise copirt werden, weil nur Ein Exemplar desselben vorhanden war. Der unermüdete Fleiß dieser edeln Männer, ihre unerschütterliche Beharrlichkeit, ihre ans Wunderbare und Unglaubliche grenzende Erduldung von

Entbehrungen und Beschwerden, die großen Opfer, die sie den Wissenschaften brachten, ihre beyspiellos ausgebreitete Thätigkeit, ihre tadellose Sittenreinheit muß uns in gerechtes Erstaunen versetzen, und sticht gewaltig ab gegen die Trägheit, Ausgelassenheit und Schamlosigkeit, der sich der größere Theil des damahligen Clerus, welchen Erasmus mit bitterem Spotte geißelt, Preis gab.

Die Zeit war also nicht mehr, in der ein Cleriker schreiben konnte: „Man hat weder jetzt, noch in Kurzem eine „völlige Reformation zu erwarten, theils weil das Volk nicht „Lust dazu hat, theils weil die Prälaten es verhindern.“ Das erste Hinderniß war weggefallen, und das zweyte nicht stark genug, das allenthalben mit Macht herein strömende Licht zu verdunkeln. Allerdings war es immer noch Spiel und Plan des Papstes und seiner obersten Knechte, den großen Haufen, dessen Heil ihnen wenig am Herzen lag, zu täuschen, ja selbst den untergeordneten Theil des Clerus in Unwissenheit, Dummheit und Trägheit zu erhalten, und so die Welt für ihre eigennützigen und selbstsüchtigen Absichten geschmeidiger zu machen. Nur wenn das Volk in seiner Blindheit blieb, nur wenn es von blinden Führern geleitet wurde, nur dann konnte das Gebäude der Hierarchie fortbestehen; aber es stand nicht in menschlicher Macht zu verhindern, daß nicht hier und da ein Funke des wohlthätigen Lichtes ausströmte; und der Widerstand der Freunde der alten Finsterniß gegen Alles, was ihre künstliche Dunkelheit hätte aufhellen können, reizte die Freunde der Aufklärung nur zu immer kühneren Schritten. Und wenn man früher, da nur Einzelne die Stimme der Wahrheit ehrten, durch Inquisition, durch Kerker, Schwert und Scheiterhaufen sich hatte helfen können, so wollten jetzt diese Mittel nicht mehr zureichen, nachdem ganze Völker im Gefühle der drückenden Mißbräuche Licht und Leben mit furchtbarem Einmuthe zu verlangen angefangen hatten, und der Fürst auf dem Throne, wie der Bettler in seiner

verachteten Hütte, den Muth empfing, die Wahrheit zu erringen, oder zu sterben. Auch hatte es die Vorsehung so geleitet, daß einige Päpste, Gönner nnd Beförderer der Wissenschaften, Stifter vieler Universitäten, von denen nachher das Licht ausging, gegen ihren eigenen Willen Jahrhunderte zum voraus an der Erschütterung ihres Thrones arbeiten mußten, und vergeblich war die Einschränkuug der Preßfreyheit, durch welche Leo X. die seinem Interesse unbequemen Neuerungen zu unterdrücken versuchte. Er vermochte zwar, eine Zeit lang die Bekanntmachung der neuen Ideen, nicht aber das Denken selbst zu hintertreiben, dem Viele, durch sein Verboth gereizt, sich nur desto eifriger hingaben, und als die Zeit der Reife gekommen war, brach sich die Wahrheit nur desto gewaltiger ihre Bahn, kühnen Muthes die Hindernisse überwindend, die ihren Siegeslauf hemmen sollten.

Die Eidsgenössische Geschichte, für welche in den Herzen wahrer Eidsgenossen immer eine innige Liebe gebrannt, blieb in diesem Zeitraume auch nicht vergessen. Schon vor dem Berner Tschachtlan hatte Hans Fründ von Luzern, Landschreiber zu Schwyz, mit edler Einfachheit die Geschichte des alten Zürich-Krieges beschrieben. — Lehrreich und mit vorzüglicher Hinsicht auf seine Vaterstadt beschrieb Melchior Ruß, (*de Rubeis*), der Jüngere von Luzern die Eidsgenössischen Geschichten bis zum Jahre 1414. — Petermann Etterlin, Gerichtsschreiber von Luzern und Gerold von Edlebach von Zürich sammelten, der erstere vom Jahre 863 bis 1593, der letztere von 1436 bis 1517, Alles, was sie in früheren Jahrbüchern gelesen, und was sie selbst erlebt. — Der Priester Diebold Schilling von Luzern verfaßte die Geschichte der Stadt Luzern bis zum Jahre 1509. — Sein Werk benutzte Werner Schodeler von Bremgarten, um mit unparteylicher Freymüthigkeit die vaterländischen Geschichten bis zum Jahre 1525 zu beschreiben. — Heinrich Brennwald, letzter Probst zu Embrach, verfaßte eine bis zum Jahre

1609 gehende Helvetische Geschichte. — Auch mochte mancher weniger Bekannte seine Mußestunden mit Abfassung einfacher Geschichten des geliebten Vaterlandes ausfüllen.

Außer dem fanden Lebensbeschreibungen der Heiligen, Feenmärchen, Rittergeschichten, bey denen man in einsamen Stunden, in langen Winterabenden angenehme Erhohlung oder kriegerische Begeisterung suchte, vielen Beyfall. — Dem Geiste jener ausschweifenden, geldgierigen Zeit war es höchst angemessen, daß auch die Bücher äußerst geschätzt wurden, welche unverständliche Sprüche lehrten, und wundersame Bilder und Zeichen enthielten, durch deren Hülfe man mit Schnelligkeit große Reichthümer erwerben, den Stein der Weisen finden, die Goldmacherkunst erlernen zu können glaubte. Mancher hing diesem dunkeln Aberglauben mit so vieler Liebe an, daß erst wiederhohlte, schmerzliche Verluste oder gänzlicher Ruin seiner Oekonomie ihm die Augen über seine Verblendung öffnen konnten.

In den Liedern hörte man die Klagen unglücklich Liebender, Verspottung der Feinde und Siegsgesänge. Es gibt fast keine Schlacht der Eidsgenossen, die nicht von einem Zeitgenossen, welcher sie meist mitgekämpft, durch einen Siegesgesang verherrlicht worden sey.

Sitten.

Fröhlich lebten die alten Eidsgenossen in ihrem schönen, wundervollen Lande, dessen ewige Schneegebirge mit hohen, grasreichen Alpen, die Alpen mit sanfteren Bergen und Hügeln und lachenden Thälern anmuthig abwechseln. Herrliche Flüsse und zahlreiche, mit wohl gebauten Städten und Dörfern bekränzte Seen, verschafften dem Ganzen höhere Anmuth und Lebendigkeit. Die Städte, durch Mauern, Thürme und Graben befestigt, lagen fast immer an Flüssen oder Seen. An Glanz und Reinlichkeit hatten sie keinen Vorzug vor unsern heutigen Landstädtchen. Steinerne Häuser wurden

selten gesehen; aber auf der Vorderseite der meisten fanden sich Abbildungen heiliger Geschichten. In Wohnungen, Hausgeräthe, Kleidung und Speise befliß sich der Eidsgenosse großer Einfachheit. Seine größte Pracht legte er in Rüstungen und Waffen oder an hohen Festen in silbernen und goldenen Schalen und Bechern zur Schau. Verließ der Eidsgenosse seine Wohnung, so fehlte das Zeichen der Freyheit, die schönste Zierde Alter und Junger, Geistlicher und Weltlicher, Schwert oder Degen, nie an seiner Seite. — Städte und Flecken hatten freye Plätze, auf welchen die Jugend sich versammelte, unter Aufsicht der Erwachsenen mit Ringen, Wettlaufen, Armbrustschießen, Steinstoßen und Reiten sich übte, und unter Lust und Jubel Kraft und Geschicklichkeit zu ernsteren Kämpfen errang. Wie freute sich das Herz der Alten beym Anblicke der schön und kraftvoll aufblühenden Kinder und Enkel, und welche reiche Hoffnungen durfte nicht das Vaterland von den in ihren zarten Jahren schon von Muth und Freyheitsliebe glühenden Jünglingen und Knaben nähren, wenn man Sorge trug, diese edeln Kräfte dem Wohle des Vaterlandes zu sparen. — Die Kraftfülle, die Kühnheit, die tief eingeprägte Ehrliebe wurden auch bey dem älteren Geschlechte geweckt und geleitet, und, wo sie das Maß überschreiten wollten, eingedämmt, nie unterdrückt. Als ein Mann, der vor Rathe stand, in der Aufwallung seiner Leidenschaft den Gegner zum Zweykampfe forderte, ward ihm zwar bedeutet, „daß dieß meinen Herrn mißfalle, und unser Brauch nit seye,“ aber weiter nicht gestraft. Es wurde nicht geahndet, als Krieger in unbesonnener Raschheit die Schiffleute niederstachen, durch deren Sorglosigkeit viele ihrer Gefährten ertrunken waren. Keine Strafe hatte der zu fürchten, der die Untreue der Gattinn an dem Thäter rächte, oder der sich selbst Genugthuung nahm, wenn er Lügner oder ohnmächtiger Mann war gescholten worden. Es lag viel Rohes in solchen Sitten; aber dieses Rohe glich einem ungeschliffenen Edelsteine, den

eine kunstreiche Hand zum kostbaren Schmucke umgeschaffen hätte, und den nur die sorgloseste Behandlung verdarb.

In seinem Umgange war der Eidsgenosse offen und vertraulich. Es fand sich keine knechtische Schmeicheley gegen Vornehme, es wagte der Vornehme selten ungestraft herrische Anmaßungen gegen die Geringeren. Schon die Sprache verrieth dieß. Allgemein galt noch die Benennung Du. Die Eidsgenossen hießen deßwegen spottweise die Duzen. Selbst Regierungen schrieben Rittern und hohen Beamten in diesem Tone. — Jene alte, schöne, echt brüderliche, in unsern Tagen wieder erwachende Sitte, durch Einladungen zu Freyschießen, zur Fastnachtfeyer und zu anderen Festtagen sich gegenseitig frohe Genüsse zu verschaffen, und das Gefühl des gemeinsamen Glückes durch Eintracht und Traulichkeit zu erhöhen, herrschte noch immer. — Im Jahre 1503 zogen die Zürcher auf die Fastnacht nach Basel, um die neuen Bundesgenossen brüderlich zu begrüßen. — „Als ferner“ sagt Bullinger, „der Schwabenkrieg und andere schwere Kriege viel „Unwillen und Unfreundschaft gemacht hatten, wurden die „Herren von Zürich um des gemeinen Besten willen zu Rath, „ein Schießet mit den Bogen- und Büchsenschützen, auch ein „Glückshafen und andere Uebungen und Kurzweilen anzu„stellen, damit man bey diesem Anlasse wiederum zu einan„der wandelte, und Gemeinschaft, Liebe und Freundschaft mit „einander machte.“ Aus nahen und fernen Gegenden strömten Fremde und Einheimische zusammen. Das Fest wurde auf dem anmuthigen Schützenplatze gefeyert. Die Männer wetteiferten im Schießen mit Büchsen und Armbrust. Die Frauen versuchten ihr Glück durchs Loos. Nach vier Wochen beschloß man mit Wettlaufen, Springen und Stein stoßen die lange Ergötzung. — In der Fastnacht vorzüglich vergaßen die Eidsgenossen alle Sorgen und Beschwerden des Lebens, und weihten sich ganz der Lust und Wonne. Wer die lustigsten Schwänke vorbrachte, wacker zechte, und viel verschenkte, wie

der gute Bruder Fritschi von Luzern, war in allen Augen der beste Mann. Oft wurde Fritschi von anderen Eidsgenossen in scherzhafter Gefangenschaft gehalten, damit seine Mitbrüder von Luzern ihn abzuhohlen genöthigt werden. So wurde er im Jahre 1508 zu Basel von zwey hundert Luzernern, beyde Schultheißen und achtzehn Rathsherren an der Spitze, abgehohlt. Sie wurden zu Basel freudig empfangen, unter Tanz und Spiel, Schmaus und Trunk und Schießübungen verfloß mancher festliche Tag, ehe die Luzerner mit dem befreyten Bruder Fritschi wieder heim zogen. Jahrhunderte lang wurde zu Luzern in der Fastnacht das Andenken des guten Bruders Fritschi nach seiner eigenen Stiftung durch einen öffentlichen Umgang gefeyert. Ein in Stahl gerüsteter Jüngling von vornehmem Geschlechte führte den Zug. Ihm folgte ein hoch gewachsener Mann und eine ehrbare Frau in alter Kleidung, den Fritschi und seine Hausfrau vorstellend. Der Mann trug Fritschis großen, künstlich von Buchs gearbeiteten, mit Silber eingelegten Becher, und erfreute jeden Begegnenden durch einen Trunk. Der Zug ward in die Städte und Länder eingeladen. Länger als drey hundert Jahre erinnerte er an die alte, gute Zeit. Im Jahre 1784 wurde er abgeschafft, vielleicht wegen der Kosten, wohl eher, weil Mancher an eine entschwundene, kraftvolle Zeit nicht mehr erinnert seyn, noch Andere an dieselbe erinnern lassen wollte, an jene Zeit, von der Bullinger sagt: „Vor die Eidsgenossen angefangen, „mit Königen, Fürsten und Herren sich in Bündnussen und „Vereinigungen zu verpflichten, ist in der Eidsgenossenschaft „in Städten und Ländern gar ein schlichtes, einfältiges, „frommes, getreues, dazu redliches Volk gewesen, mit Essen „und Trinken, Kleidern und Hausrath unkostlich, vorab gottesfürchtig, gegen fremde Leute freundlich, und gegen die „Armen barmherzig.“

Aber immer mehr entschwanden die einfachen, reinen Sitten einer besseren Vorzeit. Ein furchtbares Gift war schon

lange über das Volk der Eidsgenossen ausgegossen, und wüthete in seinem innersten Marke. Schon seit den Burgunditchen Kriegen ließen sich deutliche Spuren großer Verdorbenheit erkennen. Der Clerus, seine hohe und edle Bestimmung vergessend, hatte sich träger Sorglosigkeit und sündlicher Lust hingegeben; aber die weltliche Regierung, ihre Pflichten fromm betrachtend, versuchte es unter wechselnden Erfolgen, mit dem Verderben zu ringen, und die alten, reinen Sitten zurück zu führen. Endlich, als die Freundlichkeit und die Versprechungen der Fürsten, ihre heimlichen und öffentlichen Mieth und Gaben auch der Regenten Augen geblendet, sank auch dieser letzte Damm, und die wilde Fluth zahlloser Verirrungen fraß um sich, bis beynahe das ganze Volk von Sünde und Schande verschlungen war. Im Anfange hatte man geglaubt, was ein Fürst anbiethe, dürfe man ohne Bedenken annehmen; aber Ehre und Pflicht erfordern, daß man dessen ungeachtet gegen das Vaterland mit Biedersinn handle; wolle der schenkende Fürst dieses nicht, so verlange man auch keine Geschenke von ihm, und es haben sich Eidsgenössische Staatsmänner gefunden, die, wie ein Bubenberg und Andere, durch die reichsten Pensionen zu keinem Mißtritte verleitet wurden. Aber bald zeigten sich die unseligen Folgen eines Grundsatzes, der auf einen fast übermenschlichen Edelmuth gestützt war. Mit Neid und Mißgunst schauten Viele auf die Beschenkten, und wünschten, auf jedem Wege zu gleichem Glücke zu gelangen. Da ihre Verdienste nicht hinreichend waren, um ihnen solche Auszeichnungen zu verschaffen, so ließen sie sich für Geld in Verpflichtungen und Verbindungen ein, die mit dem Biedersinn gegen das Vaterland nicht mehr bestehen konnten, und scheuten sich endlich nicht, dasselbe zu verrathen, wenn ihnen ein Lohn gebothen wurde, welcher der Wagniß zu entsprechen schien. Es lag in der Natur der Sache, daß so übel erworbenes Geld auch übel angewendet wurde, daß man sich stets neue Hülfsquellen zu unbegrenzter Verschwendung

zu eröffnen suchte, und daß der Durst nach diesem süßen Gifte allmählich jede edlere Empfindung verschlang. Einfachheit, Redlichkeit, Gefühl für wahre Ehre, Gemeinsinn und Vaterlandsliebe wurden auf diese Weise täglich seltener; dagegen bemächtigten sich Geldgier, Selbstsucht und Ausschweifung fast aller Herzen. Ungern entbehrten die Männer Genüsse, die sie in den Kriegen lieb gewonnen, gegen welche Arbeit, Mäßigkeit und Entbehrung ihnen ekelhaft schien. — Was Wunder, wenn ihr Ohr jedem Verführer, der seine Lockungen mit Geld unterstützte, offen stand, wenn sich viele Tausende dem feil bothen, der ihnen Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Lüste versprach. Wunden und Tod schreckten diese rauhen Krieger nicht ab. Ohne Sinn für häusliches Glück, ein genußloses Leben gering schätzend, lebten sie nur dem Augenblicke und der Stillung ihrer wilden Begierden. Krieg war daher ihre Losung; denn er allein erfüllte ihre ungebändigten Wünsche. Verfall des Hauswesens, Vernachläßigung der Erziehung und allgemeine Unordnung waren die natürlichen Folgen dieser Verirrung, welche den unsterblichen Geist den Lüsten des thierischen Leibes unterthan machte. Der Landbau, diese nie versiegende Urquelle wahren Wohlstandes, wurde hintan gesetzt; ganze Felder lagen öde, von unnützem Gestrüppe bedeckt. Meist wurde noch der Boden von den Städtern bebaut, die sich dadurch vor Wucher zu schützen versuchten. Handwerke und Gewerbe wollten nicht gedeihen. Der Handel ging zu Grunde. Ausgeführt wurde nichts, als etwas Käse und Wein; die wichtige Durchfuhr ward durch die Unsicherheit der Straßen zerstört, und einige schwache Versuche, allem diesem aufzuhelfen, verdienen kaum unsere Aufmerksamkeit. Das Hirtenleben, das keine große Anstrengung erfordert, und zu trägem Müßiggange freyen Spielraum läßt, schien Vielen noch die angenehmste, erträglichste Beschäftigung. — Die Oberen versäumten ihre heiligste Pflicht, nach dem Beyspiele würdiger Vorgänger dem

immer mächtiger einreißenden Uebel mit aller Kraft zu steuern, weil auch sie sich demselben ergeben hatten, und nicht selten die Ersten waren, die Schranken der Sittlichkeit, des Gesetzes, ja der selbst gemachten Verordnungen zu überschreiten, oder weil sie den Zeitpunct für günstig hielten, ihre Macht zu vergrößern, und die Zügellosigkeit des Volkes benutzten, um Willkür an die Stelle der Gesetze zu pflanzen. Fast alle Regenten entehrten sich durch Kriecherey gegen fremde Fürsten, Feilheit und Verbrechen. Mancher empfing von drey und vier Fürsten Geld. — Verbesserte Erziehungsanstalten, Verbreitung der Aufklärung und nützlicher Kenntnisse hätten dem Verderben den kräftigsten Inhalt thun können; aber die Rohheit des Jahrhundertes ließ nur Weniges gedeihen, und selbst die furchtbaren Ereignisse, welche der Glaube des Volkes dem Zorne der Gottheit über die herrschende Sünde zuschrieb, konnten den wilden Taumel der Leidenschaften kaum einen Augenblick hemmen, nicht aber zerstreuen. — Selbst die Eidsgenössische Tagsatzung, in der man früher ein Versammlung der Besten und Würdigsten zu verehren gewohnt war, stimmte in den herrschenden Ton ein. Den am Herzoge Sforza begangenen Verrath, den Ungehorsam, die Treulosigkeit, die Gräuel der Krieger und der Anführer ließ sie ungestraft; aus Furno's Betrug zog sie Vortheil, duldete in ihrer Mitte die schlechtesten Menschen, faßte edle Beschlüsse, die sie nicht vollzog, oder durch Nebenbestimmungen wieder entkräftete, schändete sich selbst durch Unredlichkeit, Käuflichkeit, Schmeicheley und Wankelmuth, hatte zwar ein scharfes Auge für ihren persönlichen Vortheil, aber keines für das auffallende Bedürfniß des Vaterlandes, und ungehört verhallten vor ihrem Ohre die Stimmen einiger Weiseren und Besseren. Aber freylich handelten die Tagsatzungen im Geiste der Regierungen, deren Mitglieder und Stellvertreter sie waren. — Daß auch der Clerus zur Vollendung des Unheiles eifrig Hand gebothen, ist uns bereits klar geworden.

Das innere Elend suchte man durch äußeren Glanz zu verhüllen. In Wohnung, Kleidung, Geräthe, Speisen wurde man täglich üppiger. Die Landes-Producte aller Art wurden verachtet, dagegen das Geld an fremde Erzeugnisse verschläudert. Seide wurde in Küche und Stall, auch von Bauern getragen. Jeder strebte nach Sammt, feinen Tüchern, köstlichem Pelzwerke, Stickereyen von Gold und Silber, edeln Gesteinen und künstlich geschnitztem Hausgeräthe. Wenn sich die Männer mit prächtigen Waffen schmückten, so hätte sich das bey dem kriegerischen Volke leicht erklären lassen; aber wenn eben dieselben ihre Schuhspitzen mit goldenen und silbernen Schnäbeln zierten, die Schuhe über den Zehen aufschlitzten, und die Zehen, mit Ringen geschmückt, zur Schau trugen, auch in ihrer übrigen Kleidung sich weichlich aufputzten, und, gleich den Frauen, mit der Mode täglich wechselten, so war das wohl verächtliche, weibische Ueppigkeit. Zur Zeit des ewigen Friedens mit Frankreich war die Spanische Kleidung allgemein. — Das gemeine Volk, durch keine Gesetze gebunden, ahmte die Reicheren treulich nach, ohne, gleich ihnen, die Mittel zu solcher Verschwendung zu besitzen. Allein man war über die Art, diese Mittel zu erwerben, nicht ängstlich. — Als man sich einst zu Luzern für Frankreich erklärte, nahmen einige Bürger das Pferd des Kaiserlichen Gesandten als gute Beute aus dem Gasthofe weg. — Ehrbare Frauen und Mädchen schämten sich nicht, den Französischen Gesandten auf offener Straße zu fangen, und Loskauf von ihm anzunehmen. — Viele dieses Geschlechtes mochten auch wohl durch Unzucht erwerben, was sie auf anständigem Wege nicht verdienen konnten. — In Rechtsstreitigkeiten luden die Parteyen ihre Richter zu Gaste, um sich ihres günstigen Ausspruches, durch denselben eines Gewinnes zu versichern. — Viele griffen zu Brandstiftung, Raub und Mord. — Man mußte, wie nach den Burgundischen Kriegen, die schärfsten Maßregeln ergreifen, um die Sicherheit nur einiger Maßen herzustellen.

Der Krieger, welcher den Zeitraum von einem Feldzuge zum anderen recht angenehm benutzen, der Bürger, welcher mit seiner Familie sich in ein Meer von Lustbarkeiten und Zerstreuungen stürzen wollte, begab sich nach Baden im Aargau. Hier war der Sammelplatz aller wilden Wüstlinge beyder Geschlechter aller Stände und Alter, hier der Hauptschauplatz alles Vergnügens, aller Liederlichkeit, aller Ausschweifung. Hier verschwand häufig der letzte Schein von Zucht und Anstand, und die öfteren Versammlungen der Tagherren im Städtchen Baden oder die Anwesenheit eines Bürgermeisters von Zürich oder eines Französischen Gesandten dienten nie dazu, die Ungebundenheit zu mindern. Geldaustheilungen, Verschwendung, Tanz, Trink- und Spielgelage wechselten mit Scenen thierischer Sinnlichkeit und viehischer Rohheit, und nicht selten entstanden blutige Händel.

Aber wie erbebte die unbändige Menge, wenn plötzlich die Nachricht erscholl, daß die Pest ausbreche, und der so genannte große Tod das Land durchziehe; wenn scheußliche Beulen, Nasenbluten, Kopfschmerzen, oder heftiges Erbrechen die zahlreichen Opfer bezeichnete, oder wenn der Ergriffene, wie vom Schlage gerührt, todt zur Erde stürzte, und statt des Jubels überall Seufzen, Aechzen und Jammer ertönte. Kaum rettete Flucht in einsame Berggegenden; weder Jugend noch Stärke schützte; die Gefühle der Liebe und Freundschaft erloschen. Viele Kranke starben ohne Pflege, ohne Trost. Bern verlor im Jahre 1493 funfzehn hundert Menschen, Basel 1502 über drey tausend, und 1517 zwey tausend Seelen, Zürich im Jahre 1519 fünf und zwanzig hundert Bewohner. Man erkannte den Zorn Gottes, die Kirchen füllten sich mit reuenden, büßenden Sündern, man gab den letzten Pfennig, um Ablaß zu erhalten, man wallfahrtete mit demüthigen, jammernden Geberden; aber kaum hatte sich die Gefahr verloren, so fröhnte man wieder den alten Lüsten.

Schlußwort.

Mit tiefem Schmerzen, mit bitterem Unwillen betrachtet der Freund des Vaterlandes diese lebhaft warnenden Verirrungen, und wenig vermag es ihn zu beruhigen, daß auch in anderen Ländern die Verdorbenheit groß, ja noch größer war, als in dem Lande und bey dem Volke der Eidsgenossen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

In demselben Verlage ist erschienen:

Aletheia durch Ernst Münch. 8. 1822.

Cicero's, M. T., sämmtliche Briefe, übersetzt und erläutert von C. M. Wieland. gr. 8 7 Bde. 1808—21. Druckpr. 15 Rthlr. oder 27 fl. Schrbpapr. 17 Rthlr. 3 gr. oder 30 fl. 48 kr.

Fernow, C. L., römische Studien; 3 Bde. mit Canova's Portrait von Lips. 8 Schreibpap. 1806. 6 Rthlr. 18 gr. oder 12 fl 9 kr.

Geßners, Sal., sämmtliche radirte Blätter; 2 Foliobände auf fein Velinpapier 70 Rthlr. oder 126 fl.

— — 32 radirte Landschaften, 3 Ausgaben, auf fein Velinpap. quer 4 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

— — 52 Schweizerprospekte in radirten Blättern, auf fein Velinpapr. quer 8 5 Rthlr. oder 9 fl.

— — Schriften, 2 Bde. mit latein. Lettern, Kupfern u. Vignetten von dem Verfasser. 4. Der Tod Abels ist nicht in dieser Ausgabe. 12 Rthl. oder 21 fl. 36 kr.

— — — — 3 Bde. mit lateinischen Lettern und Vignetten von dem Verfasser. 8 1810. 4 Rthlr. 12 gr. oder 8 fl. 6 kr.

— — — — 3 Bdchen. in Taschenformat, mit lateinischen Lettern und dem Bildniß des Verfassers. 12 1818. 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

— — — — — 2 Bde. mit deutschen Lettern. 8 1817. 1 Rthlr. oder 1 fl. 48 kr.

— — Gouache = Gemälde und Lavis=Zeichnungen, radirt durch C. W. Kolbe, 6 Hefte. gr. Fol. 25 Blätter. 20 Rthlr. oder 36 fl.

Einzelne Hefte 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr.
Einzelne Blätter 1 Rthlr. oder 1 fl 48 kr.

Kleist, Heinr. v, die Familie Schroffenstein; Trauerspiel in 5 Aufz. 8 802. 1 Rthl. oder 1 fl. 48 kr.

Meyer, 48 Schweizerprospekte. 4 u. 8. 2 Rthlr. oder 3 fl. 36 kr

Milton, J., verlornes Paradies, verbesserte Uebers. von J. J. Bodmer. 8 780. 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Molieres Lustspiele und Possen, für die deutsche Bühne bearbeitet, von H. Zschokke; mit Titelvignetten von Lips. 6 Bde. Schreibpap. 1805 und 1807. 5 Rthlr. od. 9 fl.

Museum, attisches; herausgegeben von C. M. Wieland, 4 Bde. compl. 8 Rthlr. oder 14 fl. 24 kr.

— — neues attisches; herausgeg. von C. M. Wieland, J. J. Hottinger und Fr. Jakobs; 2 Bde. complet 6 Rthlr. oder 10 fl. 48 kr.

Orellii, J. C., eclogae veterum poëtarum latinorum in usum Gymnasiorum. Insunt A. Persii satyrae tres integrae. 8 maj 1822. 1 Rthlr. 3 gr. oder 2 fl.

Rationalismus, Supranaturalismus, Tradition, Scription und Kanon; von D. Schultheß und Prof. von Orelli. gr. 8 1822. 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Rehfues, T. J., Gemälde von Neapel; mi. einem illum.. Kupfer, 3 Bdchen. 8 1808. 2 Rthlr. 18 gr od. 4 fl. 52 kr.

— — Briefe aus Italien während der Jahre 1801. 1802. 1803. 1804. 1805. mit mancherley Beylagen, 4 Bde. 8 1809—1810. 6 Rthlr. 6 gr. oder 11 fl. 15 kr.

Reise, malerische, in die italienische Schweiz, mit Kupfern. 4 1793. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Schubart, Ch. F. Dr., vermischte Schriften; herausgeb. von Ludwig Schubart, Sohn. 8 1812. 2 Bde. 3 Rthlr. 12 gr. oder 6 fl. 18 kr.

Sismonde-Sismondi, J. C. L., Geschichte der italienischen Freystaaten im Mittelalter. Aus dem Franz. 12 Bde. 1809—1821. 15 Rthlr. 16 gr. oder 28 fl. 12 kr.

Troxler, D., philosophische Rechtslehre der Natur und des Gesetzes mit Rücksicht auf die Irrlehren der Liberalität und Legitimität. gr. 8 1820. 1 Rthlr. 3 gr. oder 2 fl.

— — Furst und Volk, nach Buchanan's und Miltons Lehre; 2te Aufl. gr. 8 Aarau 1821 (in Commission) 10 gr. oder 45 kr.

Vögelins Geschichte der Schweiz. Eidgenossenschaft in zwey Bänden. 1r Bd. gr. 8 1820. 1 Rthlr. 3 gr. od. 2 fl.

Wielands, C. M., ausgewählte Briefe an verschiedene Freunde, in den Jahren 1751—1810 geschrieben und nach der Zeitfolge geordnet. 4 Bde. 8 1815—16. 7 Rthlr. 12 gr. oder 13 fl. 30 kr.

Zschokke, H., Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone, besonders des alten eidgenöß. Kantons Schwyz. 8 1801. 1 Rthlr. 8 gr. oder 2 fl. 24 kr.

Zwingli, M. U., Lebensbeschreibung von J. C. Heß. Aus dem Franz. nebst einem liter. hist. Anhang von L. Usteri, mit von Lips gestochenem Portrait. 8 2 Rthlr. 12 gr. oder 4 fl. 30 kr.

— — sämmtliche Schriften im Auszuge; herausgegeben von Usteri und Vögelin. gr. 8. 2 Bände in 4 Abtheilungen 1819—20. Herabgesetzter Preiß 3 Rthlr. 12 gr 6 fl. 45 kr.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vögelin, Johann Conrad,

Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft

Bd.: Bd. 2

Zürich (1822)

Bibl.Mont. 2649-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10720740-9